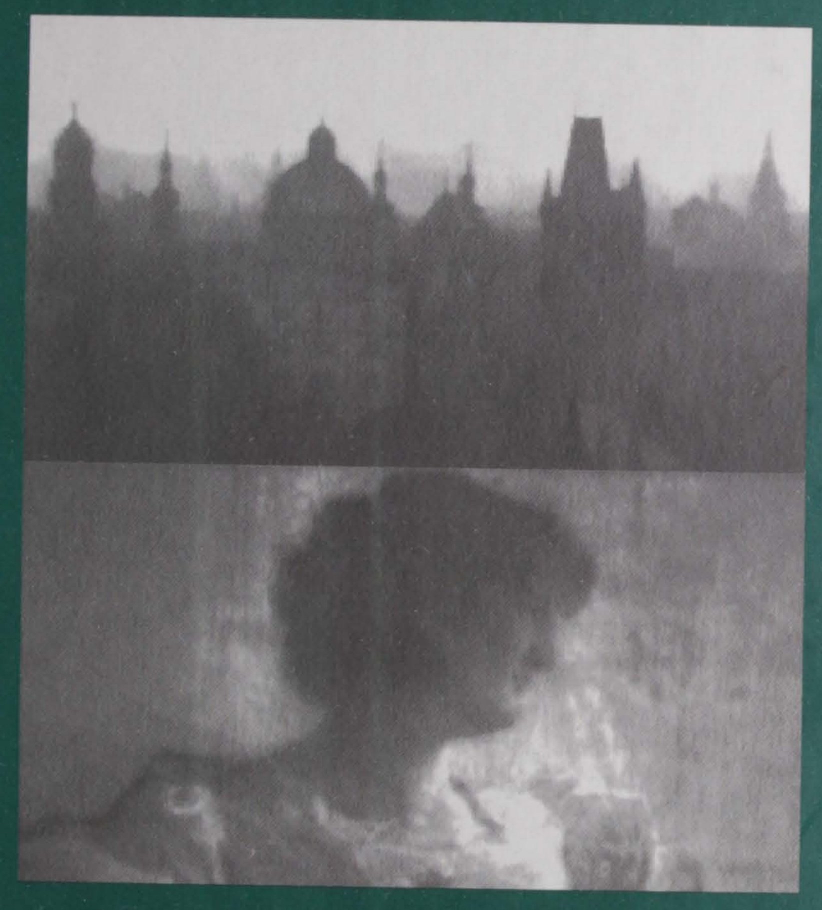
Wilma A. Iggers

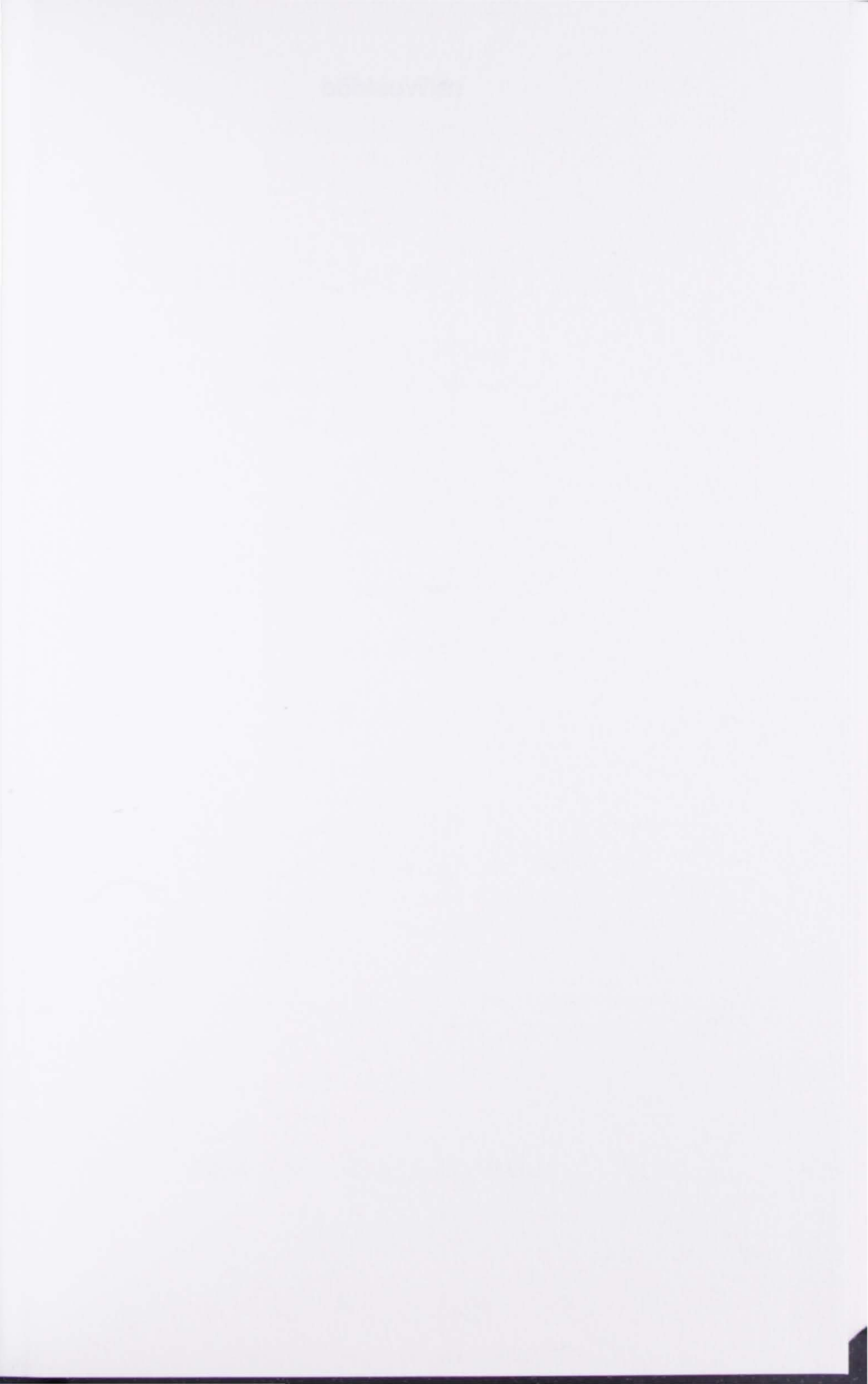


Frauenleben in Prag

Ethnische Vielfalt und kultureller Wandel seit dem 18. Jahrhundert

böhlau Wien







böhlauWien

Gedruckt mit der Unterstützung durch den
Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich
ISBN 3-205-98759-4

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefreiem Papier
Druck: Manz Crossmedia, A-1050 Wien

Inhalt

Inhalt

Einleitung

Wenn man heute in Prag spazieren geht oder sich einen Stadtplan ansieht, glaubt man ein organisches Ganzes mit mittelalterlichen Wurzeln erkennen zu können. Betrachtet man aber die Geschichte der Prager Bevölkerung näher, so erfährt man bald, daß hier wenigstens drei Gruppen zusammengelebt haben – Tschechen, Deutsche und Juden. Sie waren in verschiedenen Stadtteilen konzentriert, von denen manche sich wenig veränderten, andere dagegen einem kontinuierlichen Wandel unterworfen waren. Eine mehr oder weniger gemischte Bevölkerung gab es in allen Stadtteilen, die Grenzen waren fließend, und manchmal ging eine Gruppe allmählich in einer anderen auf. Nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) setzte eine allmähliche nationale Überformung der Tschechen durch die deutschen Nachbarn ein; erst im neunzehnten Jahrhundert begann ein tschechisches Nationalbewußtsein zu erwachen. Während des Zweiten Weltkriegs wurden die meisten Juden, sofern sie nicht emigriert waren, verfolgt und vernichtet. Bald danach wurden die Deutschen vertrieben. So blieb praktisch nur eine ethnische Gruppe in Prag zurück, die Tschechen.

Es ist viel über Prag geschrieben worden – über seine Architektur, seine Rolle in der Geschichte, seine Atmosphäre und seinen multikulturellen Charakter – besonders im Zusammenhang mit Kafka, aber niemand hat geschildert, wie es von den Menschen empfunden wurde, im Alltag mit Mitgliedern der eigenen oder einer anderen Bevölkerungsgruppe konfrontiert zu sein.

Im Unterschied zu Männern schreiben Frauen oft über ihr eigenes gesellschaftliches und familiäres Milieu und über ihre Motivationen und Gefühle. Sie beschäftigen sich mit Themen, aus denen man eine gesellschaftliche und kulturelle Atmosphäre rekonstruieren kann – anstatt sich hauptsächlich auf politische und wirtschaftliche Entwicklungen zu konzentrieren.

Mit diesem Lesebuch, das autobiographische Schriften von Frauen enthält, die während der letzten zweihundert Jahre in Prag lebten,

verfolge ich viel bescheidenere Ziele, als eine Geschichte dieser multikulturellen Stadt zu entwerfen. Soweit es im Rahmen eines Buches überhaupt möglich ist, hoffe ich, Frauen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen zum Leben zu erwecken, ihre Gedanken, Interessen, Sorgen und Reaktionen im Alltagsleben aufzuzeigen. Ich habe mich deshalb entschlossen, ihnen sowie Leuten, die sie gut kannten, soweit wie möglich das Wort zu geben.[1]

Mein erstes Kriterium für die Aufnahme der Frauen in mein Buch war die Verfügbarkeit relevanten Schriftmaterials – Briefe, Tagebücher, Autobiographien und Erinnerungen, wobei anzumerken bleibt, daß die frühesten Zeugnisse dieser Art erst aus dem neunzehnten Jahrhundert stammen. Zweitens sollten die Frauen auch so unterschiedlich wie möglich sein und die vier Gruppen, tschechische und deutsche Christinnen, tschechische und deutsche Jüdinnen, repräsentieren. Wenn die meisten von ihnen überdies berühmt oder wenigstens bekannt sind, so hängt dies damit zusammen, daß Dokumente über wenig bekannte Menschen weitgehend fehlen.

Meine Suche war bei den verschiedenen Gruppen unterschiedlich erfolgreich. Ich fand überraschend viele tschechische Frauen aus christlichen Familien des frühen neunzehnten Jahrhunderts, einer Zeit, in der man anfing, sich besonders für die Einstellungen und Gefühle des einzelnen zu interessieren. Diese Gruppe strebte damals nach nationaler Anerkennung und bemühte sich, in die Handwerker- und Gewerbetreibenden-Schicht aufzusteigen. Wenn ich, besonders für das neunzehnte Jahrhundert, ein ziemlich detailliertes Bild der tschechischen Frauenwelt zeige, dann geschieht das im Bewußtsein, daß diese Frauen viel aktiver waren und viel mehr von ihnen und über sie geschrieben wurde als über die Frauen aus den anderen Gruppen. Es ist natürlich unmöglich, in jedem Fall ein umfassendes Bild zu zeichnen. Unsere Quellen konzentrieren sich oft auf die Kindheit und Jugend der Frauen, manchmal auf ihre reifen Jahre, bisweilen auf ihre Betrachtungen und Reflexionen sowie ihre Beziehungen zu anderen Frauen.

Durch das Nachdenken über meinen eigenen sozialen und kulturellen Hintergrund – tschechisch, deutsch, jüdisch – wurde das Projekt zwar breiter, zugleich aber konkreter.

Soviel ich weiß, kannten sich nur zwei der hier beschriebenen

Frauen persönlich; aber dennoch spielten im Leben einiger von ihnen dieselben Orte, manchmal dieselben Menschen eine Rolle.[2]

Wir müssen uns wenigstens kurz mit dem historischen Hintergrund befassen und zumindest ein sprachliches Problem klären: Das Wort „böhmisch" bezog sich lange auf das Land Böhmen und auf die tschechische Sprache; erst allmählich wurde das Wort „tschechisch" verwendet, wenn man die Sprache meinte. Es gab also einen böhmischen Landespatriotismus und, im Zusammenhang mit ihm, den Begriff „Jung-Böhmen", mit dem sich Deutsch- und Tschechischsprachige identifizierten.

Die protestantischen Stände waren in der Schlacht am Weißen Berge 1620 besiegt worden; viele von ihnen, die nicht zum Katholizismus konvertieren wollten – 30.000 adelige und bürgerliche Familien –, gingen ins Exil, und ihre Besitztümer wurden konfisziert. Während des Dreißigjährigen Krieges wurde die Bevölkerung zudem durch Hunger und Seuchen um nahezu die Hälfte reduziert. Tschechisch wurde nur in den untersten Klassen unterrichtet, und der Adel und das Bürgertum germanisierten sich vollständig. Das Tschechische wurde damit eine Sprache von Bauern, kleinen Handwerkern und Bediensteten.

Die rücksichtslose Rekatholisierung, die mit der Enteignung großer Besitztümer und deren Übergabe an zum Teil landesfremde katholische Adelige Hand in Hand ging, richtete einen Schaden an, der mit der Verwüstung des Landes auf materieller Ebene vergleichbar war. Der neue Adel, zu dem viele der höheren Geistlichen gehörten, baute in einem nie dagewesenen Ausmaß Paläste, Kirchen und andere Prunkbauten. Ein Kult alter böhmischer, katholischer Märtyrer wurde geschaffen, der die Erinnerung an den Hussitismus, den einheimischen Protestantismus, verblassen lassen sollte. Der deutsche Anteil an der Prager Bevölkerung, der vor dem Dreißigjährigen Krieg ein Drittel ausgemacht hatte, wuchs besonders auf der Kleinseite und unter dem Hradschin.

Erst zur Zeit von Kaiserin Maria Theresia (1740–1780) entwickelte das Bürgertum wieder ein ständisches Selbstbewußtsein, das sich sowohl in Architektur und Inneneinrichtung als auch in Theater und Musik widerspiegelte. Zu der Zeit gab es in Prag fast nur deutsches Theater und italienische Opern. Die Geschichtsschreibung, obwohl deutsch

und lateinisch, wandte sich zunehmend der böhmischen Geschichte zu. Die deutschsprachigen Intellektuellen verstanden sich immer mehr als böhmische (oder österreichische) Deutsche, bisweilen slawischer Herkunft. Es gab ein neues Interesse an alten böhmischen Bräuchen. Aber während die nostalgische Stimmung der Zeit mit diesen Tendenzen sympathisierte, strebte Kaiser Joseph II. (1780–1790), der Sohn Maria Theresias, nach einem zentral verwalteten österreichischen Staat, was die forcierte Durchsetzung des Deutschen als allgemeiner Amtssprache nach sich zog. So wurden viele Volksschulen, die früher tschechisch gewesen waren, deutsch.

Als Reaktion auf die wachsenden Germanisierungstendenzen der Josephinischen Reformpolitik entwickelte sich eine kleine tschechische Elite, die sich bemühte, die tschechische Sprache und Kultur wieder zum Leben zu erwecken. (Paradoxerweise bediente sich diese Gruppe zunächst der deutschen Sprache, um sich zu verständigen.) Einer von ihnen war Josef Dobrovský, der erste slawische Philologe, der seine Werke über die tschechische Sprache auf deutsch und auf lateinisch schrieb. Er war jedoch davon überzeugt, daß Tschechisch nie wieder eine lebende Sprache sein würde.

Patriotische – meist künstlerisch nicht sehr wertvolle – Theaterstücke wurden auf tschechisch aufgeführt. Wichtiger war die 1785 analog zu den Akademien der Wissenschaften in anderen Ländern gegründete „Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften". Diese wurde von Joseph II. bestätigt, der nicht erwartete, daß sie zu einer wichtigen Quelle der tschechischen nationalen Erweckung werden würde. 1793 wurde ein Lehrstuhl für das Studium der tschechischen Sprache an der Prager Universität errichtet, und allmählich machte sich das nationale Wiedererwachen in der Veröffentlichung tschechischer Grammatiken, Wörterbücher und literarischer Werke bemerkbar.

Frauen, die überhaupt keinen Zugang zu Bildung hatten, nahmen seit dem frühen neunzehnten Jahrhundert an der Bewegung teil. Aber in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts hatte jede Stadt in Böhmen und Mähren schon eine Gruppe von Männern und Frauen, die Zusammenkünfte mit Musik und patriotischen Rezitationen organisierten. Zur selben Zeit entstand auch die erste tschechische Oper „Dráteník" (Der Rastelbinder, 1826) und 1831 der erste tschechische Verlag.

Gleichzeitig entfaltete sich das tschechische gesellige Leben. Politische und gesellige Gruppen organisierten Ausflüge an historische Stätten, sangen tschechische Lieder und pflegten die tschechische Literatur. Eine der ersten schreibenden tschechischen Frauen war Magdalena Dobromila Rettigová. Ihr Name ist in den böhmischen Ländern noch immer bekannt, denn außer moralischen Geschichten, Theaterstücken und Büchern mit Ratschlägen für Frauen schrieb sie vor allem Kochbücher, von denen eines noch heute als Bibel der tschechischen Küche gilt.

Amateurtheater gab es zwar schon seit dem achtzehnten Jahrhundert, aber nun wurde eines als ständige Einrichtung in einem Holzgebäude in Prag gegründet. Josef Kajetán Tyl, der Librettist der Oper „Fidlovačka" (1834), aus der „Kde domov můj" (Wo ist meine Heimat?), die spätere tschechische Nationalhymne, stammt, organisierte 1840 einen Ball, der ein kulturelles Ereignis wurde, weil Eintrittskarten, Speisekarten usw. zum ersten Mal auf tschechisch gedruckt waren. Bei diesem und bei späteren Bällen wurden kleine Hefte verteilt, die von tschechischen Frauen geschriebene Gedichte enthielten. Verschiedene andere gesellige und kulturelle Veranstaltungen und besonders groß angelegte nationale Kundgebungen, an denen Tausende Menschen teilnahmen, trugen zum wachsenden Zusammengehörigkeitsgefühl der Tschechen bei.

Damals war der bedeutendste tschechische Politiker der international bekannte František Palacký (1798–1876), um den sich die neue tschechische politische und kulturelle Elite scharte. Er schrieb im Auftrag der böhmischen Stände die erste wissenschaftliche Geschichte Böhmens – auf deutsch – und veröffentlichte sie 1836.

Etwa ab 1840 entwickelte sich die tschechische Frage zunehmend zu einer brisanten politischen Frage. Gleichwohl wurde die Forderung nach der Gleichberechtigung der tschechischen Sprache durch die gescheiterte Revolution von 1848/49 zunichte gemacht. Vielmehr wurde die Unterdrückung der sich entwickelnden Nationalgesellschaft der Tschechen unter dem Innenminister Alexander Bach (1849–1859) noch extremer. Es wird berichtet, daß A. Päumann, der damalige Polizeichef von Prag, erklärte, in zehn Jahren würde es keine tschechische Nation mehr geben.

Da in ganz Österreich politische Kundgebungen verboten waren,

konzentrierten sich die tschechischen Patrioten in Böhmen auf die wirtschaftliche Entwicklung vor allem der Industrie. Die Demütigung der Tschechen erreichte ihren Höhepunkt 1867, als Kaiser Franz Joseph sich im sogenannten „Ausgleich“ in Budapest zum König von Ungarn krönen ließ. Trotz seiner mehrfachen Versprechen, sich auch zum König von Böhmen krönen zu lassen, hat die Landeshauptstadt Prag, einst Sitz des Kaisers, keine Krönungsfeierlichkeiten mehr erlebt.

Bis 1945 gehörten die meisten Deutschen dem mittleren und höheren Bürgertum sowie dem Adel an, der teilweise nach dem Dreißigjährigen Krieg eingewandert und zum Teil ursprünglich tschechisch gewesen war und dem 1918, nach der Gründung der Ersten Tschechoslowakischen Republik, seine Rechte aberkannt wurden. Es gab fast keine deutsche Unterschicht in der Stadt.

Sehen wir uns kurz die Bevölkerungszahlen an: 1846 hatte Prag 66.046 Einwohner, die sich als Deutsche bezeichneten, und 36.687, die sich als Tschechen betrachteten. Außerdem lebten dort 6.400 Juden, die meisten von ihnen im Ghetto[3]. Die Zahlen änderten sich im Laufe des Jahrhunderts beträchtlich. Wenn die Tschechen um 1870 schon die Mehrheit ausmachten, so hing das teilweise mit dem großen Wachstum der Industrie zusammen, die zahlreiche Tschechen vom Land anzog, und teilweise mit der Eingemeindung der zumeist ärmeren Vororte. 1880 waren nur noch dreizehn Prozent der Bevölkerung deutsch und 1900 sogar nur sechs – bei einer Bevölkerung von 514.345. Von 1892 an waren alle Straßenschilder zweisprachig und nicht mehr ausschließlich deutsch wie zuvor. Solche Erfolge trugen zur Intensivierung der tschechischen Bestrebungen um die nationale Vorherrschaft bei, die wieder zahlreiche Abwehrmaßnahmen bei den Prager Deutschen hervorriefen. Fast immer führten neue kommerzielle und gesellige Organisationen auf der tschechischen Seite zu entsprechenden auf der deutschen.

Die Spaltung in zwei nationale Gesellschaften in Prag wurde immer deutlicher. Es gab sogar zwei „Korsos“, auf denen das „bessere“ Bürgertum flanierte; die Deutschen promenierten in der Ferdinandgasse, der heutigen Národní, die Tschechen am Graben, dem Příkopy. Eine wichtige Zäsur war auch die Teilung der Universität 1882 in eine tschechische und eine deutsche.

Nationalbewußte tschechische Frauen glaubten an ihre wichtige

Rolle in der Gesellschaft, die eine andere als die der Männer war: in der nach wie vor tschechisch dominierten Umgebung die tschechische Sprache zu pflegen, sie ihren Kindern zu lehren und sich mit tschechischen kulturellen Angelegenheiten zu beschäftigen. Bei vielen zeitgenössischen Schriftstellern dominierten nationale Themen; einige der prominentesten Schriftstellerinnen richteten ihr Augenmerk vor allem auf die tschechische Folklore und verwendeten sie in ihren Werken. Karolina Světlá (1830–1899) verbrachte viel Zeit auf dem Land, wo sie die regionale Volkstracht trug, und Eliška Krásnohorská (1847–1926) schrieb Libretti aus dem ländlichen Volksleben für Bedřich Smetana. Diese Tendenzen traten am klarsten bei Božena Němcová (1820-1862)[4] zum Vorschein, deren „Babička" (Die Großmutter), erstmals 1855 veröffentlicht, wohl noch immer das bekannteste Buch in tschechischer Sprache ist. Einige tschechische Frauen drückten im neunzehnten Jahrhundert ihren Patriotismus in belletristischen Schriften aus, aber das Lesen und Schreiben geschichtlicher Werke blieb weiter fast ausschließlich Männersache.

Die Geschichte der tschechischen Frauenemanzipation ist eng mit der Geschichte der nationalen Wiedererweckung und der weiblichen Philanthropie verbunden. Vielleicht war der tschechische Feminismus weniger militant als der deutsche in Deutschland oder der englische, weil die tschechischen Frauen an zwei Fronten kämpften – der feministischen und der patriotischen. Beide Kampffelder sind in Krásnohorskás Artikel „Die Stimme einer Pädagogin zur Frauenfrage"[5] thematisiert; dort behauptet sie, daß eine Nation nur dann Fortschritte machen kann, wenn die Frauen nicht vergessen werden. Sie kritisiert darum die tschechischen Frauen, die sich schämen, in der Öffentlichkeit tschechisch zu sprechen, und sich mit den Werten derer identifizieren, die sich als ihnen überlegen betrachten: den Werten der Deutschen und der Männer. Frauen, die sich in der Öffentlichkeit betätigten, wurden ebenfalls zu den Patrioten gezählt – egal, ob sie den Armen zu Essen gaben oder pädagogische Vorträge für Frauen hielten.

Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts war die Palette ihrer Interessen schon viel breiter geworden, und das Publikum hatte sich an ihre Tätigkeiten gewöhnt. Parallel zu der tschechischen nationalen Wiedererweckung war die Zahl der aktiven Frauen während des ganzen

neunzehnten Jahrhunderts gewachsen, und mit ihnen auch die Zahl relevanter Dokumente.

Charakteristisch für die meisten tschechischen Frauen im frühen neunzehnten Jahrhundert war ihr Platz auf den unteren Stufen der sozio-ökonomischen Pyramide; mit wenigen Ausnahmen war auch ihre Schulbildung minimal. Die wenigen, die zu den „besseren" Klassen gehörten, lernten Handarbeiten, Klavierspielen und etwas Französisch – genug, um die Frau eines wohlsituierten Mannes werden zu können.

Nicht nur, daß die Frauen weniger gebildet waren als die Männer, sie hatten auch weniger Gelegenheiten, Interessantes zu erleben, und konnten nur wenige Entscheidungen selbst treffen. Wenn sie Glück hatten, überlebten sie die vielen unerwünschten Schwangerschaften; im allgemeinen waren sie auf die sexuelle Seite der Ehe nicht vorbereitet.

Die erste Frau, die in Prag ernsthaft über Frauenerziehung und Bildung schrieb, war die Polin Honoráta Zapová (1825–1856). In ihrem „Nezabudky" (Nicht zu vergessen, 1855) beschäftigt sie sich mit Themen, die ihrer Meinung nach zur Frauenerziehung gehören, wie Hygiene, Freundschaft und Ehe.

Aus unserer heutigen Perspektive scheint es bemerkenswert, daß die führenden Personen im damaligen Bildungswesen, wie DirektorInnen, OrganisatorInnen oder LehrerInnen, oft über nicht mehr als eine minimale professionelle Bildung verfügten. Viele von den Frauen, die in leitende Positionen gelangten, hatten selbst mit fünfzehn Jahren oder noch früher die Schule verlassen. Wenn man bedenkt, daß Eliška Krásnohorská, die Gründerin des ersten Frauengymnasiums, selbst nie eine ähnliche Schule besucht hatte und daß dennoch das Niveau dieser Schule so hoch war, daß viele der frühen Absolventinnen studierten und erfolgreiche Akademikerinnen wurden, muß man die Institutionalisierung der professionellen Bildung mit einiger Skepsis betrachten.

Wie auch in anderen Ländern betraf die Frauenfrage des „Rechts auf Arbeit" weder die Arbeiterin – diese war zur Arbeit gezwungen, um ihre Familie zu ernähren – noch die Frau der Oberschicht, die nicht ans Arbeiten dachte. Aber es war ein wichtiges Problem für die Frau des aufstrebenden Bürgertums. Für Frauen, die nicht heiraten wollten oder konnten, war es schwer, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Für sie war es dringend notwendig, einen Beruf zu erlernen; sonst blieb



Abb. 1: Der Eiermarkt, 1888

ihnen nur die Möglichkeit, in ein Kloster zu gehen oder von der Wohltätigkeit ihrer Verwandten abhängig zu sein.

Ein großer Teil der schon vor Mitte des neunzehnten Jahrhunderts literarisch interessierten Frauen kam aus der unteren Mittelschicht. Der erste Prager tschechische literarische Salon wurde von der schon erwähnten Honoráta Zapová geführt. Sie war daran gewöhnt, daß Frauen an Diskussionen über literarische Themen teilnahmen. Weitere Salons wurden von den Frauen bekannter Patrioten gegründet. Männer kamen weiter in unzähligen Kaffeehäusern und Bierstuben zusammen, formten Interessengruppen oder scharten sich um Berühmtheiten, die sie bewunderten, aber dort waren „anständige" Frauen noch immer unerwünscht.

Obwohl die Mehrheit der tschechischen Männer nicht mehr Sympathien für die Anliegen der Frauen hatten als Männer anderswo, setzten sich doch einige von ihnen für die Ziele der Frauen ein. So gründete z. B. Karel Slavoj Amerling (1807–1884) zusammen mit seiner

Frau Svatava schon 1844 eine „Budeč" genannte Mädchenschule, die Mädchen eine vergleichbare Bildung wie Jungen zuteil werden ließ. Mit seiner Überzeugung, daß „Frauen zuerst Menschen sein sollten, und dann erst Frauen ... Ehefrauen, Mütter", war er seinen Zeitgenossen weit voraus. Bohuslava Rajská (1817–1852), die als die erste tschechische Feministin gilt, war Lehrerin in Budeč, blieb aber nicht lange, weil sie es für ihre noch wichtigere patriotische Pflicht hielt, F. L. Čelakovský zu heiraten, den berühmtesten tschechischen Dichter der Zeit, und sich um seine vier mutterlosen Kinder zu kümmern.

Nachdem Budeč aus innerschulischen Gründen seine Türen schließen mußte, wurde bei den Patriotinnen am meisten Wert auf die praktische Ausbildung von Mädchen gelegt. Typisch dafür war der kommerzielle „Erzeugungsklub tschechischer Frauen" zur Herstellung von Waren, insbesondere Textilien, der 1860 von Karolina Světlá gegründet wurde, einer vielseitigen Schriftstellerin, die als patriotische Kämpferin das bekannteste Vorbild für Frauen war. Der Klub erhielt wenig finanzielle Unterstützung von der Regierung, die vierzig deutsche Berufsschulen finanzierte.

Das Besondere an der Situation der Prager Bevölkerung war das Bewußtsein, in einem Nebeneinander ethnischer Gruppen, das oft zum Gegeneinander wurde, zu leben. Wenn man um eine neue Schule kämpfte, wollte man auch sicher sein, daß sie für die eigene nationale Gruppe bestimmt war. Wenn sich Tschechinnen fremde Vorbilder der Sozialarbeit ansahen, studierten sie französische und englische Institutionen, nicht deutsche. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war die öffentliche tschechische Wohltätigkeit nicht nur ein Aspekt des tschechisch-deutschen Gegensatzes, sondern zum großen Teil auch des Feminismus.

Beispiele dafür sind Karolina Světlá, Eliška Krásnohorská und der große Feminist Vojta Náprstek, der Ehemann Josefa Náprstkovás (1838–1907), einer der Frauen, die ich in diesem Buch vorstelle. Anders war es bei Marie Riegrová (1833–1892), die es sich zur Aufgabe machte, die Leiden der Armen, und besonders der Frauen, zu lindern. In Übereinstimmung mit ihrem Ehemann František Ladislav Rieger (1818–1903), einem der bekanntesten tschechischen Politiker des neunzehnten Jahrhunderts, war sie nicht am Feminismus interessiert.

Es ist bemerkenswert, daß die meisten Aktivistinnen der tschechischen Wiedergeburt wenigstens teilweise deutscher Abstammung waren. Die Mehrheit von ihnen lernte erst als zweite Sprache Tschechisch, manchmal gegen den Willen der Eltern. Dieser Patriotismus ließ nach, als das nationale Wiedererwachen innerhalb der tschechischen Gesellschaft Fuß gefaßt hatte. Die Gründung des Gymnasiums Minerva 1890, des ersten Frauengymnasiums in Mitteleuropa, kann als die letzte patriotische Tat dieser Art gesehen werden.

Die wichtigsten Beispiele für tschechische patriotische Frauen, die erst allmählich die tschechische Sprache – mehr oder weniger gut – erlernten, waren Terezie Palacká, die Frau des Historikers František Palacký, Johana Fričová, die Frau des 1848er-Revolutionärs J. V. Frič, und Augusta Braunerová, die Frau eines Mitglieds des Abgeordnetenhauses in Wien. Letztere war in der deutschsprachigen Oberschicht aufgewachsen und stand dem bekanntesten patriotischen Salon ihrer Zeit vor, obwohl sie die tschechische Sprache nicht gut beherrschte. Karolina Světlá (1833–1899) und ihre Schwester Žofie Podlipská (1833–1897), eine populäre Schriftstellerin, wurden deutsch und französisch erzogen und lernten hinter dem Rücken ihrer Eltern Tschechisch. Einige von den Frauen, die ich in diesem Buch vorstelle, gehören in diese Kategorie. Manche slawisierten ihre Namen, z. B. Antonia Reiss in Bohuslava Rajská.

Die Frauen, die sich mit dem tschechischen Nationalismus identifizierten, neigten dazu, alles Deutsche abzulehnen. Der folgende Bericht[6] ist nur eine Episode. Aber er wirft ein so bezeichnendes Licht auf die Einstellungen der Zeit, daß ich beschlossen habe, ihn nahezu ungekürzt wiederzugeben:

Um 1864 sammelte Světlá manchmal einen kleinen Kreis Mädchen um sich, denen sie lange Nachmittage mit mütterlichen, aufrichtig patriotischen Absichten widmete. Sie wollte uns erwecken, uns anspornen, uns zu bilden, so daß wir die Bedeutung der Zeit und unsere Pflichten, die über die Familie hinausgingen, verstehen würden. Sie predigte nicht, sondern sprach ganz bescheiden. Vielleicht damit wir uns noch mehr zu Hause fühlten, strickte sie manchmal Strümpfe, ... während wir unseren Kaffee tranken.

Einmal, als wir Auserwählten durch eine solche Einladung bei Frau Světlá geehrt wurden, überraschte uns ein Ereignis, das wir nie erwartet hätten: Eine deutsche Frau wurde in unseren Kreis gebracht. Světlá erklärte uns, daß die Dame die tschechische Gesellschaft kennenlernen will und daß es an uns liege, ihr Respekt für die tschechische weibliche Intelligenz einzuflößen.

Berta Mühlsteinová *[eine nicht sehr bekannte Dichterin]* sagte: „Ich habe keine Angst vor ihr, ich kann gut Deutsch." Sie kam. Sie war eine junge Dame mit einem hübschen, ausdrucksvollen Gesicht, ein gewisser jüdischer Typ aus einer patrizischen Familie, die schon lange christlich war. Ihre große Familie, die ich X nennen will, hatte einen ausgezeichneten Ruf unter den Prager Geschäftsleuten und galt als ehrlich und besonders gebildet. Im Haus der Eltern von Fräulein X, das nicht für Luxus bekannt war, sondern für außergewöhnliche Gastfreundschaft und Philanthropie, wurde Kunst und Lektüre viel mehr als üblich gepflegt. Es waren gebildete und wirklich vornehme Leute; wie hätte Fräulein X Světlá sonst interessieren können?

In dem Haus traf sich alles, was an Geist und Bildung bedeutend war: Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, und der dort herrschende Ton war elegant, aber entspannt. Wenn ich mich recht erinnere, hatte Fräulein X eine Gelegenheit gesucht, Světlá einen kleinen Dienst zu erweisen und mit ihr zu sprechen.

Als die junge Dame in den kleinen Salon eintrat, hatten wir keine Ahnung, mit welcher Mission sie gekommen war, welche Absichten hinter der fröhlichen, witzigen Konversation versteckt waren, mit der sie uns unterhielt. Sie, die zum ersten Mal dort war, fühlte sich gleich zu Hause, während wir, die gewohnt waren, dort zu sein, scheu waren und uns irgendwie unbehaglich fühlten. Es war nicht einmal wegen der deutschen Sprache, wir konnten gut genug Deutsch, aber etwas Unklares bedrückte uns. Wir fühlten eine Animosität gegen Fräulein X, empfanden sie als einen Eindringling, und trotz ihrer ganzen Geselligkeit, ihres Selbstbewußtseins, freien Benehmens und ihrer intelligenten Eloquenz gefiel uns Fräulein X überhaupt nicht. Sie nahm auch an weiteren Zusammenkünften teil. Ich fühlte deutlich, daß sie Světlás Intelligenz und Wissen sehr bewunderte, aber daß sie uns Übrigen sehr kritisch und ohne Respekt sah.

Mit derselben herablassenden Verachtung beurteilte sie die bescheidene Einrichtung des Salons, die einfachen Erfrischungen und Bertas und meine Gedichte, die sie zu unserer Überraschung sehr gut kannte. Sie war nicht einmal von den zwei jungen Frauen beeindruckt, mit denen sie, offensichtlich, um sie zu prüfen, französisch und englisch sprach. Sie überwältigte uns mit spanischen, griechischen und Sanskrit-Zitaten und erzählte uns, daß sie noch immer Sanskrit studierte, bald aber mit Russisch anfangen würde. Sie sprach über ihre Vorzüge so, als ob sie für eine gebildete Dame selbstverständlich wären.

Mit ironischem Lob schalt sie mich wegen eines Gedichts, mit dem ich nicht beabsichtigt hatte, mich bei den Deutschen beliebt zu machen. Sie zeigte uns auf eine subtile Art, daß sie uns für kleine Gänschen hielt.

Nach einigen solchen Zusammenkünften wurde Světlá sehr herzlich von Fräulein X' Vater zu einem familiären Abendessen eingeladen. Světlá fiel keine Ausrede ein, und so ging sie hin. Naiverweise kleidete sie sich sehr leger, aber anstatt nur die Familie fand sie dort eine luxuriös gekleidete Gesellschaft vor, Herren mit weißen Krawatten und Smokings und Damen in Seidenkleidern mit großem Dekolleté. Ja, sogar Světlás großes, heroisches Herz konnte wegen des Schnitts ihrer Bluse betrübt sein.

Aber sie konnte nicht verstehen, warum sie der Mittelpunkt der ganzen Gruppe und der Gegenstand so großen Interesses war. Schriftsteller, Künstler, Journalisten und Professoren waren anwesend. Sie sprachen über wissenschaftliche, literarische und philosophische Probleme und richteten alle Fragen an Světlá. „Glaube mir“, sagte sie zu mir, „ich hatte das Gefühl, geprüft zu werden. Ich dachte: Ich beweise euch, ihr widerlichen Deutschen, daß ich keine Ignorantin bin, wie ihr von jedem Tschechen annehmt.“

Ich bin sicher, daß Světlá sie blendete. Eine kurze Zeit später wurde sie wieder sehr dringend „zum Abendessen“ eingeladen. Sie bemühte sich auf alle möglichen Weisen, sich vor dieser Einladung zu drücken, da sie nicht verstehen konnte, warum sie mit Deutschen verkehren sollte. Ich weiß nicht, warum sie beschloß, trotzdem zu gehen. Ein Grund hatte mit ihrer Kleidung zu tun: „Ich will nicht, daß sie denken, daß eine tschechische Dame nicht einmal weiß, was man in Gesellschaft trägt.“ Und sie ging in einem schönen blauen Seidenkleid, um die Art,

wie sie das erste Mal gekleidet war, zu kompensieren. Auch in solchen Einzelheiten wollte der tschechische Stolz zufrieden sein.

Es war dieselbe glänzende Gesellschaft wie das erste Mal. Plötzlich hörte Světlá, daß sie in den deutschen Kreis durch einen Trick eingeführt worden war. Man sagte ihr direkt und betont: „Sie vergeuden in den engen tschechischen Kreisen Ihre Zeit. Sie sollten auf deutsch schreiben." Und die beiden anwesenden Redakteure fingen mit der Unterstützung der ganzen Gruppe an, Světlá drängend zu überreden, ihre wertvollen Bücher aus dem Leben des tschechischen Volkes in einer Weltsprache zu schreiben – natürlich auf deutsch.

„Ich kann nicht einmal wiederholen", sagte Světlá aufgeregt, „was für Schmeicheleien sie mir ins Gesicht fegten, zusammen mit unverschämten, verschleierten Bemerkungen über die Minderwertigkeit der tschechischen Welt. Solange ich lebe, werde ich erröten, weil ich all das erlitten habe."

Es wurden Argumente gebracht wie: „Ihre Gesellschaft ist zum Verzweifeln; Ihre Kreise können Sie weder zu schätzen wissen noch Sie hinreichend belohnen; in der deutschen Gesellschaft würden Sie als große Schriftstellerin eines großen Volkes leben. Wir verlangen nicht, daß Sie eine Abtrünnige werden; gerade Ihre Liebe zum tschechischen Volk macht Sie zu einer individuellen Persönlichkeit. Schreiben Sie über Ihre tschechischen Menschen so begeistert wie bisher – es ist nur eine Frage der Sprache." Leider weiß ich nicht, mit welchen feurigen Worten Světlá ihren deutschen Bewunderern antwortete, nachdem sie über den ersten Schock hinweg war. ...

„Nur die Sprache?" rief sie, „genau sie ist das Leben und der Tod einer Nation, und für die tschechische Sprache will ich leben und sterben. Wir schätzen nicht die Anerkennung Europas, solange unser Recht auf ein Leben als Nation nicht anerkannt wird und solange die berühmten Nationen die Versklavung und Unterwürfigkeit der kleinen verlangen können. Scheint euch unsere tschechische Gesellschaft unwürdig? Glaubt ihr, daß es das Verdienst der Deutschen ist, daß sie uns auf irgendeine Weise voraus sind? Nein, eure Kultur ist nie mit Feuer und Schwert bis hinunter zu den Wurzeln zerstört worden, ihr habt nie nach so einem tragischen Niedergang wieder angefangen. Ihr seht nur Unzulänglichkeiten und Mängel in unserer Bildung, aber ich sehe da

Wunder der größten Bemühungen, die es je unter der Sonne gegeben hat! Ich sehe nur Entwicklung, zustande gebracht mit großer geistiger und moralischer Kraft, die eure gedeihende Nation nie brauchte. Wie könntet ihr meine Schriften mehr schätzen als tschechische Kreise? Ihr versteht nicht die Quelle, aus der ich sie schöpfe. Urteilt nicht über das, was ihr nicht versteht. Alles, was uns Tschechen vereint, ist euch fremd, und hilft unserer Verteidigung gegen euch."

Sie wies auf die Größe unserer besten Arbeiter an der nationalen Sache hin und erklärte, daß Ehren und persönliche Vorteile für sie nur Unkraut wären.

Wenn sie erwiderten, daß die Feindschaft unter Völkern endlich enden muß und daß sie ihr ihre Hände in Freundschaft reichen, antwortete unsere ehrliche Světlá: „Zwischen uns und euch fließen Flüsse von Blut! An eurem Ufer steht Deutschland, unser Erzfeind, und eure Hände, meine Damen und Herren, können ihn nicht zurückhalten. Ihr schlagt vor, für ihn Brücken über die Ströme zu bauen? Mögen meine beiden Hände abfallen, wenn ich für den Zweck auch nur einen Finger rühre!"

Krásnohorská bemerkte abschließend: Nicht lange nachher zogen die preußischen Kanonen von der böhmischen Grenze nach Königgrätz, Blutströme wurden wieder vergossen.[7]

So wurde Světlá nicht mit Hilfe der deutschen Sprache eine weltberühmte Schriftstellerin.

Obwohl Tschechen und Deutsche gegenseitig Veranstaltungen mieden, und das nach der Schiller-Hundertjahrfeier 1859 fast vollständig, war die Prager Gesellschaft doch nicht, wie oft behauptet wird, vollkommen polarisiert. Auf deutscher Seite war, wenigstens bis ins späte neunzehnte Jahrhundert, mehr Herablassung als Feindschaft zu spüren. Die Auswahl aus Ossip Schubins (1854–1935) Erinnerungen in diesem Buch enthält einige Beispiele des gegenseitigen Verständnisses und des Zusammenlebens. Ossip Schubin war teilweise tschechischer Abstammung und stolz auf ihre Beziehungen zu Tschechen.

Es scheint, daß sich tschechische und deutsche Frauen in Prag zwar bei gesellschaftlichen und karitativen Veranstaltungen trafen, daß das aber bei den führenden Frauen des geistigen Lebens nicht der Fall war. Ein Interesse, das Frauen aus beiden Lagern teilten, war das an der Philosophie Bernard Bolzanos (1781–1848), eines Priesters, Prager Theo-

logieprofessors, Philosophen und Mathematikers. Dieser betonte, daß man sein eigenes Glück und das anderer sowie persönliche Moral suchen sollte, und lehnte die in der Bibel ausgedrückte Meinung ab, nach der es immer freie Menschen und Sklaven geben würde, Reiche und Arme. Er verband seine Lehren über Moral mit Logik, Metaphysik, Psychologie und Pädagogik.

Die Philanthropie spielte in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eine wichtige Rolle im Leben der Prager Frauen beider Nationalitäten. Sie war eine der wenigen Möglichkeiten, außerhalb des Haushalts aktiv zu sein. Žofie Podlipská empfahl sie sogar als Heilmittel gegen ein unglückliches Privatleben. Terezie Palacká wandte sich nach dem Tod ihres Mannes von den Künsten ab, an denen sie früher Gefallen gefunden hatte, und gründete von 1882 an tschechische Kindergärten, zuerst in Prag und dann auf dem Land. Während sich das Interesse der Frauen aus der Mittelklasse zuerst auf die Armen, und zwar vor allem auf Frauen und Kinder, konzentrierte, richtete es sich allmählich darauf, Frauen aus ihrer eigenen Schicht durch Bildung auf das Leben vorzubereiten.

Zur selben Zeit fanden auch wichtige wirtschaftliche Veränderungen statt: Zünfte wurden aufgelöst, freies Unternehmen wurde gefördert, und viele neue, besonders tschechische und jüdische Firmen wurden gegründet. Obwohl es für die Tschechen schwer war, mit deutschem und jüdischem Kapital zu konkurrieren, bedeuteten diese Entwicklungen auch für sie einen Fortschritt. Der Begriff der Frauenemanzipation wurde als so radikal empfunden, daß ihn viele böhmische Frauen in den 1860er Jahren gar nicht kannten. Als Světlá gefragt wurde, was „emancipistky" seien, konnte sie nur mit Mühe einen Redakteur finden, der bereit war, ihre sehr gemäßigte Antwort zu drucken.

Der Einfluß der Männer auf die Frauenbewegung war sehr gemischt. Einerseits war da František Ladislav Rieger, der sich immenser Macht und Autorität erfreute und sich bemühte, die Tätigkeiten von Světlá und Krásnohorská zu hintertreiben. Er schrieb der letzteren, daß eine Institution, die von zwei Schriftstellerinnen geleitet werde, weder richtig geführt werden noch im Interesse des allgemeinen Wohls handeln könne.

Andere Männer jedoch spielten in dieser Hinsicht eine ungewöhnlich positive Rolle. Wir haben schon zwei erwähnt: Bolzano und Amer-

ling. Der dritte, der den größten und nachhaltigsten Einfluß auf eine Vielzahl von Frauen ausübte, war Vojtěch Náprstek (1826–1894), der Ehemann der Josefa (Pepička) Náprstková, mit der wir uns im zweiten Kapitel befassen werden. Auf Grund seiner außergewöhnlichen Rolle für die tschechischen Frauen soll ihm hier besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden.

Náprstek verbrachte zehn Jahre in Amerika, wohin er 1848 während der Revolution geflüchtet war. Von dort kehrte er, begeistert vom technischen Fortschritt und von der, wie er meinte, fortschrittlichen Rolle der amerikanischen Frau, nach Prag zurück. Dort arbeitete er zusammen mit seiner Mutter und deren „rechter Hand“, Pepička Křížková, die er später heiratete, im Náprstekschen Unternehmen, einer Brauerei und Brennerei mit Ausschank.

Vojta, wie er genannt wurde, entwickelte ein starkes Interesse für Ethnographie und für technischen Fortschritt, in dem er eine wichtige Vorbedingung der Frauenemanzipation sah. Von der Wichtigkeit der Frauen, besonders der Mütter, für die Gesellschaft überzeugt, hielt er Vorträge über die Notwendigkeit, die Frauen von der Haushaltsplackerei zu befreien, zum Teil mit Hilfe von Haushaltsmaschinen, und über die Notwendigkeit ihres intellektuellen Fortschritts. In einem Vortrag von 1865 erstaunte er sein Publikum mit der Behauptung, Frauen seien genauso begabt wie Männer. Warum sollten sie nicht an allen höheren Aufgaben des Lebens teilnehmen, wenn menschlicher Scharfsinn sie von aller niedrigen Arbeit befreit?[8] Er befürwortete auch das Wahlrecht für Frauen. 1865 fing er überdies an, Prager Frauen, zum größten Teil, aber nicht ausschließlich Tschechinnen, zu Vorlesungen einzuladen, die er in seiner Bibliothek organisierte.[9]

Ein wichtiger Aspekt von Náprsteks pädagogischer Tätigkeit war, daß er und seine Referenten sich allgemeinverständlich ausdrückten. Professoren von internationalem Ruf in den Naturwissenschaften und der Philosophie wie Jan Evangelista Purkyně (1787–1869) und Thomas G. Masaryk (1850–1937) gelang es, zugleich vor der intellektuellen Elite und vor Frauen, die im Alter von zehn Jahren die Schule verlassen mußten, Vorträge zu halten. Náprstek organisierte für Frauen auch Ausflüge in Museen, philantropische Einrichtungen, Fabriken und in ländliche Gegenden und lud sie ein, interessante ausländische Besucher



Abb. 2: „Amerikanischer Damenklub", 1870

kennenzulernen. Dieser Kreis wurde bald als der „Amerikanische Damenklub" bekannt, weil Náprstek während seiner zehn Jahre in Amerika zu der Überzeugung gekommen war, daß Amerikanerinnen weitaus freier wären, ihren Interessen nachzugehen, als Tschechinnen, daß sie mehr geachtet würden und daß die Bildungschancen in Amerika für sie größer wären. Er fand auch, daß diese größere Freiheit sogar an der Kleidung der Frauen zu erkennen war, weil sich Amerikanerinnen, die sich nicht bemühen mußten, für Männer attraktiv zu erscheinen, einfach und bequem kleiden konnten, wie seine Mutter und seine Frau.

Außerdem war der Klub bestrebt, die Frauen über den technischen Fortschritt zu informieren, der ihnen ihre Arbeit erleichtern sollte. Neben Vorlesungen organisierte er auch Ausstellungen von Gegenständen, die für Frauen nützlich waren. Pädagogisches Material wurde gesammelt, Ausflüge wurden für Schülerinnen geplant, und Denkmäler berühmter Frauen wurden errichtet, zuerst eines von Božena Němcová. Ein weiteres Gebiet, auf dem der Klub aktiv war, war die Philantropie. Mit Náprsteks Hilfe veranstalteten die Frauen Ausflüge mit Taubstum-

men und lasen Blinden vor. Ihre größte Leistung war die Sammlung von 30.000 Gulden – 1885, zum zwanzigsten Jahrestag der Gründung des Klubs – für die Gründung eines Waisenhauses.

Nach der Gründung des Klubs wurden alle Entscheidungen von den Mitgliedern getroffen, nicht von Náprstek. Nach den ersten fünf Jahren seiner Existenz wurde der Klub von der Polizei verboten. Von der Zeit an bestand er weiter als „Ehemaliger Amerikanischer Damenklub".

Náprstek bezahlte aus seiner eigenen Tasche Vorlesungen berühmter Wissenschaftler, Maler, Schriftsteller und Ärzte. Selbstverständlich waren unter den Vortragenden auch Frauen. Als Náprstek 1885 aus mir unbekannten Gründen beschloß, seine Zuschüsse einzustellen, hielten die Mitglieder einige Jahre selbst Vorträge, aber bald danach hörten sie ganz auf.

Der Klub war die erste tschechische Frauenorganisation mit großem Prestige, auch bei den Männern. Und seine Mitglieder gründeten weitere Vereine, wie z. B. den Turnverein für Frauen und Mädchen, den Frauenerzeugungsverein, eine Kochschule und, was am wichtigsten war, das Gymnasium Minerva. Eine Krankenpflegerinnenschule, die 1875 gegründet wurde, mußte anscheinend wegen Intrigen der deutschen Mitglieder im Prager Stadtrat geschlossen werden.

1865 befanden sich 4.351 Bücher in Náprsteks Bibliothek, zwanzig Jahre später 37.037, davon 6.459 in tschechischer Sprache, und 1894 war die Bibliothek auf 47.596 Bände gewachsen. Er kaufte Bücher über die Frauenfrage in allen europäischen Sprachen. Schon während seines Aufenthalts in Amerika hatte er angefangen, Alben anzulegen, in denen er alles sammelte, was über die Frauenfrage veröffentlicht wurde.

Náprsteks Einfluß auf die tschechischen Frauen von Prag kommt am besten in einer Ansprache zum Ausdruck, die von Světlá verfaßt und von dreihundert Frauen unterschrieben wurde. Darin heißt es: „Sie, mein Herr, hatten die Ehre, der erste in unserer Nation zu sein, der Mitleid mit unserer Not hatte. Denn es ist Not, wenn eine Schneiderin trotz aller ihrer Mühen Hungers stirbt … es ist Not, wenn man eine junge Frau nur wegen eines Mannes großzieht und wenn sie eine Ehe eingeht, nur um überleben zu können."

Vojta Náprstek war zweifellos der Held der patriotischen Damen von Prag. Unermüdlich wies er als Mitglied des Prager Stadtrats auf

den Unterschied zwischen den Beträgen hin, die für Knabenschulen und für Mädchenschulen ausgegeben wurden.

Das Haus „u Halánků" nahe der *betkemská kaple* (Betlehem Kapelle) blieb bis zu Pepičkas Tod das kulturelle Zentrum der Prager Gesellschaft und ein Ort, an dem sich Tschechen aus dem Ausland, besonders aus Amerika, zu Hause fühlen konnten.

Die sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, die Zeit nach dem Bachschen Absolutismus, waren von einer Woge des tschechischen Patriotismus geprägt. Dieser äußerte sich in viel Geselligkeit und in der Gründung von Hunderten von Organisationen. Die wichtigste war der schon erwähnte, 1862 gegründete Sokol, dem schließlich eine große Anzahl Tschechen aus der ganzen Welt beitrat.

So wie in anderen Städten mit einem wachsenden Bürgertum und einem noch schneller wachsenden Proletariat wurden zu der Zeit Wohltätigkeitsbasare beliebt. Sowohl die Verkäuferinnen als auch die Käuferinnen waren Bürgerinnen und Aristokratinnen. Die Almosenempfängerinnen gingen nicht zu den Veranstaltungen. Obwohl man dort das Überwiegen der deutschen Sprache hätte erwarten können, wurde der Gebrauch der deutschen Sprache in der Öffentlichkeit scharf kritisiert.

Als der „Amerikanische Damenklub" seinen Höhepunkt überschritten hatte, begann ein exklusiverer, viel kleinerer Kreis, der aus SchriftstellerInnen und Kritikern und aus mehr Männern als Frauen bestand, sich regelmäßig in der Wohnung von Anna Lauermannová, geb. Mikschová (1852–1932), zu treffen.[10] Dieser berühmte literarische Salon bestand von 1880 an beinahe fünfzig Jahre lang, wobei die Gastgeberin die Vertraute von drei Generationen von Literaten war.

Das Theater war schon lange eine beliebte Art von Unterhaltung gewesen. 1850 begann man im ganzen Land für den Bau eines Nationaltheaters zu sammeln, und der Grundstein wurde 1868 gelegt. Als das Nationaltheater 1881 abbrannte, wurde wieder Geld gesammelt, diesmal schneller und mit Hilfe fast der ganzen tschechischen Bevölkerung, so daß es 1883 wiedereröffnet werden konnte. Ein großer Teil des Geldes wurde von Frauenorganisationen gesammelt.

Einen ungefähren Eindruck von den begrenzten finanziellen Möglichkeiten vermittelt folgende statistische Zusammenstellung über die Beschäftigung von Männern und Frauen von 1881, in der die Frauen

der Unterschicht und die in Haushalten beschäftigten aber leider nicht vorkommen und in der die Zugehörigkeit zu den zwei Nationalitäten nicht genannt wird: [11]

	Männer	Frauen
Beamte	2.636	24
Lehrer	1.253	931
Anwälte und Notare	192	2
Kleine Beamte	667	2
Schriftsteller und Musiker	114	8
Maler und Bildhauer	205	10
Ingenieure und Architekten	261	–

In den letzten zwei Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts betätigten sich tschechische Frauen weiter als Schriftstellerinnen und auf diversen anderen Gebieten des Kulturlebens, in der Frauenbewegung, der Politik, und später, im zwanzigsten Jahrhundert, im Widerstand gegen den Nationalsozialismus und schließlich als Dissidentinnen gegen das kommunistische Regime.



Abb. 3: Das Nationaltheater

Schon in den frühen neunziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts hatten die Absolventinnen der Minerva breiter gestreute Interessen als ihre Gründerinnen und wurden Wissenschaftlerinnen, Ärztinnen, Advokatinnen, Künstlerinnen usw. Prag wuchs und wurde mehr tschechisch, und die Anzahl der allgemein bekannten Frauen stieg weiter, auch weil immer mehr Tschechen in die Mittelklasse aufstiegen.

Die Frau, an die man zuerst als Vertreterin des modernen Zeitalters denkt, ist Milena Jesenská (1894–1944), und zwar nicht nur wegen ihrer persönlichen Eigenschaften, sondern auch wegen der vielen verschiedenen Dokumente, die sich erhalten haben und die es uns ermöglichen, sie aus verschiedenen Perspektiven zu sehen. Sie ist eine von drei Tschechinnen des zwanzigsten Jahrhunderts, für die ich mich wegen ihrer unterschiedlichen Charaktere, Interessen und Karrieren entschied. Sie starb in einem deutschen Konzentrationslager. Die zweite, Milada Horáková (1901–1950), überlebte Theresienstadt und wurde von den Kommunisten hingerichtet. Jiřina Šiklová, (geb. 1935), die einer anderen Generation angehört, wurde von den Kommunisten wegen illegalen Büchertransports inhaftiert. Sie putzte jahrelang Büros, lehrt aber seit der samtenen Revolution wieder an der Universität und leitet das Programm für „gender studies".

Und tschechisch-jüdische Frauen? Obwohl tschechisch sprechende Jüdinnen wahrscheinlich seit Jahrhunderten in den Dörfern lebten, scheint es lange Zeit nur wenige in Prag gegeben zu haben, deren erste Sprache tschechisch war. Die einzige für diesen Band geeignete Frau, die ich fand, ist Gisa Picková-Saudková, (1883–1944), die aus dem unweit von Prag gelegenen Kolín stammte und in Prag studierte. In ihrem Tagebuch schrieb sie hauptsächlich über ihre verzweifelten Bemühungen, als Tschechin anerkannt zu werden.

Eine tschechisch-jüdische Gesellschaft war im späten neunzehnten Jahrhundert erst im Entstehen, obwohl es von einem Juden geschriebene tschechische Literatur schon in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts gab, als Siegfried Kapper von Karel Havlíček, den man als den offiziellen Sprecher der Tschechen betrachten kann, abgelehnt wurde. Die Frauenporträts in der Literatur der tschecho-jüdischen Schriftsteller sind sicherlich idealisiert, aber die traditionellen Rollen, in denen sie geschildert wurden, entsprechen wahrscheinlich der Wirklichkeit.

Anfangs, zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, war die Bewegung in den Kleinstädten im unteren Mittelstand am stärksten und bestand fast nur aus Männern. Es dauerte wenigstens eine Generation, bevor Frauen darin aktiv wurden. Sie waren weniger Propagandistinnen als berufstätige Frauen und hatten kaum Zweifel, daß die 1918 enstandene Erste Tschechoslowakische Republik die ihre war. Die tschechischen Zionistinnen lehnten die Diaspora und damit auch die Beschäftigung mit ihrer eigenen Vergangenheit ab.

Die deutschen nichtjüdischen Frauen gehörten einer anderen Gesellschaft an als die Tschechinnen. Aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist überhaupt nur eine deutsche Frau aus Prag bekannt: Juliane Glaser, die Frau Rudolf Glasers, des Herausgebers von „Ost und West", die 1806 in Prag geboren ist. Im allgemeinen stolz auf ihren höheren Stand und sich des sozialen Abstands zu den Tschechen bewußt, betätigten sich die deutschen Frauen weniger in politischen und gemeinnützigen Organisationen. Sie fingen damit viel später an als die Tschechinnen, sicher zu einem beträchtlichen Teil, weil sie auf mehr Widerstand bei den deutschen Männern stießen.

Die gebildeten deutschen Frauen konnten Französisch und Englisch, und im allgemeinen „Kuchelböhmisch". Die Wohlhabenden unter ihnen reisten ins Ausland und lasen die deutschen Klassiker oder sahen sie auf der Bühne. Einige von ihnen, deren Namen inzwischen ganz vergessen sind, sind in Schriftstellerinnenlexika aus dem neunzehnten Jahrhundert[12] angeführt. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde der Prager „Club deutscher Künstlerinnen" gegründet, aber von seinen Mitgliedern sind nur noch wenige Namen bekannt.

Wilhelmine Wiechowsky, (geboren 1834), unterschied sich von ihren deutschen Zeitgenossinnen durch ihre starken sozialen und vor allem feministischen Interessen, aber ihre einflußreichsten Mitarbeiter für die Bildung von Frauen waren Männer. Außer für Pädagogik interessierte sie sich sehr für Musik und für die Freilandbewegung, die die Abschaffung des Privatbesitzes an Grund und Boden befürwortete. Um die Stimmberechtigung der Frauen im deutschen Lehrerverein, für die sich ihr Mann, Dr. Alexander Wiechowsky, in den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts einsetzte, gab es einen großen Kampf. Im „Deutschen Pädagogischen Verein", der auch Frauen aufnahm, wurde

der erste Vortrag 1869 von Wilhelmine Wiechowsky gehalten. Sie forderte die gleiche Bezahlung für Lehrerinnen und Lehrer, was aber erst Jahrzehnte später erreicht wurde. Auch im Vorstand dieses Vereins waren keine Frauen vertreten.

Frau Wiechowsky hinterließ keinen Bericht über ihr Leben, schrieb aber eine Biographie ihres Mannes und gab ihr ererbtes Geld für seine Karriere aus. Nach seinem frühen Tod ernährte sie ihre fünf Kinder selbst. Sie war tief beeindruckt von der Dynamik der Tschechinnen, die sich öffentlich engagierten, von der Berufsausbildung bis zum Verfassen von Romanen, und vertrat die Meinung, daß die deutsche Gesellschaft dem nachhinkte.

1895 wurde der Verein „Frauenfortschritt" – zuerst mit anderem Namen – gegründet, in dem christliche und jüdische deutsche Frauen Vorträge hielten – im allgemeinen auf hohem Niveau.

Ich möchte vorsichtig verallgemeinern, daß die deutschen nichtjüdischen Frauen meistens im Hintergrund blieben. Aus zeitgenössischen Lexika ersehen wir, daß deren Arbeiten, sofern sie gedruckt wurden, meist aus sentimentalen Geschichten, traditionellen Gedichten, Kochbüchern, Kinderbüchern und Anweisungen für Handarbeiten bestanden. Sie waren bescheiden und schrieben in ihren Erinnerungen hauptsächlich über berühmte Männer. Auf sich selbst wollten sie anscheinend keine Aufmerksamkeit lenken.

Die emanzipatorischen und Bildungsorganisationen der deutschen Frauen, die von den sechziger und siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts bis ins zwanzigste Jahrhundert fortbestanden, hatten jüdische Mitglieder und profitierten von der Unterstützung und dem Prestige der männlichen jüdischen Sympathisanten wie Dr. Siegfried Lederer, Dr. Ludwig Schlesinger, Dr. Moritz Popper und Dr. Carl Winterstein. Aber obwohl manche Männer die Frauenorganisationen unterstützten, setzte sich keiner von ihnen radikal für – oder gegen – die Frauenemanzipation ein. So befürwortete zum Beispiel Moritz Popper in seiner Rede „Bahn frei! Ein Wort für unsere Frauen"[13], die anscheinend an alle deutschsprachigen Frauen gerichtet war, das Medizinstudium für Frauen, widersetzte sich aber vehement der freien Konkurrenz der Frauen mit den Männern, angeblich, „weil sie nie gewinnen könnten" und „weil es ihnen nicht guttun würde".

Autobiographische Schriften oder andere Materialien, anhand derer wir Porträts Prager nichtjüdischer Frauen wenigstens skizzieren könnten, sind sehr rar. Die Dichterin und Schriftstellerin Hedda Sauer, die Frau von Professor August Sauer, hinterließ Memoiren, die fast nichts über sie selbst aussagen und sich fast nur mit berühmten Männern befassen, besonders mit Rilke. Pauline Gräfin Nostitz, ursprünglich aus Deutschland, veröffentlichte zwei Bände, die sich auf ihre zwei Ehemänner konzentrieren und aus denen man fast nichts über sie selbst erfährt. Ossip Schubin, die einen großen Teil ihres Lebens in Schlössern und auf Landgütern, oft in der Nähe Prags, verbrachte, hinterließ neben ungefähr fünfzig Romanen hauptsächlich Erinnerungen an ihre Kindheit und Jugend und vermittelt den Eindruck, daß sie nicht ganz in der Wirklichkeit lebte. Sie war nie verheiratet, und ganze Strecken ihres Lebens scheinen wie ein Muster ohne Dynamik.

Sehr aufschlußreich ist der Band „Prager Deutsche Worte", der 1900 zugunsten des Prager Schulerhaltungsvereins anonym herausgegeben wurde. Er besteht aus Fragen und Antworten, z. B.: „Wie und wo kommen in Prag die meisten Verlobungen zustande?" Eine Antwort lautet: „Auf dem Wege der Vermittlung". Die nächste Frage: „Wie fördern die Frauen am wirksamsten das Deutschtum in Prag?" Typische Antworten darauf sind: „Was wir tun fürs Deutschtum sollten, / Wissen wir genau, / Wenn die deutschen Männer wollten / Uns nur machen erst zur Frau." Oder: „Nehmt deutsche Männer zu Gatten!" Und als erstes Gebot: „Kein Zweikindersystem!" Oder: „Indem dieselben immer und überall nur deutsch sprechen, deutsch bezeichnete Waren kaufen und rein tschechische Firmen meiden." Und schließlich: „Indem sie trachten, möglichst rasch unter die Haube zu kommen und eine patriarchalische Ehe zu führen."

Um die Jahrhundertmitte erreichte die jüdische Bevölkerung Prags, die den Tschechen zu deutsch und den Deutschen zu wenig deutsch war, allmählich wirtschaftlich und gesellschaftlich einen höheren Stand. Unter ihnen gab es Mitglieder, die durch Anpassungsfähigkeit, Anspruchslosigkeit und Bildung ziemlich schnell eine höhere gesellschaftliche Stufe erreichten. Auch waren jüdische Verkäuferinnen schon um die Mitte des Jahrhunderts fleißige Kundinnen der Leihbibliotheken und lasen die deutschen Klassiker.

Am Anfang der zweiten Hälfte des Jahrhunderts genossen allmählich immer mehr Prager Jüdinnen, die eine deutsche Schulbildung hatten, viel Freizeit. Gegen Ende des Jahrhunderts betätigte sich ein Teil von ihnen schon in den genannten deutschen Frauenkunst- und Bildungsorganisationen. Aber was wirtschaftliche Sicherheit betrifft, war für die meisten von ihnen eine gute Heirat noch immer die einzige Perspektive. Darum scheint es plausibel, daß zwischen 1870 und 1930 wenigstens einige wenige mit genügend Phantasie, Mut und Intelligenz ins Ausland zogen, oftmals nach Berlin, um „etwas aus sich zu machen".

Anscheinend hat noch niemand versucht, die Frage zu beantworten, warum es im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts in der gutbürgerlichen deutsch-jüdischen Gesellschaft Prags kaum mit den männlichen Kollegen vergleichbare Schriftstellerinnen gegeben hat.[14] In den Schriften aller Frauen, die in andere Großstädte gezogen sind, wie Auguste Hauschner oder Grete Fischer, finden wir Bemerkungen über die erstickende Atmosphäre, die sie zurückgelassen hatten. Aus ihren Memoiren erfahren wir, daß sie, anders als ihre männlichen Verwandten, auf die jüdische Gesellschaft, aus der sie stammten, angewiesen waren.

Es gelang nur wenigen von ihnen, auf die Universität zu gehen oder sich der Kunst zu widmen. Und da auch die Annahme einer bezahlten Stelle eine Bedrohung für das Prestige einer gutbürgerlichen Familie bedeutete, lebten die meisten in einer Art zwecklosem Niemandsland, bis ein gesellschaftlich und wirtschaftlich passender Ehemann für sie ausgesucht wurde. Da die für Sex und Ehe in Frage kommenden Männer auch Zugang zu nichtjüdischen Frauen hatten, befanden sich die jüdischen zwischen der Scylla der Sorge, ob sie einen Mann finden würden, und der Charybdis, uninteressiert tun zu müssen.

Zwei Kapitel habe ich Frauen gewidmet, die nach Berlin zogen und außergewöhnliche, aber sehr unterschiedliche Karrieren machten: Grete Fischer (1893–1977) und Ruth Klinger (1906–1989). Außerdem beschäftige ich mich auch mit einer der Ausnahmen, Berta Fanta (1866–1918), die in Prag blieb und dort eine wichtige Rolle im Kulturleben spielte.

Max Brods Roman „Jüdinnen" zeigt, wie Frauen in seinem Milieu vor dem Ersten Weltkrieg gesehen wurden. Hier nur einige Zitate: „...

Mädchen, das waren doch diese weißen, dummen Geschöpfe, denen man Blumen in die Tanzsäle bringt. ...“[15] Auch „positive“ Bemerkungen über Frauen waren eigentlich herablassend: „Ich verkehre gern mit Frauen, ich verehre sie und immerfort bemerke ich auch kleine verehrungswürdige Züge an ihnen, einmal die hellen luftigen Kleider zum Beispiel, einmal eine reizende Bemerkung. ...“[16] Oder: „Mit Mädchen unterhält man sich eigentlich nie, ... man unterhält sie.“[17]

Schließlich will ich auch eine Frau präsentieren, die zwischen den ethnischen Kategorien stand, Hermine Hanel (1874–1944), die Tochter einer jüdischen Mutter und eines christlichen Vaters, die bei ihren jüdischen Großeltern aufwuchs. Wie die meisten deutschen Frauen konzentrierte sie sich in ihren Erinnerungen auf die berühmten Männer, die sie kannte, und wie die meisten jüdischen Frauen verließ sie früh Prag, um ein freieres Leben führen zu können.

Eine kleine Lektion in Namenkunde

Während der Zeit des tschechischen nationalen Wiedererwachens gaben sich viele Tschechen slawische Vor- oder Mittelnamen. Božena Němcová, geboren als Barbara (oder Barbora) Panklová, wurde als Kind beim Kosenamen Barunka und später Betty gerufen. Božena, der Name, den sie selbst für sich wählte, war der Name einer frühen tschechischen Prinzessin, der Name ihres jüngsten Sohnes war Jaroslav, aber in ihren Briefen benützt sie die Verkleinerungsform Jarouš oder Jaroušek. Der Name ihrer Tochter Theodora wurde gewöhnlich in Dora verkürzt, aber manchmal wurde die Koseform Dorinka benützt. Eine weitere Form dieses Namens war Bohdana, die tschechische Übersetzung von Theodora.

Die Namen der Familie Náprstek könnten fast ein eigenes Kapitel beanspruchen. Náprstek wurde von einem anscheinend germanophilen Priester im achtzehnten Jahrhundert ins Deutsche übersetzt. Also hieß die Familie Fingerhut, bis Vojta wieder die ursprüngliche Form für sich und seine Frau eintragen ließ. Aber das ist nicht alles. Manchmal benützten Familienmitglieder den Namen Halánek, weil ihr Haus und Geschäft „u Halánků“, d. h. nach einem früheren Besitzer „bei Halá-

neks", genannt wurde. Vojta ist die Abkürzung von Vojtěch, auf deutsch: Adalbert. Vojtas Frau Josefa wurde manchmal Pepa, Pepča oder Pepička genannt – alles Kosenamen. Paní Pepička (Frau Pepička) ist familiärer als Frau plus Familienname. Aber es wird noch komplizierter: Das a am Ende von Vornamen wird zum o im Vokativ, dem Fall, den man für Anreden benützt. Die Form „panímaminka", d. h. Frau Mutter, drückt Zuneigung und Respekt aus. In diesen Texten kommt nur ein anderer männlicher Vokativ vor: Zděnku, der von Zdeněk kommt.

Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts wurden tschechischen Kindern immer mehr slawische Vornamen gegeben, und diese Tendenz wurde erst wieder in den letzten Jahrzehnten schwächer.

Die deutschen Namen brauchen wenig Erklärung: Ossip Schubin, die sich nach einer Romanfigur von Turgenjev nannte, hieß eigentlich Aloisia Kirschner und wird in Nachschlagewerken manchmal Lola oder Lula genannt und von ihrer Kusine Hedda Sauer Ossip. Hermine Hanel war in ihrer Familie und bei Freunden als Mizzi bekannt.

Die meisten tschechischen Familiennamen von Frauen enden auf -ová, lassen aber das E vor dem letzten Konsonanten aus: Also wird Němec zu Němcová und Náprstek zu Náprstková. Sofern ein Name adjektivisch auslautet, wird aus y die weibliche Endung a, wie Palacký – Palacká.

Ich benützte tschechische Ortsnamen für Orte, die überwiegend tschechisch waren, oder für tschechische Milieus, und deutsche Namen für deutsche Milieus. Mariánské Lázně oder Marienbad, Karlovy Vary oder Karlsbad, Teplice oder Teplitz? Ich finde beide Bezeichnungen problematisch: Einerseits sind sie nach wie vor teilweise unter ihren deutschen Namen bekannt, andererseits entsprechen die tschechischen Namen auf modernen Landkarten der Wirklichkeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Anmerkungen

1 1995, im selben Jahr, in dem die englische Ausgabe dieses Buches, „Women of Prague", bei Berghahn in Oxford und Providence erschien, wurde auch

„Prager Frauen“ von Alena Wagnerová im Bollmann Verlag in Mannheim veröffentlicht, das sich zum Teil mit denselben Frauen beschäftigt. Obwohl wir einander kannten, war uns nicht bekannt, daß wir uns mit einem ähnlichen Thema beschäftigten.

2 Ossip Schubin wurde in der Nähe des St.-Anna-Platzes geboren, wo Grete Fischer mit dem berühmten Kritiker Paul Wiener ein halbes Jahrhundert später ein Interview führte. Einige von Berta Fantas Vorfahren lebten in Kamaik, Ossip Schubins Kindheitsparadies. Während Milena Jesenská und Milada Horáková, zwischen denen der Altersunterschied nur vier Jahre betrug, einander wahrscheinlich nicht kannten, wurde Záviš Kalandra, Milenas Freund, einer konspirativen Verbindung zu Milada im selben Schauprozeß, in dem beide zum Tode verurteilt wurden, bezichtigt, obwohl sie einander nicht kannten.

3 Gary Cohen: The Politics of Ethnic Survival: Germans in Prague 1861–1914, Princeton, 1981, S. 20.

4 Sobková meint, daß Němcová schon 1617 geboren sein dürfte.

5 Ženské listy (Women's Pages), 1. Oktober 1874.

6 Eliška Krásnohorská: Co prinesla léta (Was die Jahre brachten), 2. Band, 2. Teil, Prag 1928, S. 174–183.

7 Sie erinnert an die Schlacht bei Königgrätz.

8 Ženské listy (Frauenblätter), Nr. 3, 1876, S. 39.

9 Die Bibliothek hatte gegen Ende des Jahrhunderts an die 50.000 Bände in fast allen europäischen Sprachen.

10 Siehe Anna Lauermannová, geb. Mikschová: Lidé minulých dob. Kniha lidských a básnických osudů. Prag 1940.

11 Von Jeanneret, op. cit., S. 273. Zitiert ohne Quellenangabe.

12 Z. B. in: Biographien der österreichischen Dichterinnen und Schriftstellerinnen, hrsg. von Marianne Nigg, Korneuburg 1893, und Lexikon deutscher Frauen der Feder, hrsg. von Sophie Pataky, Berlin 1898.

13 Prag 1895.

14 In Prag scheint der Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Produktivität unter den deutschen Schriftstellern und Schriftstellerinnen doch größer gewesen zu sein als in anderen Städten.

15 Max Brod: Jüdinnen, Leipzig 1922, S. 14.

16 Ibid., S. 248.

17 Ibid., S. 70.

Magdalena Dobromila Rettigová
(1785–1845)



Abb. 4: Magdalena Dobromila Rettigová, 1826

Tschechen kennen Magdalena Dobromila Rettigová bis heute als die Autorin des Kochbuchs „Domácí kuchařka" (Die Hausköchin), das 1826 zum ersten Mal erschien – die deutsche Version erschien ein Jahr später – und noch immer benutzt wird. Sie selbst aber sah sich als Vorkämpferin für das tschechische nationale Wiedererwachen und schrieb das Kochbuch, weil „mehr Leute hinter einem guten Mittagessen einherlaufen als hinter einem schönen Gedicht."[1] *Indem sie ihre Sprache behutsam wählte und polierte, konnte Rettigová viele Hausfrauen, die sonst überhaupt nicht tschechisch hätten lesen können, gutes Tschechisch lehren.*

Das folgenden Kapitel bringt Auszüge aus ihrer Autobiographie und Alois Jiráseks Schilderung eines Ausflugs, an dem Rettigová teilnahm. Da Kritiker auf sie bis in die heutige Zeit sehr unterschiedlich und manchmal ausgesprochen emphatisch reagiert haben und um ihre andauernde Aktualität zu zeigen, ergänze ich ihr Bild durch Zitate namhafter Kritiker des zwanzigsten Jahrhunderts.

Neben Kochbüchern schrieb Rettigová auch Ratgeber für Küche und Haushalt sowie Geschichten für Kinder, romantische Erzählungen und Theaterstücke. Die tschechische Literatur hatte sie durch ihren Mann kennengelernt; ihre ersten literarischen Werke, Geschichten und ein Stück mit dem charakteristischen Titel „Unschuld und Edelmut", jedoch schrieb sie auf deutsch. Rettigová war die einzige der in diesem Band porträtierten Schriftstellerinnen, die sowohl tschechisch als auch deutsch schrieb. Nachdem sie tschechische Schriftsteller und einen Verleger kennengelernt hatte, schloß sie sich einem tschechischen literarischen Kreis an, schrieb bald darauf nur noch tschechisch und unterstützte die tschechische nationale Wiedergeburt. Was sie schrieb, war allerdings keine große Literatur, sondern moralisierend und sentimental. Ihre Briefe, die offensichtlich nicht nur für die Empfänger geschrieben waren, wurden zu einem wichtigen Bindeglied zwischen den böhmischen

und mährischen Patrioten und trugen zum Entstehen einfacher kultureller Salons bei. Zu Lebzeiten wurde sie als die beste naive tschechische Dichterin anerkannt, und eines ihrer Gedichte erreichte die Beliebtheit eines Volkslieds.

Das Schreiben selbst war ihr immer weniger wichtig als die patriotische Ermunterung, besonders von Frauen. Sie war überzeugt, daß kein Fortschritt möglich wäre, solange Frauen in Dunkelheit und Unwissenheit lebten. 1820 veröffentlichte sie eine Verlautbarung, in der sie Frauen dazu aufrief, lesen und schreiben zu lernen und sich darüber hinaus eine gewisse Bildung anzueignen. Durch ihre Bemühungen entstand eine Stiftung, die besonders erfolgreiche Schulabsolventinnen mit größeren Geldsummen belohnte. Als Mitglied einer Gruppe von Patrioten, die sich persönlich beim Kaiser für die tschechische Nationalbewegung einsetzten, wollte sie besonders den Frauen ein Beispiel geben. Aber so weit, auch die Emanzipation der Frauen zu fordern, ging sie nicht.

Obwohl sie die meisten ihrer Bücher adeligen Frauen widmete, war Rettigová dem Adel gegenüber mehr als kritisch eingestellt und sah ihn als „parasitär" an. Sie lobte die bürgerlichen Tugenden: Fleiß, Sparsamkeit, Wahrheitsliebe, Selbstbeherrschung und das Streben nach Besitz, obwohl sie auch betonte, daß man dessen Verlust stoisch hinnehmen sollte. Die produktive Tätigkeit war ihr am wichtigsten. In ihren nachdenklichen Schriften allerdings wird eine andere Seite ihres Charakters erkennbar, die noch an die Barockzeit erinnert: „Ihr Fraß für Würmer, Ihr Handvoll Asche! Warum regt ihr euch über vergängliche Dinge auf?"[2] An anderer Stelle verwendet sie das Motiv vom Blut und Märtyrertum Christi, den Totenkopf, den Friedhof usw.

Die Rettigs zogen oft um, von Tábor nach Přelouč, von Wildenschwert (Ústí nad Orlicí), nach Reichenau (Rychnov nad Kněžnou). Dobromila, wie sie sich jetzt nannte, war 1834, als die Familie nach Litomyšl zog, einem wichtigen kulturellen Zentrum in Ostböhmen, das für seine Schulen und sein kulturelles Leben bekannt war, eine prominente Dichterin. Dort schien der Boden für Rettigovás Bemühungen besonders fruchtbar. Sowohl sie als auch ihr Mann arbeiteten eifrig daran, die tschechische Sprache von Germanismen zu säubern. Sie lud Frauen aus allen Schichten zu sich nach Hause ein, gab ihnen Ratschläge und lieh ihnen tschechische Bücher, die damals rar waren und der Zensur unterlagen.

Ihre Tochter Jindřiška wurde eine bekannte Schauspielerin und Opernsängerin, der Sohn Karel, lange ein Zeit Tunichtgut, wurde Drucker, und Josef, der Jüngste, war von der Faszination seiner Mutter für Mineralien beeinflußt, wurde Mineraloge und trat einem religiösen Orden bei.

Rettigová entwickelte ihr ganzes Leben lang neue Interessen; kurz vor ihrem Tod soll sie gesagt haben: „Wer rastet, der rostet." Der Tod ihres Mannes 1844 machte ihr schwer zu schaffen. Ihre Kräfte nahmen ab, sie schrieb ihren Freunden Abschiedsbriefe und starb 1845, im Alter von sechzig Jahren.

Die Leserin oder der Leser mag sich wundern, daß ich gerade dieser Einleitung mehr Raum gewidmet habe als den anderen. Dafür gibt es mehrere Gründe: Da Rettigovás Leben zeitlich am weitesten von unserem entfernt ist, möchte ich etwas über die Welt, in der sie lebte, erzählen. So ist z. B. der Tod in viel größerem Maße Teil des Alltags als heute. Wir lernen eine Welt kennen, in der viele Kinder sterben; von Rettigovás sechs bleiben nur zwei am Leben. Auch ihre Geschwister starben alle früh, und eine ihrer Freundinnen starb im Kindbett. Eine wichtige Diskrepanz, die sich durch die Erinnerungen der Rettigová zieht, ist die zwischen den Gefühlen für nahe Verwandte, die damals viel rigoroser erwartet wurden als heute, und den Kränkungen und sogar Krankheiten, die sie durch diese Verwandten erlitten hat.

Den damaligen Erwartungen entsprechend will sich Rettigová als bescheiden darstellen und brüstet sich doch ständig mit den damals geschätzten Tugenden. Sie war besonders fleißig und ihren Altersgenossinnen weit voraus. Ihre Liebesfähigkeit war so groß, daß sie nach dem Tod von ihr nahestehenden Menschen sterben wollte. Sie hielt sich von Liebschaften fern, weil diese ein Mädchen leicht ins Unglück stürzen konnten. Ihre Ablehnung der Oberflächlichkeit junger Mädchen widerspricht ihrer Ablehnung eines „sehr edlen" Liebhabers, weil er häßlich war, und eines anderen, weil er hinkte. Sie zog aus ihren Erfahrungen den Schluß, daß die Menschen, anscheinend besonders Frauen, schlecht sind, pflegte aber doch manche Freundschaften.

Sie war einerseits die einzige betont religiöse unter den in diesem Buch vorgestellten Frauen und glaubte an die Wirksamkeit ihrer Gebete. Andererseits dachte sie oft rein rationalistisch; etwa wenn sie dem Aberglauben, daß die Ameisen zur Fastenzeit Gestricktes auffressen, die Überzeugung gegenüberstellt, daß sie ihn empirisch widerlegen könne. Die Schilderungen ihrer Umgebung – bei einem Spaziergang in der Natur oder am Fenster beim Mondschein dem Gitarrenspiel ihres späteren Ehemannes lauschend – muten als den Schilderungen in damaligen Frauenromanen nachempfunden an. Andere stilistische Eigenheiten sind als Bohemismen einzuordnen.

Rettigovás Verdienste beziehen sich nicht auf die Emanzipation der Frau. Daß sie aber selbst „ihre Frau stellte", ersehen wir aus einigen von ihr erzählten Epi-

soden, z. B. wenn sie dem Augenarzt energisch widerspricht. Und was ihre Ehe anbelangt: Wer war wohl „Herr" im Haus, die schon durch ihren Leibesumfang beeindruckende Frau Rätin oder der kleine, schmächtige Herr Rat, der Suppe aus Kartoffelkraut essen mußte?

Der größte Teil dieses Kapitels besteht aus Ausschnitten aus ihrer auf deutsch geschriebenen Autobiographie, die sie in Briefform an Freunde schrieb und die nur bis in die frühen Jahre ihrer Ehe reicht. Die Kürzungen habe ich wie üblich durch Punkte gekennzeichnet und Weitschweifiges und Wiederholungen zusammengefaßt und in Klammern gesetzt, wobei es manchmal notwendig war, die Wortfolge zu verändern. Obwohl Rettigovás erste Sprache deutsch war, findet man in diesen Texten Bohemismen und wörtlich ins Deutsche übersetzte Redewendungen. Diese habe ich unverändert aufgenommen.

Rettigová besaß sicher die Eigenschaften, die, wie sie uns selbst vergewissert, damals von einer Frau erwartet wurden. Sie war fleißig, vernünftig, bescheiden, wenigstens in ihrer Jugend hübsch und wurde von Heiratskandidaten bewundert. Ihre Erzählungen vermitteln oft einen ganz anderen Eindruck von den Charakteren ihrer Verwandten als ihre sonstigen Behauptungen. So widerspricht z. B. das Lob ihres Vaters ihren anderen Schilderungen. Von ihrer Mutter, ihrer Tante und ihrer Kusine erlitt sie viele Kränkungen, und doch behauptet sie, daß sie diese „unaussprechlich liebte".

Unter den Männern, über die sie berichtet, gab es einen vollkommen skrupellosen Arzt, einen Dieb und einen Schurken. Von den jungen Mädchen, die sie kannte, waren manche „oberflächlich, leichtsinnig und putzsüchtig" und andere wieder Gegenstände ihrer „unaussprechlichen Liebe". Die Frauen, die sie kannte, betrachtete sie in den meisten Fällen als kleinliche, feindselige Tratschtanten. Als verheiratete Frau korrespondierte sie mit tschechischen Patrioten.

Ich stimme nicht mit Julius Fučík überein, der sie als „reinen Biedermeier" bezeichnet. Es gibt bei ihr klassische Beispiele von Barock – so z. B. ihre häufige Beschäftigung mit dem Tod. Den Einfluß des zeitgenössischen Rationalismus finden wir in ihrer Einstellung zum Aberglauben. Ihre Naturbeschreibungen dagegen würde ich der Romantik zuordnen. Rettigová ist zwar keine typische Frau ihrer Zeit, aber an ihr war doch vieles von der Mentalität und den Sorgen einer Frau des frühen neunzehnten Jahrhunderts. Gleichzeitig war sie eine Pionierin der tschechischen nationalen Wiedergeburt zu einer Zeit, in der „Nationales" noch nichts Gefährliches an sich hatte.

Aus ihrer Autobiographie:

Verehrter Freund!
Sie wünschen einen kleinen Auszug aus meiner Lebensgeschichte, und ich beeile mich, Ihnen denselben in möglichster Kürze mitzuteilen. Ich wurde im Jahre 1785 den 31. Jänner geboren. Mein Geburtsort ist Wscheratitz, ein damals dem Grafen Kaunitz, jetzt dem Baron von Kbely gehöriges, im Berauner Kreis liegendes Gut, wo derzeit mein Vater Franz Artmann Burggraf war. Von da kam er in eben dieser Eigenschaft nach Wosow; und als ich etwa fünf Jahre alt war, kam er als Verwalter nach Stattenitz, einem etwa eine Meile von Prag gelegenen, damals dem Grafen Rudolf Spork gehörigen Gut.

Meine erste Erziehung verdanke ich meiner Mutter. Von ihr lernte ich lesen und schreiben wie auch die neueste Handarbeit, und da ich unter sechs Kindern stets nur die einzige war,[3] so konnte man viel Zeit auf meinen Unterricht verwenden. Dank meinen Eltern hatte ich nicht das Unglück, verzärtelt zu werden.

Mein Vater, ganz für das Geschäft lebend, kümmerte sich wenig um meine Erziehung, liebte mich, ohne mir zu schmeicheln, denn er konnte wohl das Mädchen mit der ewig fröhlichen Gemütsart nicht wohl leiden, weil es ihn in seiner Arbeit störte, und ich erkannte seine Liebe nur daraus, daß er mich in freien Stunden auf seinem Schoß wiegte und mir vorerzählte, was ich alles, bis ich größer werde, lernen müsse. Dann pflegte er zu sagen: „Reichtum werde ich dir nicht hinterlassen, aber lernen mußt du alles, was ein Mädchen lernen kann." Diese Worte habe ich in meinem Herzen heilig bewahrt. ... Ein zweiter Beweis seiner Vaterliebe war dieser: Wenn meine Mutter manchmal, durch meine kindischen Fehler verleitet, mich zu streng strafte und mißhandelte, da verwies er es ihr oft mit strengen Worten und sagte: „Das einzige Kind, und um dies wirst du dich ... bringen." ... Es war nicht gut, daß er das in meiner Gegenwart sagte ....

Da der Umgang mit der Dorfjugend mir verboten war, so beschränkte ich mich einzig und allein auf den Umgang meiner Eltern. Anstatt jugendlicher Spiele war immerwährende Beschäftigung mein Zeitvertreib. So lernte ich schon in früher Jugend über alles nachzudenken .... Über was ich während des Alleinseins nachgedacht, über das

befragte ich dann Vater und Mutter und sammelte auf diese Art sehr viel Wissenswertes .... Ich gewöhnte mich frühzeitig daran, mich über Sachen, die ... mir wissenswert schienen ... belehren zu lassen. Das Gehörte ... prägte ich meinem Gedächtnis ein.

So geschah es, daß ich schon im fünften Jahre mehr wußte als ein verzärteltes Kind mit zehn Jahren. Von meinem fünften Geburtstag an strickte meine Mutter keine Masche mehr für mich ... sie schenkte mir sechs Paar neue Strümpfe; einen großen Strähn *[ein Knäuel]* Zwirn und Stricknadeln mit den Worten: „Was du dir künftig stricken wirst, das wirst du haben." Auch für dies danke ich ihr noch jetzt, denn dadurch kam der ... Fleiß, der mir noch immer anhängt. Ich strickte, ich zupfte[4] und nähte ... .

Als ich sechs Jahre alt war, sandte mir mein Großvater ... eine schöne große Puppe ... . Ich fing an, mich damit zu unterhalten. Da sagte meine Mutter: „Es ist doch eine Schande, wenn ein so großes Mädchen sich mit Puppen beschäftigt." Ich schämte mich ... zerschnitt das seidene Kleid zum Zupfen, und die entkleidete Puppe trug ich ... zum Herd und warf sie ins Feuer. Als sie aufloderte, schrie die Magd und weinte um sie. ... Als es die Mutter gewahr wurde, schalt sie wohl ... lobte mich aber, daß ich mich so leicht vom Spielen mit derselben trennte. Dies war meine einzige ... Puppe.

Ich gewöhnte mich so sehr an Arbeit, daß, als ich in den ... Faschingstagen fleißig strickte und ein Besuch aus der Nachbarschaft kam und ... sagte, die Ameisen würden die Arbeit, sofern sie an diesen Tagen gefertigt wurde, auffressen, ich erwiderte: „Ich will es versuchen, ob es wahr ist, und geschieht es nicht, so gewinne ich für mein ganzes Leben jährlich zwei Tage zur Arbeit und verliere höchstens einen halben Strumpf (d. h. wenn ich unrecht habe)... .

Zu dieser Zeit bezog die Witwe Baronesse Sternthal einen Flügel des Battowitzer Schlosses, etwa eine Stunde von Stattenitz ... . Dies war der glücklichste Zeitpunkt meiner Kinderjahre, denn die Baronesse brachte ein neues Leben in unsere Behausung. Sie hatte zwei Töchter: Therese ... und Antonie. Sie konnten mich gut leiden, und da dieser Familie der ekelhafte Adelsstolz ganz fremd war, so brachte ich die meiste Zeit bei ihr zu. ... Gegen Antonie fühlte ich das erste Mal das beschwingende Gefühl von Freundschaft, welches noch jetzt in meiner

Seele lebendig ist, obgleich sie seit dem Tode meines Vaters auf immer aus diesem Zirkel trat. ... Ich sah sie nie wieder, doch besitze ich noch ein Blümchen, welches wir ... auf einem Spaziergang pflückten. Im Jahre 1792 starb mein Vater, und das war der erste Wermutstropfen in dem bitteren Kelch, der mir vom Schicksal zu leeren bestimmt war. Ich begann zu leiden, denn ich begann, die Menschen kennenzulernen. ... Ich sah schon als Kind, daß Mücken nur in Sonnenstrahlen tanzen.

Ich hatte keine Ahnung, daß mein Vater wirklich tot sei, und ging daher täglich zehn Mal in die Schloßkapelle, wo mein Vater lag und zupfte ihn bei den Füßen ... und dachte, er müsse wieder aufstehen. Als wir zum Begräbnis fuhren ... tröstete ich die weinende Mutter mit Worten, die ich oft gehört und gelesen hatte, denn ich konnte schon im sechsten Jahre lesen und schreiben. ... Als wir endlich nach der Messe den Sarg zum Grab geleiteten, bemächtigte sich meiner ... eine Vorahnung auf die Leiden, die mich erwarteten. Ich entschloß mich, schnell dem Sarg zu folgen. Ein Beamter ... riß mich am Kleid zurück. ... Man trug mich ohnmächtig aus der Kirche, und ich lag mehrere Tage krank danieder. Das war wohl das erste Mal, wo mich mein überspanntes Gefühl überragte, welches mir ... oft zur Last gelegt wird.

Meine Mutter fuhr nach Prag, um den Bevollmächtigten um eine Pension zu bitten; mich nahm sie mit. Der Wagen hielt vor der Wohnung des herrschaftlichen Justiziars Preisler, wo wir immer abzusteigen pflegten. Welch ein Unterschied! Kamen wir sonst, kaum hielt der Wagen an, flogen die Fenster auf. ... Herr und Frau und Diener kamen, um uns Dienste zu leisten, uns hinaufzuführen und uns hundertmal ... zu versichern, daß wir an ihnen die besten Freunde hätten. Heute ließ sich kein Kopf am Fenster blicken. Endlich ... wurden wir vorgelassen, man kondolierte, aber es war so kalt, so fremd, daß ich kleines Mädchen fror. So ging es uns an mehreren Orten. ...

Vom Bevollmächtigten, dem Grafen Clary, erhielt meine Mutter statt der Hoffnung auf Pension den Bescheid, sie solle sich binnen sechs Wochen entscheiden, sich einen Gatten zu wählem, der als Amtsschreiber oder Beamter tauglich wäre. Er wolle ihr einige ... zur Auswahl senden ... und sie würde auf diese Art wieder versorgt sein. Meine Mutter war eine Frau von sechsundzwanzig Jahren, hübsch genug, um noch an eine zweite Ehe denken zu können, aber ein Vorschlag dieser

Art mußte die Witwe, deren Gatte kaum drei Tage begraben war, erzürnen. Sie antwortete, daß weder ein Schreiber noch sonst einer ihrer Bekanntschaft fähig wäre, ihren Gatten zu ersetzen. Sie würde sich nie entschließen, einen Gatten zu nehmen, der sie nicht um ihretwillen wählen würde. ...

Sechs Wochen vergingen, und meine Mutter fuhr zur Exzellenz, um ihm einen gewissen Mixta zu empfehlen. „Aha, so hat sich doch einer gefunden?" fragte der Graf ironisch lächelnd ... „und wann ist die Hochzeit?" – „Euer Exzellenz, er ist schon lang verheiratet", antwortete meine Mutter. „So", versetzte der Graf achselzuckend, „Sie sind ein Närrchen und werden es bald bereuen." ... Sie mußte doch sehr bald bereuen, für diesen Mixta gebeten zu haben. ... Er vergällte ihr den Aufenthalt dort so sehr, daß sie noch im selben Winter fortzog. ... Sie bekam eine Anweisung zur vierteljährlichen Abfertigung und ... zog nach Prag. Das Geld blieb dort beim Amt für meinen zwanzig Monate alten Bruder. ... Die menschenfreundliche Baronin Sternthal bot meiner Mutter in ihrem Haus eine unentgeltliche Wohnung an. ...

Die hohen herrschaftlichen Zimmer, die wir mitten im Winter bezogen, waren nicht zu erheizen. Der Tod meines Vaters, die Krankheit des geliebten Kindes und so manche bittere Kränkung, die meine Mutter zu dieser Zeit erfuhr, stürzte sie auf ein langwieriges Krankenlager, welches mich mehrere Jahre allen Freuden entfremdete. Von der Verlassenschaft bekamen wir, da mein Bruder indes gestorben war, je 400 Gulden. Ich war fortwährend gesund wie ein Fisch und immerwährend tätig. Es kränkte mich, von meiner Mutter ... die Worte zu hören: „Wenn mir Gott eines meiner Kinder nehmen will, so soll er das Mädchen nehmen." ... Diese Worte waren ... nicht so übel gemeint, weil ich wohl weiß, daß das kranke Kind, das man zu verlieren fürchtet, stets das geliebteste ist. Ich verkroch mich irgendwohin und weinte bitterlich. ...

So schwand meine Kindheit. Ich hielt mich bei meiner Kindheit ... so lang auf, um zu zeigen, daß sie mir schon viel mehr Dornen als Rosen streute. Den von meiner Mutter begonnenen Unterricht setzte ich nun durch eigenen Fleiß fort, ohne eine Schule zu besuchen.

In meinem zehnten Jahre zog meine Mutter nach Pilsen, und hier trat ich in die Schule ein, welche ich ein Jahr hindurch ... besuchte, ob-

gleich ich sowohl im Lesen als auch im Schreiben schon hinlänglich unterrichtet war. Die Stunden ... in der Schule ... waren meine glücklichsten. ... Ich, das zehnjährige Mädchen, hatte Mitschülerinnen von 15 bis 18 Jahren, die weniger konnten als ich ... besonders in weiblichen Handarbeiten. ... Die, die von besserem Geiste beseelt waren, schlossen sich an mich an, um von mir zu lernen, die anderen beneideten und haßten mich um so mehr, da ich in ihrem Bienenstock eine fremde Biene war. ... Ich hielt an Ferientagen eine Privatschule. ...

Im Jahre 1790 *[wahrscheinlich 1797]* zog meine Mutter wieder nach Prag, und dort blieb ich bis zu meiner Vermählung, lebte teils bei meiner Mutter, teils bei ihrer Schwester, die in Prag ... ein ansehnliches Haus führte. Obwohl ich bei meiner Tante ... unerträgliche Kränkungen erlitt, danke ich ihr viel ... Abhärtung ... und Geduld ... aber auch viel von der Ausbildung meines Geistes, da mir die ... Bibliothek ihres Gatten offenstand .... Ich liebte meine Tante ... wie meine Mutter und die Tochter wie eine Schwester, wiewohl von beiden der Grund zu meinem Leberleiden gelegt wurde. ... Wenn ich einmal liebe, ist nichts vermögend, ... diese Liebe auszurotten. Da ich durch eine starke Verletzung am Fuß nicht schlafen konnte, las ich die ganzen Nächte ... die Bibel, das Leben Christi, aber nur nachts, weil mir derlei Bücher zu lesen verboten war. ... Ich wurde sehr viel von meiner Cousine gequält, weil ich sie aber liebte, so klagte ich weder ihrer noch meiner Mutter. ... Ich verschluckte alles, bis ... ich ernstlich krank wurde. Man nannte es Leidgelbsucht. Ich wünschte den Tod und bat, daß man mich zu den Elisabetherinnen geben möchte. Dieser Wunsch wurde erfüllt. Ich war meiner Auflösung schon so nah, daß man schon das Totenglöcklein läutete und das Ave Maria betete. ... Nur noch der Gehörsinn war tätig, und ... ich hörte jemand sagen, daß ich schon so gut wie tot sei. Es war innige ... Sehnsucht nach dem unbekannten Jenseits.

Aber meine Jugend siegte, und ... ich bat die Nonnen um Arbeit. ... Das Leben hier gefiel mir; man konnte arbeiten, lesen, beten und auch noch heilig werden. Dieser Gedanke ergriff meinen zur Schwärmerei geneigten Geist, ich wollte Nonne werden. Ich mußte aber nach Hause und wurde dort wegen meiner Nonnen und Heiligen ausgelacht. Wenn alles sich ... ergötzte, fühlte ich mich überselig, wenn ich mich an Sonn- und Feiertagen in einen Gartenwinkel setzen und ein Buch lesen durfte.

[Obwohl] ich meistens deutsch erzogen wurde … lernte ich auch … böhmisch *[d. h. tschechisch]* lesen, weil ich diese Sprache von Kindheit an liebte, ohne sie jedoch besser als die übrigen meiner Bekanntschaft zu sprechen, denn leider schämte man sich zu dieser Zeit … gut böhmisch zu sprechen.

Einige Tage später wurde sie von ihrer Mutter gezwungen, mit auf einen Ball zu gehen, wo sie den jungen Männern gut gefiel.

Nach einigen Tagen … begleitete ich meine Mutter nach Kamenné zur Gräfin Bredow. Das Leben auf dem Land gefiel mir, Beschäftigung ohne Kränkung gab mir bald meine Gesundheit … wieder, und als … ich nun die erwachte Natur in ihrer ganzen ländlichen Schönheit sah, da … obgleich ich bei keiner Kapelle oder Statue vorbeiging, ohne … ein Kränzchen von frischen Feldblumen zu spenden und … da zu beten, schwanden doch nach und nach die Klosterideale.

Ich lernte auch so manches in der Kochkunst, z. B. Butterteig … machen. Der Koch setzte sich bequem in seinen Stuhl, nahm eine Prise Tabak, nannte mich seine liebste Schülerin und ließ mich walten. Manchmal hörte ich auch mein Lob wegen des zierlichen Tischdeckens …

Noch denselben Sommer kamen wir zurück nach Prag. Nun … lernte ich bei einer gewissen Madam Kasárek Spitzen Nadeln[5]; … ich mußte von acht Uhr früh bis zur Abenddämmerung, unausgesetzt … das Polster auf dem Schoß, sitzen. Die Frau hatte viel Gutes, aber auch manches Schlimme. Was mich … an sie fesselte, war ihr neunjähriges Mädchen Josephine. Das Kind liebte mich unaussprechlich, saß den ganzen Tag … zu meinen Füßen. … Ich las … bis Mitternacht, um am Morgen der lieben Josephine etwas erzählen zu können. Aber diese Freude dauerte nicht lang: Das Kind … bekam eine Halsentzündung, dann Angina und starb. Während ihrer Krankheit wich ich nicht von ihrem Bettchen … weil sie von niemand anderem ihre Arznei annehmen wollte. Sie verschied in meinen Armen …. Ich wähnte, sie müßte wieder erwachen … legte mein Ohr an Mund und Herz, aber Josephine blieb tot. …

Ich lebte nun … mit meiner Mutter; anhaltende Arbeit war meine

Beschäftigung und zuweilen ein Buch meine Unterhaltung. Freundschaften mit Mädchen meines Alters schloß ich selten. ... Ich beschränkte mich auf den Umgang mit meiner Mutter ... ich liebte sie unaussprechlich. ... Ich scheute jede Bekanntschaft ... vorzüglich mit Studierenden, denn so manche Erzählung von traurigen Folgen schüchterte mich ein, und ich schloß mich lieber ernsten Männern an, um von ihnen zu lernen.

Zu der Zeit wohnten wir im zweiten Stockwerk eines Hauses, wo im Hinterhaus einige Studierende wohnten, ... unter ihnen auch mein (späterer) Gatte.

Nachdem ein Onkel, der ein Weingut besaß, gestorben war, zog Magdalena mit ihrer Kusine Nanette auf das Gut, um nach dem Rechten zu sehen. Bald entdeckte sie, daß der dortige Schaffner Getreide stahl. Als Nanette nach Prag zurückgekehrt war, hatte Magdalena die alleinige Oberaufsicht.

Mein Herz blieb ziemlich frei von aller Liebelei, doch hatte ich es nicht verhindern können, daß hie und da ein Schmetterling Lust bekam, sich der einsamen Blume zu nähern. ... Ein ... hübscher, schwarzäugiger junger Mann suchte meine Bekanntschaft und ließ es sich nicht verdrießen, den fast zwei Stunden langen Spaziergang zu machen, um mich zu sehen. Ich fand es unschicklich und überflüssig und zog es vor, ein gutes Buch zu lesen oder zu arbeiten. Ich sann daher auf eine List: Ich sagte ihm, daß meine Tante kommen würde und daß er darum nicht kommen dürfe. Ich legte auf einen Stuhl beim Fenster zwei Sofapolster, stellte darauf einen Haubenstock, setzte darauf eine von Nannettes Perücken und legte ihr einen Schal um. Dann erwartete ich meinen Ritter, der vorbeischlich ... und dann traurig nach der Stadt zurückkehrte. Dann sprang ich mit der hölzernen Tante herum und verbarg sie. ... Daß über diese Komödie herzlich gelacht wurde, wird jeder glauben. *[Der Schaffner rächte sich an Magdalena, indem er den jungen Mann aufklärte, und so nahmen die unerwünschten Besuche ein Ende.]* Diesem Streich verdankt mein Prosastück und Schauspiel „Die hölzerne Tante" ihre Entstehung. ...

1803 besuchte sie Verwandte in Pisek. Dort wurde zu der Zeit viel musiziert. Einer der Musiker namens Wöllner interessierte sich für Magdalena, und sie korre-

spondierte auch mit ihm eine längere Zeit, war aber wegen seiner Häßlichkeit nicht bereit, ihn zu heiraten. Zu der Zeit interessierten sich noch zwei andere Männer für sie. Auf Drängen ihrer Mutter hin verlobte sie sich mit einem von ihnen. Er war sechzig Jahre alt und hatte einen schlechten Charakter; sie bezeichnet ihn nur als „G.".

Um eben diese Zeit ging schon mein gegenwärtiger Gatte täglich in unser Haus. ... Er war anspruchslos, immer bei guter Laune, gefällig, lieferte Zeichnungen zu meinen Stickereien, lachte und trauerte mit uns, und ich wurde nach und nach seine innigste Freundin. Wir stimmten in allen unseren Neigungen überein. ... Ihm war mein Herz ein offener Brief ... er wußte von meinen Bewerbern ... *[und]* wie sehr ich litt. ... Zu Pfingsten war meine Vermählung bestimmt. Nun aber kam der Zeitpunkt, wo ... die Kraft des Gebetes sich an mir bewies.

Sie lernte in der Kirche einen jungen Mann kennen, dem sie sehr gefiel, aber sie lehnte ihn ab, weil er hinkte. Von ihm erfuhr sie, daß G., ihr Verlobter, ein schlechter Mensch sei, der seine Mutter im strengsten Winter erst mißhandelt und dann im leichten Nachtgewand aus der Stube geworfen hatte, bis sie auf der Stiege halb erstarrt sei und wenige Tage später den Geist aufgegeben hatte, und daß er ein anderes junges Mädchen vergewaltigt hatte. Daraufhin schrieben Magdalena und ihre Mutter G. einen Absagebrief.

Ich schloß mich immer mehr an Rettig. Unsere gleich fühlenden Seelen flossen in der reinsten, treuesten Freundschaft zusammen. Er war mehrere Jahre der Vertraute meiner Freuden und Leiden und sogar einiger oberflächlicher Liebschaften, in welche ein junges Mädchen, wenn es gerade kein Popanz ist, unwillkürlich verflochten wird. Trotz meiner einsamen Lebensart war ich nichts weniger als eine Kopfhängerin und konnte in Gesellschaften recht herzlich fröhlich sein. Aus dieser langjährigen Freundschaft wurde endlich die innigste Liebe, die sich auf Achtung gründete, und endlich der Entschluß, diesem oder keinem Mann meine Hand zu reichen. *[Ihre Mutter widersetzte sich lange der Beziehung zu Rettig.]*

An einem schönen Herbsttag machten wir einen Spaziergang nach Kuchelbad, und da war es bei dem silberklaren Marienbrunn, wo wir gewahr wurden, daß unsere Gefühle ... innige Liebe waren. ... Mein

Gatte war damals ein kleiner Beamter, und ich wußte wohl, daß er kein Vermögen hatte; ich hatte auch keines, daher konnte ich ... wissen, daß man uns Hindernisse in den Weg legen würde ... und daß wir mit Sorgen zu kämpfen haben würden. ...

Bei der Kirchweihe in Klein Kuchelbad tanzte Magdalena in einer heißen, engen Stube, die voller Menschen war. Als sie und Rettig den Rückweg antraten, war sie in Schweiß gebadet.

Es war ein herrlicher Septemberabend, wir gingen durch üppige Wiesen an der Moldau vorüber, der Mond strahlte uns durch ein Wäldchen in seinem schönsten Glanz entgegen, ein angenehmes, kühlendes Lüftchen durchsäuselte meine Locken. ... Schon am anderen Morgen konnte ich nur mit Mühe sprechen und fühlte auf der Brust einen heftigen Schmerz. ... In einigen Tagen wurde daraus ein Keuchhusten, und ich fing an, Blut zu brechen. ... Als ich jegliche Speise erbrach, sandte mir mein Onkel den beliebten ... Arzt H. ... *[der meinte]*, ich würde drei Monate husten und sterben.

Ich mußte mehrere Male des Tages Pulver nehmen, die unaussprechlich ekelhaft waren. Rettig besuchte uns fleißig, es waren sehr angenehme Stunden ... aber schmerzlich fühlte ich die sich gegen ihn täglich mehrende Abneigung meiner Mutter. ... Ich kränkte mich im stillen ... und verschlimmerte dadurch täglich meinen Zustand, sodaß der ... Arzt schließlich meine Mutter... versicherte, daß ich unfehlbar sterben müßte, wenn sich mein Gemütszustand nicht ändere. ...

Schließlich konnte sich die Mutter bei meinem Anblick der Tränen nicht mehr erwehren. ... Ich tröstete sie: „Weinen Sie nicht, liebe Mutter, eher können Sie sich mit mir freuen, daß ich bald ausgelitten haben werde."

Darauf stimmte die Mutter schließlich Magdalenas Heirat mit Rettig zu, was sie aber nicht daran hinderte, ihrer Tochter weiter Vorwürfe zu machen, daß sie sich hätte besser verheiraten können.

Ich vermählte mich den 31. Jänner 1808. Das erste Jahr pflegt man das Wonnejahr zu nennen, bei mir war es das Schmerzensjahr, denn gleich

die ersten Tage zogen Kummer, Krankheit und Kränkungen ... in die neue Wirtschaft ein. Die Mutter ... wurde launisch, und ich mußte manche bittere Pille schlucken ...

Mein Gatte ... litt mit mir. Er wurde krank und *[kam]* ... einem dummen Arzt in die Hände, der die Krankheit in den Kopf trieb, woraus sich eine Entzündung im Auge bildete. ... Ein ... Professor der Augenarzneikunde wollte die bläuliche Linse, die sich in der Mitte der Entzündung zusammenzog, abschneiden, worauf gewiß sein gänzliches Erblinden erfolgt wäre. Ich ... bat ... den Professor, der ganz gleichgültig mit seiner goldenen Uhrkette spielte, damit man seinen schönen Brillantring gehörig bemerken konnte, doch zu bedenken, daß es sich hier um ein Auge handelt. „Was gibt es da zu bedenken", meinte der Hochgelehrte, „ich bin ja auch dabei." Ich aber sagte: „Ja, der Korporal, der einem armen Teufel die Kompaniestrafe aufstreicht, ist auch dabei, ohne den Schmerz mitzufühlen. Wird mein Mann blind, so bleiben Sie der gefeierte Professor wie zuvor." ... Der Professor sagte, mein Mann solle ihn besuchen, da ich doch mit meiner Empfindlichkeit die Operation nur stören würde. ... Er fing an, daran mit einem scharfen Instrument zu kratzen, sodaß das Auge ganz blutrot wurde. Da bat ich meinen Gatten, ja um Gottes Willen nicht wieder hinzugehen. ... Die alte Exzellenz Gräfin Nostitz nannte mir den Doktor Fischer. ... *[Auch]* ich wurde während des ersten Jahres bedenklich krank und hatte Krämpfe, wozu die Kränkungen, die mir meine Mutter antat, nicht wenig beitrugen.

Anderthalb Jahre blieben wir in Prag, dann erhielt mein Mann *[1809]* eine Stelle in Tabor. Dort waren wir vier Jahre, und ich lernte die Menschen und insbesondere das weibliche Geschlecht wirklich kennen. In der Hauptstadt, in dem ewigen Treiben bemerkt einer den anderen nicht. In den kleinen Städten hat die Langeweile ihren Wohnsitz. Ein Neuankömmling ist ein prächtiger Gegenstand der Unterhaltung ... denn sich selbst untereinander haben sie schon längst bis zum Ekel kennengelernt. Bei den Neuangekommenen bleibt kein Faden ungewaschen. ... Auch ich hatte das Glück, manche Stunde solcher Dämchen zu versüßen. Unter den Eigenschaften, die denselben an mir mißfielen, war meine Liebe zur Literatur. Das war etwas, was sie nicht nachahmen konnten. *[Magdalena las Bücher und schrieb Gedichte.]* Was sie besonders verdroß, war, daß ich deshalb nichts von meinen häuslichen Geschäften

versäumte. ... Ich arbeitete manchmal an einem Tage mehr als sie in einem ganzen Monat. Was ich von dieser Lieblosigkeit litt, vergebe ihnen der liebe Gott. ...

Auch hier litt ich viel an meiner Gesundheit, zwei Wochenbetten mit allen schmerzlichen Folgen. Das Mädchen Henriette *[Jindřška]* starb schon nach 36 Stunden, und der Knabe, der zwei Jahre später, nachdem ich Karlsbads Heilquellen besucht hatte, geboren wurde, starb im sechsten Monat. Dies war das Schmerzlichste, was ich in Tabor erfuhr.

Je mehr aber der Körper litt, desto mehr schwang sich mein Geist empor, und da mein Gatte selbst auch ein Freund der Literatur und vorzüglich der Dichtkunst war, verbarg ich nun meine Geisteskinder nicht so ängstlich als sonst ... und so entstanden in kurzem zwei Bändchen Gedichte, denen ich den Titel „Poetische Versuche" gab und worin sich mehrere meinem Gatten gewidmete Gedichte befinden. Jedoch übergab ich nie etwas der Presse, obschon ich öfters von Freunden, welche meine Arbeiten lasen, dazu aufgefordert wurde. Ich war überzeugt, daß die deutsche Literatur eine Stufe erstiegen hatte, die ich schwerlich nachholen würde. Im Jahre 1810 wurde mein Mann beim Taborer Magistrat ... angestellt, wo er bis zum Jahre 1817 blieb, von wo er dann *[1812]* als geprüfter Rat nach Przelautsch *[Přelouč]* befördert wurde.

Den 6. März 1813 kamen wir nach Przelautsch, wo mir im Juni meine Tochter Henriette (Jindřiška) geboren wurde, die noch lebt und jetzt das siebzehnte Jahr zurückgelegt hat. Auch hier war ich ... mehr krank als gesund. Dazu trug auch die anderthalb Jahre dauernde, gefährliche Krankheit meines Gatten sehr viel bei. Auch hier blieben einige Kinder im Grabe zurück. Am 25. August 1816[6] wurde mein Sohn Carl geboren. Wir blieben in Przelautsch bis zum Jahre 1818, von wo wir am 30. Jänner nach Wildenschwert *[Ústí nad Orlicí]* zogen.

Bis jetzt gab ich mich ... bloß mit der deutschen Literatur ab; ich schrieb nebst den zwei Bänden meiner „Poetischen Versuche" zwei Bände eines Tagebuches, welches meinen Aufenthalt in Karlsbad enthält, dann einige dramatische Kleinigkeiten, wie „Unschuld und Edelmut", nach einem Traum bearbeitet, „Die Busenschleife", „Die Kammerjungfernprobe", dann eine prosaische Erzählung, „Serafine"

betitelt, nebst mehreren deutschen Gelegenheitsgedichten. Im Jahre 1819 wollte ich mein Kochbuch nebst mehreren Aufsätzen prosaisch und poetisch unter dem Titel „Lenys Arbeitskörbchen“ dem Druck überliefern – doch es unterblieb.

In eben diesen Jahren fing ich an, mich mit der böhmischen Literatur zu beschäftigen. Das ging anfangs sehr schwer, denn ich verstand von der böhmischen Schriftsprache so viel wie nichts. Ich las Geßners „Tod Abels“ ... nur indem ich das deutsche Original zur Hilfe nahm, um das Böhmische zu verstehen. Ich wählte daher, um mich im Verständnis der Sprache zu üben, an den langen Winterabenden, statt der deutschen, böhmische Lektüre, und wenn alles zur Ruhe ging, übte ich mich schriftlich, teils mit Übersetzen, teils mit Originalaufsätzen. So entstand das Manuskript „Mařenčin kosíček“, *[Mariechens Körbchen]*, wo ich dem ersten Band die Abhandlung über die Fleischspeisen und dem zweiten jene über Fastenspeisen beizufügen gesonnen war.

Vielleicht wäre es aber unterblieben, wenn ich in eben diesem Jahre nicht nach Königgrätz gereist wäre, wo ich die Bekanntschaft ... *[des Verlegers]* Johann Pospíšil[7] machte. Von ihm aufgefordert und von den geschätzten Professoren Klicpera und Ziegler, deren Bekanntschaft ich ebenso glücklich war zu machen, aufgemuntert, gab ich erst einige Kleinigkeiten in die Zeitschrift „Dobroslav“, brachte den ersten Band des „Mařenčin košíček“ in Ordnung und übergab ihn der k.&k. Zensur, wurde aber durch einen Schalksstreich des Landrats Buchdrucker in Neuhaus verhindert, das Werkchen ... herauszugeben. Dieser bemächtigte sich auf unrechten Wegen dieser Abhandlung und gab sie ... unter dem fingierten Titel eines ... vollständigen Kochbuches von Anton Vinpergus im Jahre 1821 heraus. Indes, ehe ich wieder das Kochbuch zusammenschrieb, kam auch das zweite Bändchen von „Mařenčin košíček“ und später erst das Kochbuch „Domácy kuchařka“ als Anhang heraus.

Erst später erfuhr ich, daß sich ... der Landrat auf Kosten des rechtmäßigen Besitzers und auf Kosten meiner Ehre erfrecht habe, diese mir entwendete Abhandlung zweimal aufzulegen. Ich mußte hie und da Anspielungen hören, als ob ich das vinpergische Kochbuch kopiert hätte. Diese Unverschämtheit ... kränkte mich sehr. Nur meine immerwährende Kränklichkeit und der schleppende Gang der Justiz[8], die in

dieser Sache nicht nur blind, sondern auch lahm zu sein scheint, verhinderten bis jetzt die Behauptung meines Rechts. ... Die gütige Aufnahme meiner nur schüchtern dargereichten Arbeiten, die aufmunternde Güte der Exzellenz Gräfin Kolowrat-Liebsteinsky, welche meine ihr gewidmete erste Arbeit mit einem Kranz von Edelsteinen belohnte, gab mir zur Fortsetzung meiner Arbeiten Mut. Ich schrieb ein Gebetbuch „Křeštanka vžyvající Boha“ *[Die Gott anrufende Christin]*, dann „Věneček *[Kränzchen]*, Böhmische und mährische Lustbarkeiten“.

Im Jahre 1824 wurde mein Gatte nach Böhmisch Reichenau als Rat befördert. Hier, näher bei Königgrätz, hatte ich durch den Umgang gelehrter Böhmen immer mehr Gelegenheit zur Ausbildung der Sprache und mehr Aufmunterung zur Arbeit. Ich gab eine Übersetzung von Kotzebues „Erzählungen für feine Töchter“ und dann auf mehrfaches Verlangen „Die Hausköchin“ in deutscher Sprache heraus.

Im Jahr 1826 machte ich die persönliche Bekanntschaft des gelehrten Professors und Doktors Sedlatschek aus Pilsen, mit welchem ich im Herbst desselben Jahres eine Reise zu meinem hochgeschätzten Vetter und Vaterlandsfreunde Wenzel Čechorod[9] Pěšina machte. Der zwar nur kurze Aufenthalt in den arkadischen Gegenden Mährens gehört unstreitig unter die schönsten Tage meines Lebens, denn dort war es, wo ich von den dort zahlreich zum Namensfeste meines gelehrten ... Vetters versammelten Gelehrten Böhmens für würdig erkannt wurde, in ihrer Gesellschaft an einer Arbeit für das Namensfest seiner Majestät, unseres allgeliebten Landesvaters, teilzunehmen.

Ich schrieb nun Allegorien unter dem Titel „Růže česká“ (Die tschechische Rose), welche Herr Doktor ... Sedlatschek nebst den übrigen ausgezeichneten Arbeiten seiner Majestät am vierten Oktober eigenhändig überreichte. Hier machte ich auch die Bekanntschaft des würdigen k.&k. mährischen Gubernialrates Petrus Pager *[Bajer?]*. ...

Später schrieb ich die „Chudobičky“ *[Gänseblümchen]* in deutscher und böhmischer Sprache, die auch schon die Presse verlassen haben. Dann „Narcisky“ *[Narzissen]*, die noch im Manuskripte liegen, dann „Dřevěná tetička“ *[Die hölzerne Tante]*, ein Lustspiel in drei Akten, „Lindor neb láska a most vydry“ *[Liebe oder die Liebe und die Brücke der Fischotter]*, ein Zauberspiel, dann ... ein idyllisches Vorspiel zum Namenstag guter Mütter, dann in deutscher Sprache „Der ...dieb“[10], wel-

che alle nebst mehreren Manuskripten in böhmischer Sprache teils in Prosa, teils in Versen ... in meinem Pult liegen. Die böhmische Bühne ist jetzt mit Übersetzungen der besten deutschen Stücke wie auch mit guten Originalstücken versehen, daher bleiben meine Kleinigkeiten wohl nur schriftlich der Nachwelt aufbewahrt.

Jetzt ist die zweite Auflage meiner „Böhmischen Hausköchin" unter der Presse, und dies wird wohl vielleicht meine letzte Arbeit sein. ... Ich hatte das Unglück, *[auf der Straße]* umgeworfen zu werden, wo ich den rechten Arm dermaßen beschädigte, daß ich mehrere Monate ganz des Schreibens unfähig war und noch jetzt nur mit großen Schmerzen zu schreiben vermag.

Dies ist also im kurzen ein Auszug aus meiner Lebensgeschichte, woraus zu ersehen ist, daß ich der Dornen mehr als der Rosen auf meinem Wege fand. Doch konnten und können all diese widrigen Schicksale meine Heiterkeit ... nicht untergraben, welches ich bloß dem festen Vertrauen auf Gott und ein vergeltendes Jenseits und dem innigen Gefühl für Freundschaft verdanke.

Und ich muß es jetzt im Herbste meines Lebens gestehen, daß ich dieser Himmelstochter die schönsten Stunden meines Lebens danke, denn obgleich ich auch hie und da einen Fehlgriff tat, so fand ich doch viele edle Seelen ... *[die]* mir treu bis zum letzten Augenblick bleiben, und, wenn ich schlafen gehe, jenen festen ruhigen Schlaf, eine Träne weinen werden.

Meinen ewigen Dank Euch, Ihr lieben, noblen Seelen.

Magdalena Dobromila Rettig
Reichenau, den 20. Dezember 1830.

Alois Jirásek, vor einigen Generationen einer der einflußreichsten tschechischen Schriftsteller, lebte auch in Litomyšl und sammelte dort Erinnerungen und andere Materialien über Rettigová. Er unterhielt sich manchmal mit einer Frau Bártová, die sich noch an Rettigová – und an Tratsch über sie – erinnerte: Rettigová probierte angeblich immer Kochrezepte aus, so daß ihr Mann, Jan Sudiprav, der mit seiner kleinen Gestalt neben seiner imposanten Frau fast verschwand, weshalb er „šnuptychlíček" (kleines Schnupftuch) genannt wurde, oft seufzte: „Oh Gott, wenn

ich nur ein bißchen anständige Suppe essen könnte, meine Frau probiert immer wieder neue Speisen aus, auch aus Kartoffelkraut." Jirásek schrieb „Ein literarischer Ausflug vor achtzig Jahren", natürlich auf eine alte Burg, eine sentimentale Idylle tschechischer Literaten und ihres Verlegers mit der Belegschaft seiner Druckerei.

Drei Fahrzeuge voll Menschen fuhren den langen, zu der Zeit stillen Marktplatz hinunter, an den Befestigungen vorbei durch das Prager Tor, die schöne, mit Linden bepflanzte Straße entlang. Wir fuhren drei Stunden in Staubwolken. Um halb acht kamen wir ... in Kunetitz, d. h. bei der Festung, an. Gleich waren da viele fleißige Hände, es wurde Feuer gemacht, und Sahne, Kaffee und Brezeln wurden in das Wächterzimmer gebracht. ...

In den stillen Ruinen des einst berühmten Schlosses war plötzlich Bewegung und Lärm. Im ganzen waren da zwanzig Leute, Kinder inbegriffen. Zuerst liefen alle, um die Aussicht zu sehen. Frau Rettigová war begeistert! Dann betrachteten sie die alten Mauern, die Unterschriften, die darauf gekritzelt oder eingraviert waren. Dann wurden alle zum Frühstück gerufen. Frau Pospíšilová schenkte ein, und wir alle tunkten unsere Brezeln in den Kaffee ein. Sie wurden Kunetitzer genannt und werden ewig so heißen, zum Andenken an den denkwürdigen Tag. (Siehe im Kochbuch!) ... Dann gingen alle hinunter ... zur kleinen Kirche in der Mitte des stillen Dorfes, wo sie alle Gott für den schönen Tag dankten. Nach der Messe gingen sie zum Schloß zurück. Indem sie die Ruinen untersuchte, kundschaftete Rettigová aus, wo „der alte Kunák seinen ersten Hof im Jahr des Herrn 839 gebaut haben könnte".

Aber ... in welche ... Vergangenheit sind meine Gedanken geflogen? Zurück zum Tisch! Dann aßen und tranken alle, was die gute Hausfrau, Frau Kateřina (Pospíšilová) gekocht und gebacken hatte. ... Es gab Wein, und die Gesellschaft trank einander zu und auf die Gesundheit der Freunde und teuren Patrioten in Böhmen und Mähren. „Lang mögen sie leben!" kam das Echo von den alten bröckelnden Mauern.

Jirásek, der auch ein Theaterstück über Rettigovás Leben geschrieben hat, war nicht der einzige Schriftsteller, der von ihrer Persönlichkeit inspiriert wurde. Erst

1987 erschien die Gestalt der Rettigová wieder in dem preisgekrönten deutschen Roman „Die Fassade" der tschechischen Schriftstellerin Libuse Moníková.

Kritiker haben und hatten sehr unterschiedliche Ansichten von ihrem Charakter und Talent. Arne Novák, einer der zwei bedeutendsten tschechischen Literaturkritiker seiner Zeit, schrieb 1905:

„*[Die Frau]* entspricht mit ihrem Charakter der kleinstädtischen Welt der böhmischen Restaurationszeit. Bedächtig teilt sie ihr Gefühlsleben in ein alltägliches und ein feiertägliches, ihre Zeit in hauswirtschaftlichen Kleinkram und sentimentale Gefühle, teilt ihr Herz zwischen der seufzenden, mondsüchtigen Liebe zum erträumten männlichen Phantom und der ehrbaren, langweiligen Ehe, die zwischen Speisekammer und Bett, Herd und Wäscheschrank stattfindet. Sie liest Jean Paul mit dem Strickzeug in der Hand, seufzt über Werther beim verzuckerten Kaffee und schläft über Clauren[11] ein. Als schmalhüftiges Mädchen mit aufgelöstem Haar empfängt sie vom Liebhaber geheim sentimentale Bändchen Verse, und als sparsame, dicke Hausfrau erlaubt sie nicht, daß ihr Mann überflüssig für ein Buch Geld ausgibt. Als schmachtende Jungfrau tritt sie in Ritterdramen ... auf, und dann sagt sie ihrem Mann, der in das Theater gehen will, daß sie für das Geld lieber eine Gans kauft.[12]

Anders sah sie die Schriftstellerin Teréza Nováková, Nováks Mutter, nämlich als wichtige Schriftstellerin und Aktivistin in der Frauenbewegung. Sie betrachtete Rettigová im Kontext ihrer Zeit und erkannte ihren Beitrag zur tschechischen Kultur an:

M. D. Rettigová erscheint uns in ihrem Wirken als Dichterin und Belletristin, als Schriftstellerin praktischer Bücher, als Organisatorin patriotischer Arbeit, als Lehrerin der Jugend und ihrer Zeitgenossinnen, als liebende Ehefrau, als treusorgende Mutter und Hausfrau – sie erfüllte also eine Reihe von Aufgaben, von denen jede die volle Energie eines Menschen erfordert. ... *[All das macht]* ... das Leben dieser Frau noch heute unseres dankbaren Gedenkens und wirklichen Respekts würdig. ...

Der kommunistische Kritiker Zdeněk Nejedlý schätzte Rettigová sehr. Er schrieb u. a. 1934:

Rettigová war die erste Schriftstellerin, die sich mit Frauen beschäftigte. ... Sie wußte, was gerade Frauen für die Wiedererweckung der Gesellschaft ... machen konnten. ... Ihr Kochbuch ist nicht gewöhnlich, ihre Sprache ist gut gewähltes, reines Tschechisch. Vorne ist ihr Porträt: keine Köchin in Küchenkleidung, sondern eine geschmackvoll gekleidete Dame. ... Rettigová wollte auch auf Mädchen als zukünftige Mütter wirken. ... 1820 veröffentlichte sie eine Verlautbarung, in der sie sie aufforderte, sich literarisch zu bilden. ... Sie lud sie zu sich ein, erklärte ... tröstete und lieh Bücher. ... Sie nahm an ihren Unterhaltungen, Ausflügen und Bällen teil und ermunterte sie, Gedichte zu schreiben. Ihre Hilfe erstreckte sich auch auf Studenten. Sie kümmerte sich um ihr materielles Wohlbefinden, besorgte ihnen Privatstunden und Kosttage[13] und belohnte sie für gut bestandene Prüfungen. Sie ging zu öffentlichen Vorstellungen, erschien in Theaterstücken und polierte die Sprache, wenn sie darin Fehler fand.

Der Journalist Julius Fučík, der von den Nazis hingerichtet wurde, sah Rettigová am kritischsten:

„... reaktionär, beschränkt, konservativ und philisterhaft ... eine dicke Matrone, die sich durch die Welt wiegte. Ohne Beklemmung, ohne Probleme ... oder Gefühle der Unsicherheit schuf sie eine banale, kleinliche Welt voll dummer Klassenvorurteile. ... Madame de Staël schrieb ihre „Corinne", und die große Revolutionärin Georges Sand wurde berühmt, als Frau Rettigová in Böhmen ihre Kapitel über „Hirnknödel", „Leberröllchen" und „Frühlingskräutersuppe" verfaßte. ... nichts Kompliziertes, keine Unterbringung verschiedenartiger intellektueller Bewegungen kann man bei Magdalena Dobromila Rettigová finden. Diese stattliche Bürgerin ist nur Biedermeier ...

Auch in ihrer Sachliteratur sorgt Rettigová streng dafür, daß alles so niedlich wie möglich ist ... so süß wie möglich, so daß nichts zu natürlich erscheint, und so das Gehör und den Geschmack des ... Spießbürgers beleidigt. Rettigová schreibt ein Buch für ... Mädchen, aber es

müssen „liebe Mägdelein" sein; sie rät ihnen, wie sie heiraten sollen, um „Frauchen" zu werden; auf zehn Seiten beschreibt sie ein Schweineschlachtfest, so eine überaus üppige Vielfalt von Speisen, daß nur ein richtig fett gefüttertes Schwein es mit Material versorgen könnte; bei Rettigová aber ist es ein edles „Schweinchen", mit Leberchen und Herzchen, die zusammen mit Semmelchen zu wohlschmeckenden Leberwürstchen ... verarbeitet werden. ...

Die Frau ist ... bei Rettigová wirklich ... kein selbständiges Wesen mit menschlichen Maßen, sondern nur eine Ergänzung des Mannes. ... Das stumme Gesicht ... darf nicht zeigen, was es von seinem Herrn weiß, sondern soll sich bemühen, ihm zu beweisen, daß er zu Hause finden kann, was er woanders sucht. Und wenn ihr das nicht gelingt, soll sie schweigen und für seine körperliche Tüchtigkeit sorgen, um sich die Anerkennung des „edlen" Mannes zu erhalten, der zu Dirnen geht. Das „Junge Deutschland", das damals um die Emanzipation der Frau kämpfte, zeigte in seinen kämpferischen Romanen und Traktaten keine größere abgrundtiefe Not weiblichen Untertanentums als diese gutherzige ... Matrone in ihren praktischen Ratschlägen.

Wie glücklich war ihre eigene Ehe? Am 23. Juli 1836 schrieb sie in einem Brief an V. Váša: „Wenn ich wieder zwanzig Jahre alt wäre und meine jetzige Erfahrung hätte, würde ich mich lieber in den tiefsten Abgrund stürzen, als mich einem Mann geben. Dort würde ich den augenblicklichen Tod finden, während man in der Ehe nur allmählich stirbt, so als ob eine Stecknadel einen täglich stechen und zu Tode quälen würde."

Rettigovás „Hausköchin" ist, wie sie in der Einleitung schreibt, für die Küche von „Seelsorgern, Beamten und Bürgern", und zwar besonders auf dem Lande, gemeint. Sie spart nicht mit der Zeit der Köchin, d. h. in den meisten Fällen der Hausfrau. Ihre Sparsamkeit richtet sich vor allem darauf, daß womöglich alles Eßbare verwendet wird. Was sie für gesund und nahrhaft hält, ist nicht das, was heute empfohlen wird. Das Buch spiegelt eine ländliche Gesellschaft, der das, was sie aß, im Wald oder Garten wachsend oder im Stall und auf dem Hof gackernd oder blökend, bekannt war. Ihre Zutaten waren selten von weither herbeigeschafft, und doch stellte der Speisezettel der Retti-

ková im Vergleich mit dem in den meisten heutigen Industrieländern, deren Bewohner ja größtenteils in Städten leben, größere Ansprüche an den Geschmack, die künstlerischen Fähigkeiten und auch die Intelligenz der Köchin.

Sie konnte vor Begeisterung von ihrem Unterrichtsstoff – dem Kochen – nicht umhin, schon in der Einleitung ganze Rezepte zu geben, z. B.:

So kann man auch zu verschiedenen Soßen ein Sulz bereiten. Man nehme ein Stück Rindfleisch, einige Kälberfüße, die jedoch gut zerhackt werden müssen, einige Kalbsknochen, dann Zwiebel, Knoblauch, Lorbeerblatt, etliche Körnchen ganzen Pfeffer, Ingwer, Neugewürz, Lemonieschale; dieses alles gibt man in einen Topf, gießt darauf drei Teile Wasser, den vierten Teil guten Weinessig und läßt es ungefähr zwei Stunden kochen, wirft dann ein reingewaschenes zerquetschtes Ei samt der Schale darein, rührt es gut, läßt es noch ein Weilchen kochen, dann seihet man es, indem man eine Serviette auf die vier Füße eines umgekehrten Stuhles bindet, durch und hebt es auf. Dieses Sulz kann zu allen saueren Soßen verwendet werden, indem man sie entweder mit Eiern oder Einbrenn *[Mehlschwitze]* ... zubereitet.

Fällt Ihnen keine schmackhafte Verwendung für den gestrigen Kalbsbraten ein? Hier ist Dobromilas Vorschlag:

Hacke die Überbleibsel vom Kalbsbraten klein, gib sie in einen Topf, schlage darein drei ganze Eier, gib dazu drei Löffel Schmetten *[Sahne]*, eine Handvoll geriebene Semmel, den vierten Teil einer Zwiebel, klein geschnitten, zwei Zehen mit Salz geriebenen Knoblauch, ein bißchen Lemonieschale mit Muskatenblüte, treibe alles im Topf recht ab, dann gib dazu noch ein bißchen Majoran oder grüne Petersilie und Schnittling, schmiere die Form mit Butter und streue sie mit geriebener Semmelrinde aus, gieße es hinein und backe es schön bräunlich. Dieses Pflanzel kann *[als Suppeneinlage]* verwendet werden. ...“

Ihre üppigen Rezepte sind sprichwörtlich, wie z. B. das für einen „üppigen Hasen von abgetriebenem Tortenteig“:

Gib auf eine Schüssel ein Pfund gestoßenen, feinen durchgesiebten Zucker, schlage darein 32 Eidotter, und rühre damit ... *[gründlich]*, dann gib dazu drei Viertel Pfund feingeschnittene geschälte süße Mandeln, vier Lot feingeschnittenen Zitronat und vier Lot Pomeranzenschale, beides feingeschnitten, würze es mit einigen Gewürznelken und einem halben Lot Zimt, beides feingestoßen, ferner gib dazu einen Löffel braun geröstetes, gestoßenes, durchsiebtes Kornbrot und treibe es über eine halbe Stunde recht ab; hierauf verrühre darein ganz leicht von 15 Eiweiß Schnee; nun schmiere eine Hasenform mit zerlassenem Schmalz und streue sie mit geriebener Semmelschale. Schütte es hinein, backe es langsam, dann stürze es. Wenn es kalt wird, beschmiere es überall mit weißem Zitroneneis, stecke überall in feine Nudeln geschnittene Pomeranzenschale, daß es so wie ein gespickter Hase aussieht, und laß es noch in der lauwarmen Röhre trocknen. Das genügt für ... vierundzwanzig Personen. ...

Als Hauptgericht, besonders für Biertrinker, empfiehlt Rettigová Schnitzeln von Rindfleisch mit Erdäpfeln:

Laß mehlige Erdäpfel nur so viel kochen, daß man sie schälen kann, dann laß sie mit etwas Rindsuppe weichdünsten, zerrühre sie zu einem Kasch *[Brei]*, laß in Butter einen Kochlöffel voll Mehl aufschäumen, gib die abgetriebenen Erdäpfel darein, gieße ein wenig Suppe nach und laß es ein wenig dünsten.

Schneide von einem mürben Rindfleisch dünne Schnitzeln, klopfe sie recht mit dem Messerrücken, mische Salz, Pfeffer und kleingeschnittene Petersilie zusammen, bestreue damit die Schnitzeln von beiden Seiten, laß kleingeschnittene Zwiebel in Butter ... aufschäumen, lege die Schnitzeln darein und laß sie schön braun dünsten; damit sie nicht anbrennen, mußt du, wenn der Saft sich einzieht, löffelweise Suppe nachgießen. ...

Das Kochen ist für Rettigová eine kontinuierliche Tätigkeit; die Zutaten für die folgende Suppeneinlage, von unserer Autorin als „noch ein Gemisch“ bezeichnet, so wie Lebern, Mägen usw., setzen voraus, daß z. B. das Geflügel, dem diese entstammen, ungefähr um dieselbe Zeit zu Tisch getragen wurde:

In die Mitte eines tiefen Tellers gib würflig geschnittene Hühnerlebern oder Hühnermägen, auch von Enten oder einer Gans, mische darunter kleingeschnittenen, in Rindssuppe gekochten Spargel oder Karfiol *[Blumenkohl]*, was gerade die Jahreszeit bietet, dann Krebsschweifeln, und herum mache einen Kranz von Sulzwandeln[14], welche du also bereiten kannst: Schlage so viel Eier, als du Gäste hast, in ein Töpfchen, quirle sie recht ab, dann gieße auf sechs bis acht ganze Eier ein halbes Seidel[15] gute lauwarme Rindsuppe und würze es mit Muskatenblüte. Nun schmiere ganz kleine Modelle *[d. h. Formen]* mit Butter aus, in jedes lege auf den Boden ein oder mehrere Spargelköpfchen, Krebsschweifeln oder Karfiolbröckchen, in die Mitte lege ein Stückchen Krebsbutter, gieße die Modelle etwas über die Hälfte voll, stelle selbe in kochendes Wasser und laß sie etwas über eine halbe Stunde kochen; dann stelle sie samt dem Wasser in eine heiße Röhre, damit sie auch oben fest werden. Hierauf stürze sie, mache davon einen Kranz und gib auf jede Wandel ein Stückchen Krebsbutter, wenn du selbe hast. ...

Anmerkungen

1 Rettigová in einem Brief an V. Váša vom 23. Juli 1836. Dieser Brief sowie auch die Übersetzung ihrer Autobiographie ins Tschechische und andere hier verwendete Materialien sind in der von Felicitas Wünschová vorbereiteten Ausgabe ihres Kochbuchs „Domácí kuchařka" von 1985 abgedruckt.

2 Aus ihrem Gebetbuch „Křestanka vzývající Boha" (Die Gott anflehende Christin, 1827) im Gedicht „Píseň o nestálosti světa" (Lied über die Vergänglichkeit der Welt).

3 Alle Geschwister sind gestorben.

4 Alte Textilien wurden auseinandergezupft, um dann wieder gesponnen zu werden.

5 Gemeint ist sicher klöppeln.

6 Die letzte Ziffer ist nicht leserlich.

7 Ein Verleger, der tschechische patriotische Schriften veröffentlichte.

8 Unleserlich, Justiz muß gemeint sein.

9 Dieser Mittelname, wie Tschechen sie sich damals beilegten, bedeutet: tschechischer Abstammung.

10 Der erste Teil des Worts ist nicht leserlich.
11 Ein Schriftsteller von sentimentalen Frauenromanen.
12 Domácí kuchařka, S. 481f.
13 Die Studenten wurden an bestimmten Wochentagen bei vermögenderen Familien verköstigt.
14 Was das ist, geht aus der folgenden Beschreibung hervor.
15 Ungefähr einen Viertelliter.

Božena Němcová
(1817?–1862)



Abb. 5:
Božena Němcová

Božena Němcová war eine unkonventionelle und mutige Frau und eine wichtige Figur des neunzehnten Jahrhunderts sowohl in der tschechischen Literatur als auch in der tschechischen Nationalbewegung;[1] *dennoch ist es schwierig, Außenstehenden ein Bild von ihr zu vermitteln, denn die Facetten ihres Lebens sind äußerst vielschichtig und schwanken zwischen Extremen.*

Für die meisten Tschechen ist sie in erster Linie die Autorin eines „vollkommenen" Werks, „Babička" (Die Großmutter), mit einer vollkommenen Heldin in einer unvollkommenen Welt, die aber noch heil und annehmbar war, wenn man – wie die Großmutter der Němcová – Gottes Schöpfung nie in Frage stellte. Sie war die erste tschechische Schriftstellerin der Moderne, zugleich eine unglückliche Frau an der Seite eines Mannes, der nicht zu ihr paßte, die von ihren Liebhabern verlassen wurde, und eine Mutter, die ihren geliebten Sohn verlor. Die Kommunisten des zwanzigsten Jahrhunderts wollten in ihr eine frühe Sozialistin sehen.

Bis vor wenigen Jahren wurde Němcová für die Tochter eines Wiener Dienstmädchens und eines österreichischen Kutschers gehalten. In ihrem ersten Lebensjahr zog die Familie nach Ratibořice in Nordostböhmen und wohnte dort in einer Dienstbotenwohnung beim Schloß der Fürstin Sagan. Dort wurden elf weitere Kinder geboren. Diese Angaben über ihre Abstammung werden allerdings inzwischen angezweifelt: Es scheint, daß Němcová die uneheliche Tochter einer Gräfin war und schon 1817 geboren wurde und nicht 1820, wie es in ihrer Geburtsurkunde heißt.[2]

Wenn Němcová wirklich adeligen Ursprungs war, könnte das nicht nur ihre äußere Erscheinung erklären, die sich von den übrigen Familienmitgliedern deutlich unterschied, sondern auch ihre engen Kontakte zur Arbeitgeberin ihrer Eltern, der Schloßherrin, und zugleich die Tatsache, daß sie in einem anderen Ort in die Schule geschickt wurde als ihre Geschwister. Barunka Panklová, wie Božena Něm-

cová als Kind hieß, wurde zudem von der Frau, die bis vor kurzem für ihre Mutter gehalten wurde, schlecht behandelt. Geschah dies wegen ihrer unehelichen Geburt oder weil die Mutter ein Kind großziehen mußte, das nicht ihr eigenes war? Und wenn Němcová nicht die leibliche Tochter der Pankls war, wußte sie davon?

Němcová, die ihren Vornamen Barbora in den mehr tschechisch klingenden Božena änderte, als sie in den frühen vierziger Jahren anfing, sich schriftstellerisch zu betätigen, war eine auffallende Schönheit mit tiefschwarzem Haar, grünen Augen, frischen Farben und einer schlanken Figur. Mit siebzehn Jahren wurde sie von ihren Eltern zur Ehe mit Josef Němec, einem Zollbeamten, gezwungen, der fünfzehn Jahre älter war als sie.

Während der ersten Ehejahre gebar sie vier Kinder und zog mit ihrem Mann, der als tschechischer Patriot von der österreichischen Regierung politisch verfolgt wurde, von Ort zu Ort. Němcová und ihre Kinder waren häufig krank – ihr ältester Sohn Hynek starb mit sechzehn Jahren. Es gab ständig Kämpfe, manchmal gewalttätige, mit ihrem Mann. Aber schlimmer noch waren die wirtschaftliche Not, die feuchten Elendsquartiere und schließlich auch Hunger und die Notwendigkeit, bei Gönnern und anderen Bekannten Hilfe zu erbitten. Aber so wie das Leben der Němcová von Unglück und materieller Not geprägt war, gehörte doch andererseits auch die Bewunderung dazu, die ihr schon zu Lebzeiten zuteil wurde. Insbesondere wurde sie schon bald nach ihrer Übersiedlung nach Prag im Jahr 1841 zum Idol der jungen, tschechisch-patriotischen romantischen Dichter. Sie trat öffentlich für die tschechische Sache in Literatur, Folklore und Erziehung ein und war mit ihrem Mut und ihrem Engagement für viele eine Quelle der Inspiration.

Ihr literarisches Werk besteht neben dem schon erwähnten Werk „Die Großmutter" aus kürzeren Geschichten und aus Märchen, die sie in Böhmen und in der Slowakei sammelte und dann edierte. Am liebsten aber schrieb sie Briefe an Familienmitglieder, Freunde und gleichgesinnte Patrioten; ihre literarischen Qualitäten fanden erst spät Anerkennung.

Božena Němcová wird noch immer als die Autorin der „Babička" geschätzt. Dieses Buch vereint vieles: eine Biedermeieridylle, ein Schulbeispiel für den poetischen Realismus, die Projektion ihres eigenen traurigen Lebens in eine idyllische Vergangenheit, die es nie gab, und das sehr traditionelle Porträt einer musterhaften Frau. In der heutigen verstädterten Atmosphäre Böhmens führt die Erwähnung dieses Werks oft zu Bemerkungen über eine neue Welt, die eine neue Literatur benötigt.

Als der Roman „Babička" 1855 erschien, hatte in Božena Němcovás Leben der

Niedergang schon eingesetzt: Auf der Suche nach ihr gleichgesinnten Menschen und vollkommener Liebe suchte sie Trost bei wechselnden Liebhabern, die sie jedoch alle verließen.[3] Auch viele Freunde hatten sich von ihr abgewandt. Ihr Sohn Hynek war tot, ihr Sohn Karel, der in Deutschland lebte, hatte schon lange nichts mehr von sich hören lassen, ihr jüngster Sohn Jarouš hatte aus finanziellen Gründen sein Kunststudium in München aufgeben müssen. Dora, ihre einzige Tochter, kränkelte seit Jahren. Die berufliche Situation ihres Mannes wurde immer prekärer; er wurde – in Österreich und in Ungarn – von einem schlecht bezahlten, abgelegenen Arbeitsplatz zum anderen verbannt und schließlich entlassen. Ein Porträt aus dieser Zeit zeigt Božena Němcovás nicht mehr als junge Schönheit, sondern als frühzeitig gealterte, verbitterte Frau.

So ist das Leben dieser Frau voller Kontraste: Schönheit und Häßlichkeit; ein liebender Vater, eine warmherzige Großmutter und eine lieblose Mutter; ein eher grobschlächtiger Ehemann und intelligente, charmante Liebhaber; Freunde und Feinde. An ihrer Person scheiden sich die Geister: Die Schriftstellerin Žofie Podlipská schreibt begeistert über sie, während deren Schwester Karolina Světlá, die berühmteste tschechische Romanschriftstellerin des neunzehnten Jahrhunderts, mit Němcová wegen ihres unkonventionellen Lebensstils brach. Der stärkste Kontrast aber ist der zwischen ihrem frühen Tod in Verlassenheit und Armut und ihrem pompösen Begräbnis, das zu einer „Orgie" der Nationaltrauer wurde.

Němcovás Leben und ihr Werk faszinieren Bohemisten noch immer. Václav Černy, vielleicht der interessanteste tschechische Literaturkritiker seit dem Zweiten Weltkrieg, untersuchte den familiären Hintergrund und die Geschichte der wirklichen Großmutter von Božena Němcová. Die Bibliothekarin Eva Freyová, jetzt Dušková, hat sich mit Antonín Augusta, ihrem letzten Verleger, und mit der Frage beschäftigt, ob dessen Grausamkeit womöglich zu ihrem Tod beigetragen hat.[4]

Schriftsteller haben sich mit ihr in Romanen, Gedichten und in einem Drama auseinandergesetzt. Am deutlichsten erkennen wir Božena Němcová jedoch in ihren Briefen, die wir hier in einer kleinen Auswahl vorstellen, zusammen mit Briefen und anderen kurzen Texten von Menschen, die ihr nahestanden oder die sie noch persönlich gekannt haben.

Einer der frühesten erhaltenen Eindrücke stammt von Josef Václav Frič, einem zeitgenössischen Patrioten, aus dem Jahre 1844:

... wir begaben uns ... nach Skalice, wo wir Frau Němcová besuchten, die gerade dort weilte. Wie groß war unsere Überraschung, dort den Pilsener Professor Smetana zu finden, der der ... schon damals berühmten und wirklich hervorragenden jungen Frau seine ehrerbietige Aufwartung machte. Nach einer ausgezeichneten Jause, während der wir uns über patriotische Angelegenheiten betreffende Neuigkeiten und Persönlichkeiten unterhielten, ... begleitete uns unsere edle Gastgeberin durch ein hübsches Tal auf die Straße nach Náchod. Sie lief voraus, sprang über Bäche, pflückte hier und da Blumen, die sie dann als ganzen Strauß auf ihren Strohhut steckte. All das ohne Koketterie; sie fühlte sich da eben zu Hause und lachte laut, als wir verlegen vor einem über einen Fluß aufs Geratewohl geworfenen Balken standen. Sie überquerte ihn wie eine Gazelle, während wir uns Schritt für Schritt vorsichtig hinübertasteten. ... schon war sie drüben, wo sie ein seltenes Kraut pflückte, den Professor nach dem lateinischen Namen der Pflanze fragte und gleich hinzufügte, wie das Volk sie nennt und welche Eigenschaften es ihr zuschreibt. Es dämmerte schon stark, und ... nachdem sie uns allen die Hand gegeben hatte, kehrte sie allein zurück. ...[5]

Natürlich konnten wir über nichts anderes sprechen als über die außergewöhnlich liebe Erscheinung dieser so natürlichen wie geistreichen Frau, die damals natürlich nicht ahnte, was für Prüfungen das Schicksal ihr auferlegen würde.

Vlasta Pittnerová, die Tochter eines Patrioten in der ostböhmischen Kleinstadt Polná, erinnert sich:

In meinem Geburtsort Polná, in den Ždárer Bergen, ... traf sich die patriotische Gesellschaft jeden Sonntag im Weinlokal meines Vaters. Man las tschechische Zeitungen, lieh einander tschechische Bücher und sprach über die „neuen" Zeiten, über Anzeichen einer besseren Zukunft für das tschechische Volk. Es war die Zeit des naiven Patriotismus des Josef Kajetán Tyl,[6] als das Aufhängen patriotischer Bilder aus der tschechischen Geschichte und das Kaufen tschechischer Bücher als patriotische Taten galten, die Havlíček[7] als „patriotische Zuckerln" bezeichnete.



Abb. 6: Domažlice

... Božena Němcová erzählte meinem Vater von dem tiefen Eindruck, den Tyls Arbeit „Der letzte Tscheche" auf sie gemacht hatte. Er bot ihr seine Bibliothek an. Sie las alles, was er hatte, und suchte weitere tschechische Bücher, wo sie nur welche auftreiben konnte.

Es gefiel ihr in Polná im Kreis der Patrioten. Sie beeindruckte auch die Frauen, die sich in den Wirtsgärten an Abenden und Sonntagnachmittagen trafen, und führte sie zur tschechischen Lektüre.

Meine Mutter erinnerte sich, daß sie Němcová oft sah, wie sie auf den Feldrainen spazierenging, immer mit Blumen in den Händen, in den Haaren und im Gürtel. Meine Mutter behauptete, daß sie nie eine schönere Frau gesehen hätte. ...[8]

Als die Němec in Domažlice (Taus) in Westböhmen lebten, schrieb Němcová ihrer Freundin Bohuslava Čelakovská über ihr Leben, das schon damals von Sorgen überschattet war:

14. Feber, 1846. ... Seit wir hier sind, ist meine Dora im Bett. Sobald eine ihrer Wunden verheilt, fängt es von neuem an. Wie ein Pilger, der

sich in der Sahara verirrt hat, sehnsüchtig einen grünen Rasen sucht, so warte ich, bis der Schnee schmilzt und die Blumen erwachen, damit ich mein Kind an Gottes Tageslicht schicken kann; das wäre die einzige Medizin. Außerdem haben wir eine feuchte Wohnung. Das war der Grund, warum alle unsere Kinder krank wurden ... und es mir schlechter geht. Nach Ostern fahre ich nach Prag, um mit Dr. Čejka zu sprechen. Es ist schlimm, wenn man keinen schmerzfreien Tag hat und vielleicht auch auf keine Hilfe hoffen kann. Nur gut, daß ich mich nicht deprimieren lasse, sonst wäre ich schon unter dem grünen Gras, was mir nichts ausmachen würde, wenn meine heiligen mütterlichen Pflichten nicht wären. Nun, Gott sei Dank, unsere Linde[9] grünt, ist in voller Blüte und bemerkt nicht, wenn ein Blatt hinunterfällt.

... Hier ist das Volk sehr zurückgeblieben. ... Sie sprechen tschechisch, weil sie nicht deutsch können, aber von höherer Bildung, von nationalem Gefühl wissen sie nicht die Bohne. Und was soll ich von den Bauern sagen! In einem Dorf ist ein Maurer Lehrer, in einem anderen ein Tischler, woanders auch einer, der selbst nicht anständig lesen kann, und wenn er will, daß die Kinder schreiben lernen, muß er sich ein Muster aufschreiben lassen. ... Über dieses Volk könnte man blutige Tränen weinen. ... Wie viele Talente, wie viele kluge Köpfe sterben, ohne je zum rechten Bewußtsein zu kommen. ... Nur wenige wissen etwas von Geschichte oder haben je ein Buch gelesen; aber jetzt kommen sie aus den Dörfern, wo ich bekannt bin, um Bücher auszuleihen, und lesen in den Spinnstuben. Solche Dorfleute sind meine Freude; ich lebe auf, wenn mir eine Bäuerin ihre schwielige Hand reicht und fragt: „Nun, Frau, wie geht es Ihnen? Warum kommen Sie so lange nicht zu uns?"

In einigen Dörfern ist das wirkliche Unglück das verdammte Jesuitentum – zur Hölle mit ihm! ... Sie machen sich keine Vorstellung, wie die das arme Volk verdummen und verarmen, so daß es wie verirrte Schafe lebt. ...[10]

Božena Němcová hat sich immer wieder über die Rolle der Frau geäußert:

Die Frau muß auf den Herrschersitz neben dem Mann erhoben werden, nicht damit sie richtet oder straft, sondern als Friedensengel zwischen ihm und der Welt.[11]

Wenn man uns Frauen auch mit „gnädige Frau" anspricht, sind wir doch in allem vernachlässigt, was das höhere Leben angeht. Ich weiß nicht, ob es Absicht oder Verblendung ist, aber ihr Männer seht nicht die ungeheure geistige Leere der Frauen; nur die eigenen Ehemänner fühlen, leider zu spät, die Folgen dieser Vernachlässigung. Kein Wunder, daß sie woanders suchen, was sie zu Hause nicht finden. ... Und muß die Frau nur die Geliebte oder das Heimchen bleiben? Kann sie nicht dem Mann gleich sein? ... Ich meine nicht, daß Frauen zu philosophischen Vorträgen gehen sollten, Gott behüte, aber meiner Meinung nach sollte jede Frau nicht nur schreiben, lesen und rechnen können, sondern auch ein bißchen Erdkunde, Naturkunde, besonders aber die Geschichte ihrer Heimat kennen. Und am notwendigsten ist dies für Mütter! Wenn die tschechischen Mütter wüßten, was es heißt, auf sein Volk stolz zu sein, wenn sie ihre schöne Sprache zu schätzen wüßten und nicht ihre Kinder lehrten, sich vor fremden Götzen zu verbeugen, ... dann wäre es vielleicht nicht so weit gekommen, daß ein ... Patriot wie ein exotisches Tier angesehen wird.

Es wäre an der Zeit, daß die Frauen aufhörten zu denken, sie seien nur zur Verzierung auf der Welt! Jede Frau muß nach ihren Möglichkeiten ihren Beitrag in der unendlichen Kette der Menschheit leisten! Wir dürfen nicht faul die Hände in den Schoß legen und zusehen, wie die Männer mit großer Mühe ein Steinchen auf das andere legen. In unseren Händen liegen Schätze. ...[12]

In Všeruby (Neuern) hörte Němcová zufällig ein Gespräch zwischen einem Bauern und einem „Herrn". Dieser wollte von dem Bauern wissen, ob es in der Gegend auch Juden gäbe und was er von ihnen hielt. Němcová war anscheinend mit der Antwort einverstanden.

Es sind ihrer viele, und wir haben sie gern. Sie leben unter uns und verdienen bei uns ihren Lebensunterhalt, aber niemand tut ihnen weh, und niemand wird das je tun. Es heißt, daß sie betrügen, aber das ist lächerlich; wenn man alle Betrüger umbringen würde, müßte man mehr Christen umbringen als Juden. ... Warum hat man den Minister *[Metternich]* laufen lassen, der uns alle betrogen und uns so sehr geschadet hat, wie alle Juden zusammen es nicht könnten? ... Der Jude würde

keine Ware in die Häuser bringen, wenn die Bauern und ihre Frauen nicht so viel Wert auf diese Kleidung legen und ihre alten Trachten tragen würden. Sie müßten auch keinen Branntwein trinken, dann würde ihn der Jude nicht verkaufen, und wenn niemand Branntweinbrennereien bauen würde, dann würden die Juden sie nicht pachten. In unserer Gegend sind viele Juden, die Bauern sind so wie wir; manche haben gepachtete Felder, manche besitzen sie, und so ernähren sie sich. Die, die Geschäfte machen, müssen laufen wie die Windhunde und sehr sparsam leben, wenn sie etwas sparen wollen.[13]

Als alte Frau erinnert sich Frau Podestátová:

... Ich war damals ein junges Mädchen, aber ich erinnere mich gut an sie. Sie ging gern in die Dörfer, sprach mit den Leuten und hörte ihnen zu. Einmal kam sie auf unseren Hof um Milch; niemand kannte sie. Sie hatte einen kleinen Hut mit Blumen und Bändern auf, und ihr Haar war in der Mitte gescheitelt. Mit ihr kam eine Frau aus der Stadt. Als sie nach Hause gehen wollten, fing es an zu regnen. Sie hatten Angst, daß ihre Hüte naß werden könnten, und fragten, ob sie sie bei uns lassen dürften.. ... Es regnete ... eine ganze Woche. ... Meine Eltern hatten einen etwas verrückten Knecht, Krištof, ... der die Hüte auf den Boden brachte. ... Eines Tages kamen die Damen, um ihre Hüte zu holen. ... Wir konnten sie nicht finden. ... Krištof ... hielt in jeder Hand einen Hut, und aus einem sahen blinde Kätzchen heraus. „Waren das Hüte für den Kopf?" fragte Krištof. ... Wir nahmen die Kätzchen heraus, und die Damen gingen nach Hause. Erst später erfuhren wir, daß es Němcová war, die so schöne Sachen schreibt. ... Ich habe noch gehört, daß sich Frau Němcová zu Tode gekränkt hat. ... Möge Gott ihr ewigen Ruhm geben![14]

Václav Pok Poděbradský sah sie aus einer anderen Perspektive:

Chleby ist ein kleines Dorf ... nordöstlich von Nymburg. ... Zahlreiche Gäste aus intelligenten ... Kreisen trafen sich dort. Auch ein Kranz auserwählter Damen ... und die lieblichste Blume darin war unser edle ... Schriftstellerin, die patriotische Božena Němcová ... damals am Zenit ihrer literarischen Tätigkeit. Ihre „Großmutter" ging von Hand zu

Hand. ... Sie sagte, daß sie mit ihrer ganzen Seele mit den Zielen der Nationalisten übereinstimmt, sich von den ... Fesseln zu befreien, die das Leben unseres Volkes seit einer Ewigkeit drosseln. Sie drückte jedem von uns Studenten herzlich die Hand. ... Sie war von einer idealen Schönheit, und jede ihrer Bewegungen bezeugte den hohen Geist, der in ihrem harmonischen Leib lebte.[15]

1850 lebten die Němec in Prag. Dort freundete sich Němcová mit den Rott-Schwestern an, die später als berühmte Schriftstellerinnen Karolina Světlá und Žofie Podlipská hießen. Žofie erinnert sich:

Es war an einem Septembernachmittag. Ich sehe sie noch immer, wie sie unser Wohnzimmer betrat ... als ob ein strahlendes Licht in meine Seele fiele. Damals dreißig Jahre alt, sah sie wie neunzehn aus – so wunderbar war ihr Teint, so strahlend ihre Augen, so schlank und biegsam ihre Figur. Sie trug einen weißen Hut, ein sandfarbenes Kleid, eng anliegend ... und darüber eine schwarze Samtjacke bis zu den Hüften. Alles außerordentlich geschmackvoll und elegant. Ihr wunderbares schwarzes Haar war glatt über die Schläfen gekämmt und am Hinterkopf als einfacher griechischer Knoten aufgesteckt. So lebt ihr Bild in meinem Herzen. ...

... So gesprächig und lebhaft Němcová unter Freunden war, um so trauriger war sie, wenn ich sie manchmal allein zu Hause antraf. ... Němcová konnte keine ... Verstellung leiden. ... Sie gab niemandem die Schuld an ihrem Leid.

Den reinsten Trost fand sie in der bildenden Kunst, in den Statuen der alten Meister. Literatur und Musik berührten ihr Herz tief; sie weinte im Theater. ... Es tat ihr leid, daß Prag so wenig antike Kunst hat. ... Unsere nördlichen Winter ertrug sie schwer; im Frühling erweckte die Natur sie immer zu neuer Lebhaftigkeit.

Ihre Natur war friedliebend, slawisch. An ihr war nichts ... Affektiertes. Sie konnte niemanden zur Seite schieben, der freundlich an sie herantrat, auch wenn sie seine üblen Absichten erkannte. Sie tolerierte Menschen um sich, die es nicht verdienten. ... Wen sie nicht bewundern oder lieben konnte, den sah sie als Kuriosum an. Sie schloß sich leicht Menschen an. ... Wenn ein Kranker im Haus war, pflegte sie ihn

– oft erfolgreich – mit ihren Hausmitteln ... sie wachte die ganze Nacht, und wenn der Kranke gesund wurde, war sie ihm eine lustige und unterhaltsame Pflegerin. Wenn er es wollte, las sie ihm vor. Wenn jemand starb, saß sie Tag und Nacht bei den Trauernden. ... Bei Hochzeiten schien es, als ob sie die glückliche Braut wäre; sie half dann beim Einrichten der Wohnung ...

Theodora, Božena Němcovás Tochter, erinnert sich:

Wo immer es möglich war, hielt Mutter Geflügel und andere Haustiere. Auf dem Poříč in Prag zähmte sie ein Ferkel, so daß es vom Hof die Stiege hinauf bis auf die Pawlatsch[16] und in die Küche gehen konnte, wo wir es fütterten. Als es etwas größer wurde, opferten wir es für ein Festessen. ... Nachher setzte sich Mutter ans Klavier. ... Mutter war eine ausgezeichnete Köchin. Ich habe von ihr noch auf deutsch geschriebene Rezepte, die sie vom Schloßkoch in Ratibořice hatte, zu dem sie zum Kochenlernen geschickt worden war. ... Sie spielte im Amateurtheater ... und die Nachbarn sprachen ... davon, wie hübsch sie aussah und wie gut sie spielte. ...

Während der Revolution von 1848 zog sie die Bauerntracht an, um unerkannt nach Prag gehen zu können. Da man nicht durch die Tore in die Stadt konnte, setzte sie sich in ein Schiff und gab sich als Frau eines Soldaten aus. ...[17]

Aus den Erinnerungen der anderen Rott-Schwester, Karolina Světlá, spricht hingegen eine stark ambivalente Haltung:

... Němcová entzückte mich und meine Schwester mit ihrer ungewöhnlichen Schönheit, ihrer charmanten Einfachheit und ihrer brillanten Intelligenz. Wir mußten uns mit ihr gleich duzen, und ... wir sahen einander fast täglich. ...[18] Neben ihren anderen geistigen Vorzügen hatte Němcová eine wunderbare moralische Seite, die aber unter den gegebenen Umständen für sie katastrophal war; sie war extrem großzügig und so vertrauensselig wie ein Kind. ... Sie gab ohne zu ... überlegen, ob die Empfänger des Geschenkes würdig waren.

Ganz unbekannte Mädchen vom Lande ... schützten eine unwider-

stehliche Sehnsucht nach höherer Bildung vor und wohnten ganze Wochen bei ihr, hatten aber in Prag ganz andere Interessen. ... Auch junge Männer schämten sich nicht, Němcová um Geld für Reisen auf das Land zu bitten, um dort nach ihrem Vorbild Märchen usw. zu sammeln. Božena gab manchmal alles, was sie in ihrer Geldbörse hatte. Sie hatte darum sehr oft ... unangenehme Auftritte mit ihrem Mann, einem ... sehr ehrbaren Menschen, der ... verdächtigt wurde, daß er mit ihr nicht ... liebenswürdig umging.

Sie glaubte fest, daß sich ... ihre Günstlinge zu ausgezeichneten Staatsmännern, hinreißenden Rednern, erfolgreichen Schöpfern einer neuen Gesellschaftsordnung entwickeln würden. ... In anderen sah sie ... geistreiche Redakteure von Zeitschriften ... und Herausgeber von Lexika. ... Diese Sichtweise verursachte ... den größten Teil der Mißgeschicke ihres späteren Lebens.

Manche *[ihrer Günstlinge]* brachten ihr sogar ihre zerrissene Wäsche, die das Dienstmädchen der Němcová flicken sollte. Wenn das Mädchen sich weigerte, ... machte es Němcová selbst. Meine Freundschaft ... war so ehrlich, daß ich ihr sagen mußte, daß sie die, die ihre Söhne sein könnten, beeinflussen sollte und nicht umgekehrt. ... Němcová reagierte darauf meistens mit einer lustigen Bemerkung, nannte mich „Hofdame" und erzählte ihren Freunden, was ich gegen sie hatte.

Ich sah Němcová in der Gesellschaft eines jungen Mannes. ... Er war wirklich geistreich, aber vollkommen charakterlos. Er haßte mich ... denn er wußte, daß mir bekannt war, daß er einer bekannten Familie eine Taschenuhr gestohlen hatte. Man kann sich seine ironische Grimasse vorstellen, als ich ihn bei Němcová antraf und sie in einer Geldangelegenheit um einige Minuten mit ihr allein bat. *[Světlá brachte ihr Geld.]* Němcová antwortete mir, daß sie vor einem bewährten Freund ... keine Geheimnisse habe. „... Jetzt müssen Sie keine Sorgen mehr um Ihre Miete haben", sagte Němcová zu dem jungen Mann, „wir teilen, und wenn Ihnen das Schicksal so ein Geschenk gibt, dann teilen Sie mit mir. ..."

Němcová war nicht das arme Opfer ..., das immer aus ihr gemacht wird, sondern opferte sich bewußt für ihre innerste ... Überzeugung. ... *[Sie]* betrachtete alles als Fessel, was nicht zur Stärkung ... ihres Talents beitrug.[19]

In ihren Erinnerungen machte Světlá schließlich sogar Andeutungen, daß Němcovás literarische Freunde sich so sehr eine tschechische Georges Sand wünschten, daß Teile ihrer Werke von anderen geschrieben wurden – „Sie war ja nur in eine Dorfschule gegangen."

In einem Brief an ihre Freundin Veronika Vrbíková berührte Němcová einige der ihr wichtigen Themen:

Prag, den 22. 1. 1851. Glaub mir, Veřunko, ich werde immer munter, wenn ich einen echten, natürlichen Menschen kennenlerne! Es scheint mir daß Du mich verstehst, und daß Du es genau so empfindest, ... bei mir findest Du aufrichtige Liebe, und wenn ich kann, ersetze ich Dir Deine *[verstorbene Schwester]* Marie. ... Natürlich, wenn wir beisammen wären ... könnten wir einander trösten und miteinander weinen. ... Stelle Dir mich nur nicht als Ideal vor, damit Du dann nicht enttäuscht bist; was die Männer von mir denken, werde ich nicht wiederholen, die belügen uns meistens, manchmal machen sie uns zu Engeln und manchmal zu Teufeln, ... aber verläßliche Leute sagen, daß ich ein gutes Gesicht habe, und sehr aufrichtige, freundliche Augen. – So werde ich Dir vielleicht auch persönlich gefallen; das Äußere ist nicht nur Nebensache. ... Ich freue mich sehr auf Deine Lebensgeschichte.

Wir könnten uns anders entwickeln, wenn wir bessere Schulen hätten. ... Man klebt da oder dort ein Pflaster hin, heilt eine Wunde und läßt zehn andere offen.

Ich war auch mehr deutsch erzogen, und nur meine Großmutter, so eine aufrichtige, alte Tschechin, wie wir sie noch an verschiedenen Stellen in Böhmen finden, nur werden sie nicht beachtet, die erzog mich zur Vaterlandsliebe, erzählte mir Begebenheiten aus der tschechischen Geschichte, am liebsten von Libuše und Přemysl, und wollte mir immer das Deutsche ausreden. ... Als ich größer wurde ... fand ich viel Gefallen an deutschen Büchern, und das Tschechische ... erschien mir zu ordinär, obwohl ich besser tschechisch als deutsch sprach. – Ich war schon einige Jahre verheiratet, als ich Tyls Schriften in die Hand bekam, sie bewegten mein Herz und brachten mir meine gute Großmutter in den Sinn. ... Ich ... erkannte, daß sie recht hatte. So verfestigte sich meine Liebe zu meiner Muttersprache und zu meinem Volk. ...[20]

In Prag lernte Němcová den Patrioten und Priester František Matouš Klácel kennen, der 1848 ein Manifest zur Verbrüderung der Menschheit veröffentlicht hatte, angefangen mit der Verbrüderung der Tschechen. Anfangs waren die Němecs die einzigen Mitglieder. In seinen Briefen belehrte Klácel Němcová über Philosophie, Sozialismus und Kommunismus und entwarf Pläne für ein kommunales Zusammenleben. Er zeigte Němcovás Briefe Ignác Jan Hanuš, einem Professor an der Universität in Prag, der daraufhin gemeinsam mit seinem Kollegen Ivan Helcelet der Bruderschaft beitrat. Klácel schrieb 1851 an Vojtěch Náprstek:[21]

Lieber Vojtěch![22] ... Ich betrachte das Wohlwollen dieser Božena als den größten Schatz in meinem miserablen Leben. Wir korrespondieren schon seit langer Zeit, und unsere Briefe werden immer leidenschaftlicher, Briefe, wie sie einst für die Menschheit üblich sein werden. Wir haben die entwichene Poesie wieder in die Welt gebracht. ... Božena ist meine Schwester geworden und ihr Mann mein Bruder, aber weiter hat sich die Bruderschaft nicht verbreitet. ...[23]

Wegen angeblicher politischer Unzuverlässigkeit wurde Němcovás Mann als Zollbeamter nach Darmoty in Oberungarn, in der heutigen Slowakei, versetzt. Němcová, die ihm anscheinend nicht ungern in diese entlegene Gegend gefolgt war, schrieb an Ignác Hanuš:

22. Juni, 1851. ... Ich hatte gehofft, daß mich die ungarische Luft gesünder machen würde, habe aber keinen zufriedenen Augenblick gehabt. Nicht nur habe ich ständig Magenkrämpfe und Schmerzen in der linken Hüfte; ein weiteres Unglück ist geschehen. Němec wurde wegen seiner politischen Einstellung suspendiert, und es wird eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Mein Mann geht nirgends hin und verkehrt mit niemandem außer zu dienstlichen Zwecken. Laut einer Denunziation soll er hochverräterische Aussagen gemacht haben; angeblich ist er ein Tscheche mit republikanischer Überzeugung und beeinflußt die Tschechen stark durch seine Frau, die gegen die Regierung eingestellt und bei den Tschechen beliebt ist. Er hat nie Reden gehalten und ist ein ehrlicher Beamter, ... dem das Wohl des Staates am Herzen liegt.[24] Die Republikaneranklage ist besonders lächerlich, besonders daß er die Idee in Böhmen verwirklichen wollte. Ich selbst habe

nie etwas gegen die Regierung geschrieben und beschreibe nur das bäuerliche Leben ... und gegen Meinungen gibt es keine Zensur. ...

Der Denunziant muß ein großer Lump sein, denn eine Anschwärzung durch einen kleinen würde man nicht so ernst nehmen. Es ist traurig für uns, da wir kein Kapital haben und von halb so viel leben müssen wie früher; für die Kinder in Prag müssen wir 30 Gulden monatlich zahlen. ... Höchstwahrscheinlich wird die Belohnung für 29 Jahre Dienst eine kleine Stelle mit 400–500 Gulden in einer verläßlichen Provinz sein, die mein Mann nicht verlassen darf. ... Ich versuche ihn zu trösten, aber er ist sehr deprimiert, und seelisches Leiden bringt ständige Krankheit mit sich.[25]

Ignác Hanuš, der, so wie viele andere, Němcová liebte und dann verließ, schrieb einem Freund:

... So ein objektives Weibsbild habe ich noch nie gesehen, und wenn Du sie siehst, verliebst Du dich total in sie. Sie hat ein bitteres Stück Leben hinter sich, ... zum Teil auch Gemeinheiten, aber sie hat sich ihre körperliche und seelische Feinheit erhalten. Klácel hatte einen wunderbaren Einfluß auf sie, und so muß man bei ihr keine Spinnweben mehr wegfegen. ... Schade, daß sie keinen anderen Mann hat; ja, besser wäre es, wenn sie gar keinen hätte. ...

Die Arme liegt noch immer, und es besteht keine Aussicht, daß sie bald gesund wird. ... Němec hat ihr eine unpassende Wohnung gemietet, besonders für den Winter. Ein Zimmer kann nicht geheizt werden, vielleicht weil das Geld fehlt, und so ist die ganze Familie Tag und Nacht zusammen in einem kleinen Zimmer. Drei ziemlich wilde Buben machen eine Menge Lärm, und wenn Božena Ruhe haben will, muß sie sie in die Küche hinausjagen. ... Sie erträgt alles mit stoischer Geduld, obwohl sie manchmal ihre Ungehaltenheit zeigt. ...[26]

Im Frühherbst des Jahres 1851 besuchte Němcová Klácel in seiner Heimatstadt Česká Třebová. Von dort schrieb sie den Rott-Schwestern in Prag einen ihrer wenigen vorbehaltlos glücklichen Briefe:

10. September, 1851. ... Liebe Schwestern, ich hätte Euch schon geschrieben, wenn ich mit den Freuden des idyllischen Lebens hier nicht so beschäftigt wäre. Man erwacht hier wirklich wieder zum Leben. Berge, Wälder, bezaubernde Aussichten, Wasser wie Kristall ... Einsamkeit, wirklicher Schmetten *[Sahne]*, gutes Brot mit wohlschmeckendem Topfen *[Quark]*, jeden Tag ein Braten und Wein, nach dem Essen ein Spaziergang im Wald, um dort ein ausgezeichnetes Buch zu lesen. Denn abgesehen von meinem unterhaltsamen Freund Klácel, der mich weder mit verliebtem Geplapper noch mit trockener Gelehrsamkeit langweilt, steht mir eine ungewöhnliche Bibliothek zur Verfügung. Den Kindern geht es gut; sie sind den ganzen Tag im Wald, fangen Forellen, Karel fängt Schmetterlinge, Salamander und Eidechsen, Jarouš hütet die Ziegen des Gastwirts, und Dora beobachtet alles und kegelt auch mit ihnen. Jeden Tag sind sie so schmutzig; Marie, das Dienstmädchen hat nichts zu tun *[wirklich?]* und lacht den ganzen Tag. An diesen zwei Feiertagen waren zweihundert Pilger aus der ganzen Gegend in der kleinen Kapelle im Wald, Deutsche und Tschechen, und alle sangen zusammen in ihrer eigenen Sprache. ... Am Abend wurde im Wirtshaus getanzt. ... Ihr werdet Euch wundern, wie gut wir aussehen![27]

Einige Monate später endete ihre Korrespondenz mit Klácel, und Hanuš' Liebe zu ihr verwandelte sich in leidenschaftlichen Haß. Die ursprüngliche Harmonie wurde durch Eifersucht zerstört.

Hanuš, Helcelet und auch der Priester Klácel verliebten sich in Božena. Der folgende Brief an Helcelet, mit dem sie eine Nacht verbracht hatte, läßt die romantische Stimmung anklingen, die sie in der deutschen romantischen Literatur in ihrer Jugend kennengelernt hatte:

17. 12. 1851. Wenn ich in den schweren grauen Nebel blicke, der uns wie ein Alptraum drückt, sehe ich die kahlen Bäume, von denen die vergilbten Blätter eines nach dem anderen abgefallen sind, so wie unsere Hoffnungen – wenn ich diese Unklarheit, diese Leere, dieses Schwächerwerden, diese Trauer überall beobachte, dann werde ich trübsinnig, dann friere ich und möchte Flügel haben, damit ich wie die Vögel in schönere Gegenden fliegen könnte, wo eine wärmere, freiere Luft weht. Aber wenn mir der Zorn und die Trauer wegen dieser Un-

möglichkeit eine Träne abverlangen, dann schreie ich die Dämonen an, die sich schon zu mir drängen, ihre Krallen in mein Herz drücken und mit ihrem giftigen Atem mein Blut verunreinigen wollen – dann greife ich nach dem Becher, den mir meine guten Feen zur Erfrischung darbieten. Wie durch Zauber verjagen sie die schrecklichen Wolken, den grauen Himmel machen sie blau und umsäumen ihn mit Gold, kleiden die Erde in ein grünes Gewand und atmen frisches Leben in die verwelkten Blumen – und in diese schöne Natur zaubern sie das Bild des schönsten, vollkommenen, freien Menschen. So spinnen sich mir diese Bilder immer weiter. ... So berausche ich mich manchmal und vergesse die schlimme Wirklichkeit.[28]

Um ihre traurigen Lebensumstände in den kalten und feuchten Wohnungen zu vergessen, flüchtet sich Božena in das Reich der Phantasie. So schreibt sie in einem undatierten Brief an einen unbekannten Adressaten:

Um mein Herz freudiger zu stimmen, esse ich eine der Orangen, die Du mir gegeben hast, und gleichzeitig phantasiere ich über Natalie *[aus „Wilhelm Meisters Lehrjahre"]* und summe Goethes Lied über das Land, wo die Orangen blühen. Es wäre nicht schlecht, wenn uns das Schicksal dorthin tragen würde und wenn wir in einer leichten Gondel ins Meer gleiten würden! Die schöne Landschaft um Neapel, der Sternenhimmel ... warm vom Wein würde ich singen. Aber ich bin nicht mehr jung, und bin nicht zum Lieben auserwählt, sondern zum Leiden. ... [29]

Zunehmende materielle Sorgen zwangen Božena in den Folgejahren dazu, von Freunden und Bewunderern immer wieder Geld zu borgen und zu betteln, z.B. auch von dem berühmten Biologen Jan Evangelista Purkyně:

9. Mai, 1853 ... Ich möchte mich von Ihnen verabschieden, bin aber zu verlegen; oft stand ich vor Ihrer Tür, aber mein Schamgefühl und meine Angst hielten mich zurück. Glauben Sie mir, diese Schuld bedrückt mich sehr; ... immer wenn ich denke, daß ich werde arbeiten können, kommt eine Krankheit oder eine andere Sorge. Bis jetzt hat mein Mann keine Vergütung bekommen und muß gegen die schändliche Bürokratie sogar wegen des Geldes, das ihm zugesprochen wurde, prozessieren.[30]

1853 fuhr sie wieder zu ihrem Mann in die Slowakei, diesmal mit ihren zwei jüngsten Kindern und dem Dienstmädchen:

17. Mai, 1853, *[an die Rott-Schwestern]:* ... Wer nie ungarischen Schlamm gesehen hat, der kann sich davon keine Vorstellung machen; es ist vorsintflutlicher Schlamm. Wir konnten nicht einmal immer auf dem Wagen bleiben, denn die drei guten Pferde, die vor den leichten Wagen gespannt waren, hätten uns nicht gezogen. Wenn die Kinder nicht gewesen wären, wäre ich lieber zu Fuß gegangen, denn es ist eine Freude, jetzt auf den Feldern zu sein. Trotz der Kälte ist das Getreide viel weiter als in Böhmen, und die Bäume sind ... mit Blüten besät. ... Němec war verärgert, daß ich ihn nicht verständigt hatte, wann ich komme. ... Er hatte mir keine Wohnung besorgt, und hier kann ich nicht bleiben; eine gemeinsame Küche mit einer Sparflamme und keine Kammer dazu – es ist sehr unpassend. Außerdem ist mir die Wirtin, mit der ich ständig in Kontakt sein muß, so unsympathisch wie ein Schüttelfrost.

[Fortsetzung:] 25. Mai 1853. Ich fühlte mich sehr schlecht und versuchte, es zu ignorieren, aber als sogar mein Mann bemerkte, daß ich schlecht aussah, mußte ich mich endlich hinlegen. Ich hatte starke Kopfschmerzen und ein Stechen in der linken Hüfte, so daß ich nicht gehen oder frei ausatmen konnte. Kein Schlaf oder Appetit ... und Durchfall außerdem. ... Němec wollte den Arzt rufen, aber davon wollte ich nichts hören ... er würde mir fünfzehn Blutegel ansetzen, und ich habe gerade so viel Blut, wie ich brauche. ... Glaubt mir, seit ich mich mit dem letzten Blick von Ihm *[sic, wahrscheinlich Dr. Lambl]* verabschiedet habe, ist mir, als ob eine eisige Hand auf meinem Herzen liegen würde, ich unterdrücke die Trauer und jede Träne, aber es ist, als ob sich die Tropfen in Eis verwandeln und auf mein Herz fallen würden. ... Ihr verurteilt mich doch nicht? ... Was lest Ihr? ... Ich habe oft von Euch allen geträumt. ...[31]

Einige Wochen später konnte sich Božena wieder intensiv für ihre Umgebung interessieren:

24. 6. 1853, *[an Žofie Rottová:]* Täglich gehe ich an einer Zigeunerfamilie beim Friedhof vorbei, sie wird dort im Winter im hölzernen Beinhaus untergebracht – es ist nur eine Hütte –, aber sobald der Frühling kommt, essen und schlafen sie nur im Grünen. Warum können sie frei leben, niemandem Miete zahlen und sich mit keiner Arbeit anstrengen? ... Sie essen zweimal täglich – irgend etwas, und ihre Kleidung finden sie irgendwie, also warum sich Sorgen machen? Ich billige nicht ihre Faulheit, aber ich kann auch nicht leugnen, daß es in ihrem Leben Freuden gibt. ... Ist es nicht tausendmal besser, auf dem Gras, unter den Akazien zu schlafen, mit dem Sternenhimmel über sich, als in einem schimmligen Loch, mit nie geöffneten Fensterchen, so groß wie eine Hand, wo man fast mit der Zimmerdecke zugedeckt ist? ... Wie schön die Akazien blühten! Sie sind überall, an den Straßenrändern in Reihen, auf den Feldern und Gärten, und der Friedhof ist ein Akazienwald. ... Jedes Grab war mit weißen Blüten besät, als ob die Natur einmal im Jahr die verwüsteten und vergessenen Gräber schmücken wollte!
... Also Ihr habt wieder ein Geisteskind unserer Heiligen Aurora Sand *[Georges Sand]* gelesen? Ich beneide Euch um die Kenntnis der Sprache, in der sie schreibt, und gern würde ich sie nur ihretwegen lernen. – Ich lese jetzt den „Contrat social" von Rousseau, und nächstens schreibe ich Dir, wie es mir gefällt. Auch habe ich hier aus Brünn „Diotima oder die Idee des Schönen", in Briefen, von Dr. Fischer, aber bis jetzt habe ich es noch nicht gelesen, weil mir die serbischen „pripovetke", die ich durch Dr. Lambls Liebenswürdigkeit bekommen habe, viel Spaß machen und ich sie sehr aufmerksam lese.[32]

30. August, 1853. ... Dieses Jahr fühle ich mich nirgends frei, Wolken überall und das Schwert des Damokles über mir. Als ob Hyneks Krankheit, von dem der Arzt sagt, daß er nicht wieder gesund wird, nicht genug Unglück wäre, höre ich solchen Tratsch ... daß ich nicht weiß, wie ich mein Gesicht in Prag zeigen kann. Am liebsten möchte ich erst zurückkehren, wenn alle vergessen haben, daß ich je in der Welt war. ... Wenn nur das Kind wieder gesund wäre! Wenn ich Geld hätte und Hynek gesund wäre, würde ich mit den Kindern weit weg auswandern, vielleicht nach Amerika, und glaub mir, ich würde Österreich nicht vermissen, oder vielleicht nach Russland. ... Liebe mich und sei

überzeugt, daß Božena nicht so schlecht ist, wie sie diese Rotte macht. ... Aber Ihr habt mich auch mit meinen Fehlern geliebt. ... Doch ich selbst halte mich schon manchmal für die Schlechteste auf der Welt.[33]

Am Ende desselben Jahres schrieb Němcová dem Gutsverwalter Josef Hostivít Hušek in Jindice:

5. November, 1853: ... Wir haben im letzten halben Jahr zwei so schwere Schicksalsschläge erlitten, daß sie nie verheilen werden. Zuerst wurde mein Mann aus Amt und Bezahlung entlassen, und dann starb am 19. Oktober unser ältester Sohn Hynek an Tuberkulose, ein ausgezeichneter Schüler des ersten Obergymnasiums, ein guter Bub und ein ehrlicher Charakter. Der jüngste Bub Jaroslav hatte in zwei Jahren zweimal Typhus, und jetzt stellt sich heraus, daß er Lungentuberkulose hat. Dieses Jahr zu Weihnachten war er so heiser, es kam so viel Schleim und er wurde so dünn, daß der Arzt dachte, daß ihm nicht zu helfen wäre. Aber dann half die Natur. Der Doktor schlug vor, daß er wenigstens ein Jahr auf dem Land verbringen sollte. Und Dorinka litt noch immer an ihrer Skrofulose. Ich hatte beschlossen, mit den jüngeren Buben nach Ungarn zu gehen und die älteren bei Šumavsky in Kost und Wohnung zu lassen. ...

Ich kehrte mit den Kindern am 17. Oktober *[nach Prag]* zurück[34] und konnte mich nur noch von dem armen Kind verabschieden. Freunde, Lehrer ... und Mitschüler richteten ein schönes Begräbnis aus, und auch das wurde als Demonstration angesehen. ... Man leidet an der Sünde, Tscheche zu sein. ...

Wäre es, wenn Sie einmal etwas nach Prag schicken, möglich, uns ein paar Kartoffeln zu geben? ... Ärgern Sie sich nicht, aber ich habe nichts für den Winter. ... Ich mußte mir das Geld für die Reise ausborgen. Ich weiß nicht, wie ich für unseren Lebensunterhalt sorgen kann. Auch wenn ich mich in all dem Leid aufraffen und schreiben könnte, würde es keine Käufer geben.[35]

Der folgende Brief an ihre Freundin Staňková ist einer von vielen, meistens an Patrioten, in denen Němcová um Lebensmittel oder ein paar Münzen bettelte:

4. Oktober, 1857. Liebe Lotinko, ärgere Dich nicht, daß ich Dich belästige, aber wir wissen weder ein noch aus. Leihe mir ungefähr vierzig Kreuzer, ich gebe sie Dir morgen zurück. ... Schon seit einigen Tagen kann ich nichts kochen außer Kartoffeln. Gestern hatten wir Brot für drei Kreuzer zum Abendessen; mein Mann ist eigenartig, es ist schwer für ihn, die Kinder sind traurig, und nur Gott weiß, wie ich mich fühle. Jarouš klagt über Schmerzen. ... Wenn es regnet, kann ich nicht kommen. *[Wahrscheinlich weil sie keine anständigen Schuhe hatte.]* Lotinko, verzeih mir ... mit Hochachtung, Deine B.[36]

Vor ihrem unerträglichen Leben floh Božena zunehmend in Kindheitserinnerungen, die sie stark idealisierte. Dies ist auch der Hintergrund, vor dem ihr berühmtestes Werk, „Die Großmutter", entstand. Ende 1854 schrieb sie an Hanuš Jurenka:

Meine Seele ist oft wie ein See; ein leichter Wind treibt Wellen, die nicht beruhigt werden können. Ein Gedanke treibt den anderen wie kleine Wolken bei einem Gewitter, einer düsterer als der andere, bis sich der ganze Himmel in schwere Wolken einhüllt. ...

Wenn ich durch die Jahre meines Lebens gehe, ... denke ich: Das bist du nicht! Wenn Ihr mich gekannt hättet, als ich zwölf, dreizehn Jahre alt war – an die Zeit denke ich am liebsten. Mein Körper war schon entwickelt, aber noch halb Jungfrau, halb Kind, er war nicht voll, gerundet, ich schämte mich noch nicht vor den Jungen ..., auf einen Baum zu klettern oder meinen Rock über meine Knie zu heben und durch das Wasser zu waten. Auch machte es mir nichts aus, mit gespreizten Beinen auf einem Pferd auf der Wiese zu reiten. Ich freute mich über neue Schuhe, Kleider. ... Damals, als Männer stehenblieben und sagten: Herrgott, das ist aber ein hübsches Mädel! ... Lachen, tanzen – ob auf der Tenne, in der Gesindestube oder auf der Wiese – egal, wenn ich nur tanzen konnte! Ich war fröhlich, ausgelassen ... aber ich war eigensinnig. Meine Mutter war streng und sprach wenig mit uns Kindern ... sie gab mir Befehle und strafte mich gleich für alles. Ich sollte sie immer um Verzeihung bitten und ihr für die Strafe danken; das hätte ich nie gemacht, auch nicht, wenn sie mich erschlagen hätte. ... Vater konnte alles bei mir erreichen; ich wäre für ihn ins Feuer gesprungen, wenn er mich mit seinen schönen blauen Augen ansah. Auch

seine Strafen taten nicht so weh. ... Damals betete ich noch inbrünstig, ... las am liebsten die Geschichte von Genoveva und träumte noch von verwunschenen Prinzessinnen, von unwahrscheinlichen Taten. Meine Lieblingsphantasie war, ins Kloster zu gehen, und das nur weil ich gehört hatte, daß die Nonnen so viel lernen.

Als ich nicht ganz dreizehn Jahre alt war, wurde ich nach Chválkovice geschickt, vielleicht eine Stunde von zu Hause, zum Gutsverwalter in Kost und Wohnung, um ... Nähen, Klavier und Deutsch zu lernen. In Chválkovice kam ich in andere Kreise, und dort fingen meine ersten naiven Liebesgeschichten an. ... Als ich heiratete, weinte ich meiner verlorenen Freiheit nach und den schönen Träumen und Idealen meines Lebens, die für immer zerstört waren. Ich suchte mein Ideal und dachte, daß ich in der Liebe zu einem Mann ... die Vervollständigung meiner selbst finden würde. ... Viele Lichter blitzten auf meinem Weg durchs Leben ... aber es waren nur Irrlichter, die in den Schlamm führten. ... Ich war manchmal am Rande der Verzweiflung, aber ich verlor nie meinen Glauben und meine Liebe zu den Menschen. ... Manchmal freilich hätte ich nichts dagegen, die Welt zu verlassen. ...

Du schreibst, daß ich stolz sein kann, daß mich die Nation ehrt und das Volk mich achtet ... darüber kann ich nur lächeln. ... Mein ehrliches Herz, meine aufrichtigen Bemühungen, mich zu vervollkommnen, mit meiner ganzen Kraft dazu beizutragen, daß die Nation gedeiht – nur das erhöht mich über andere Frauen, die für nichts leben.[37]

Anna Cardová-Lamblová, die Schwester eines der Liebhaber der Němcová, lernte sie ungefähr um diese Zeit kennen. Im folgenden drückt sie, viele Jahre nach Němcovás Tod, ihre gemischten Gefühle aus:

... hier pflegte uns Božena Němcová täglich zu besuchen. ... Ich erinnere mich gern an die häufigen Sonn- und Feiertage, die wir in Gottes Natur mit der lieben, lustigen Frau verbrachten. Niemand konnte mit einfachen Leuten so reden wie sie; so schickten wir sie, damit sie für uns besorgte, was wir brauchten. Wie lebhaft war sie doch, wie temperamentvoll! ...

Sie las uns aus ihren Handschriften vor, während sie auf meinen Bruder wartete, der ihr viele Sachen verbesserte. ... Als er nach acht Uhr

abends nach Hause kam und sah, daß Němcová auf eine Verbesserung wartete, ärgerte er sich, denn er war sehr müde. Er aß sein Abendessen, während Němcová ihr letztes Werk zu Ende vorlas. ... „Ich habe keine Lust mehr, es zu korrigieren und fertig zu machen", sagte sie ...

Mein Bruder ... schrieb das Ende ihrer Geschichte. Ein aufmerksamer Leser ... bemerkt den anderen Stil. Solche „Verbesserungen" habe ich oft erlebt. ... Diese junge, feurige, anziehende, vielleicht auch destruktive Frau – alles an ihr war charmant. ... Sie hatte viele Bewunderer, und viele Frauen beneideten sie und verurteilten ihr freies Benehmen und daß sie von den Literaten so gefeiert wurde. ...

Einer ihrer aufrichtigen Freunde war mein Bruder. ... Er schmeichelte ihr nicht, sondern kritisierte sie und sagte, daß sie ihre Arbeiten nicht für acht Gulden den Bogen verkaufen sollte, wo sie zwanzig oder dreißig bekommen könnte. Aber es war umsonst. ...

Frau Němcová war sehr furchtlos. Sie ging ... wohin kein anderer zu gehen wagte. Sie lebte frei, ohne Verantwortung, und ertrug Ermahnungen mit einem Lächeln. In ihrem Haushalt gab es oft nichts zu essen. ... Eines Tages klagte sie meiner Mutter, daß sie nur noch vier Kreuzer hätte und daß sie nicht wüßte, was sie damit kaufen sollte: ein Lot Kaffee, um den Schlaf zu verscheuchen, eine Kerze, um die ganze Nacht arbeiten zu können, oder Tinte, die auch fast alle war. Meine Mutter gab ihr oft etwas zum Kochen. ...

Němcová hätte natürlich nicht in solchen Schwierigkeiten leben müssen, sie wurde großzügig unterstützt, aber ihr Charakter, ihre beinahe kindliche Unkenntnis des Wertes des Geldes brachte sie häufig in Not. Die Miete wurde für sie bezahlt, sie bekam Gutscheine für Mittagessen, die Gräfin Eleonore Kounic (Kaunitz) gab ihr hübsche Kleider, ihre Freunde bemühten sich auf viele Arten. ... Wenn sie nur ein bißchen fähig gewesen wäre, hauszuhalten, hätte sie in Ruhe arbeiten können. Ihr Mann, ein ehrbarer Mensch, hatte ein sicheres Einkommen. ... *[Wir wissen, daß das nicht stimmt.]* Ihr Leben hätte ganz anders sein können, aber bei ihrer ... Natur war das nicht möglich.

Sorgen, Armut, Schwierigkeiten ... verschlimmerten ihre Krankheit, die ihr Leben beendete. ... Wieviel Liebe und Zartheit war doch in ihr, wieviel Schönheit, was für faszinierende Ideen! Nein, es ist unmöglich, sie zu vergessen ...[38]

Immer häufiger kehrte Němcová zu ihrer Jugend zurück, so auch in einem Brief an Helcelet:

4. Juni, 1855. ... Nach Hyneks Tod, als alle Schwierigkeiten, Krankheit, Trauer, Not, Enttäuschungen über Menschen, die ich für Freunde gehalten hatte, auf mich einstürmten ... fand ich unter meinen Papieren einen Zettel, auf den ich schon vor drei Jahren den Plan für „Die Großmutter“ geschrieben hatte. Ich las ihn mit wachsendem Gefallen, und wie eine Fata Morgana erschien vor mir das zauberhafte Bild des kleinen Tales und darin der ruhige Haushalt, in dem die Großmutter die Hauptperson war. Wie diese Erinnerung mich tröstete und von der Schwere des Lebens in die freudigen Zeiten meiner Jugend versetzte! ... Aber es gibt auch Tage, an denen ich gar nichts schreibe, weil mich die Sehnsucht unter den weiten Himmel treibt, Stunden, in denen ich mich am liebsten im Grünen wälzen und nichts tun würde. ... Ich weiß, Ivan, Du denkst ich bin leichtsinnig, aber vergönne mir den leichten Sinn; ohne ihn würde ich schon lang nicht mehr leben oder wäre im Irrenhaus. ...[39]

Der tschechische Patriot Karel Havlíček, der aus Angst vor der Obrigkeit von vielen gemieden wurde, bewunderte Božena:

Ich erkenne Prag nicht: es rennen alle vor mir weg. Haben sie sich so sehr verändert? Hat Bach[40] aus ihnen solche Feiglinge gemacht? Nur Frau Němcová kam zu mir, als sie mich auf dem Graben sah. Ich sagte zu ihr: „Kommen Sie meinetwegen nicht in Schwierigkeiten!“ Worauf diese tschechische Frau antwortete: „Ach was, ich mache mir nichts aus der Regierung.“[41]

Viele waren jedoch vorsichtig und feige wie der berühmte Dichter Karel Jaromír Erben, dessen folkloristische Interessen denen der Němcová ähnlich waren:

... Ich kann sie nicht besuchen ... sie ist unter strenger polizeilicher Überwachung, und jeder, der hingeht, wird beobachtet. Sie weiß es und ist so unvorsichtig, daß sie oft Besucher empfängt. Ich verüble ihr besonders, daß sie um sich Schriftsteller der jüngeren Generation versammelt, deren Kopf der berüchtigte Frič ist, vielleicht weil sie ihr

schmeicheln. Jetzt ist auch seit einigen Wochen ihr Mann hier, ein weiterer Grund, warum ein Mensch mit einem Amt von ihrer Wohnung fernbleiben muß! ...

Einmal ... traf ich Němcová zufällig. Sie sah nicht gut aus. ... Sie erzählte mir auch von ihrem Plan, Märchen und Sagen zu sammeln, und daß sie dafür Geld braucht – ich zuckte die Achseln und sagte, daß es schwer wäre, jemanden zu finden, der für solche Sachen Geld opfern würde.[42]

Jan Neruda, einer der einflußreichsten tschechischen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts, äußerte sich, nachdem er Němcová mit dem Dichter Vítězslav Hálek in ihrer Prager Wohnung besucht hatte:

... Unsere Blicke glitten über die ärmlichen, schäbigen Möbel und kamen immer wieder zur verblaßten, blauen Tischdecke zurück; bis heute sehe ich die Löcher darin, die mit großen, weißen Stichen geflickt waren. Wir hatten vielleicht sogar schlimmere Armut erlebt, aber daß wir sie bei einer berühmten Person gesehen haben sollen, nach einem arbeitsreichen Leben. ...

Němcová kam in einem Baumwollrock, mit einem seidenen, aber sehr alten schwarzen Kragen. Sie setzte sich auf das abgewetzte, unebene Sofa ... sie war so mager, und ihre tiefen Augen brannten vor Fieber! ... Wir gingen schweigend die Treppe hinunter. ...[43]

Der folgende Brief Boženas an Helcelet ist wegen der offenen Aussagen über ihre Beziehung zu ihrem Mann und wegen ihrer Sehnsucht und Wünsche nach einem erfüllten Liebesleben interessant:

19. Juni 1856. ... Es ist ein eigenartiges Leben, das wir zusammen führen ... manchmal tut er mir leid, und ich mache mir Vorwürfe, daß ich so schroff bin. Und wenn ich an seine Schwäche, Tatenlosigkeit, seinen gewissenlosen Leichtsinn denke, ekle ich mich vor ihm. Ich sehe zu, daß er hat, was er braucht, ... wir leben ruhig, aber freudlos. – Und wenn er manchmal schlecht gelaunt ist, schweige ich und denke mir, er hat ja recht, daß er mit mir nicht glücklich ist, jetzt, wo er die Lust brauchen würde, ... denn diese eheliche Pflicht ist ihm die Grundlage

für alles, und gerade die kann er weder durch Drohungen noch durch Bitten erzwingen. Für einen Menschen wie ihn ist das natürlich schrecklich, und ich wundere mich, daß er mich nicht haßt. ... Vielleicht wird er wieder beschäftigt sein, in die alten Gleise kommen und das machen, was er früher gemacht hat, *[d. h. zu Prostituierten gehen]*, und bei mir überwindet die Zeit vielleicht den unüberwindlichen Ekel, der es mir unmöglich macht, das zu tun, was die Herren Patres befehlen. Und doch würde ich manchmal gern im Tempel der Venus opfern. Manchmal sehne ich mich sehr danach und brauche meine ganze Kraft, um mich zu überwinden, aber Du weißt ja, Mensch sein und menschlich fühlen nennt die Welt eine Sünde. Hynek *[Hanuš]* glaubt mir natürlich nicht, ihm scheint es unverständlich, daß ich, die ich doch genug Gelegenheit habe, weder mit meinem Mann noch mit jemand anderem genieße, was der Leib will und was zum vollständigen Leben gehört. Und doch ist es so, und schon seit mehr als einem Jahr. ... Nur voriges Jahr habe ich mich wie ein Lausmädel benommen, ohne daß es eine tiefere Grundlage gehabt hätte, und habe dann genug unter giftigen Mäulern gelitten. Dann kenne ich auch keinen Mann, dem ich zu sagen wagte: „Gönne mir lustvolle Augenblicke in Deinen Armen!" Jeder würde mir antworten: „Geh, sündige Magdalena!" Auch Du würdest es mir verübeln. Und schließlich, was wäre das alles ohne gegenseitige Zuneigung?

Wie hat Dir „Das Bergdorf" *[eines ihrer Prosawerke]* gefallen? ... Jetzt stelle ich langsam die „Bilder von Reisen in Ungarn" zusammen, und zwischendurch muß ich an kleineren Sachen und an Märchen arbeiten. Die Gräfin *[wahrscheinlich Kounic]* möchte sie in einer Luxusausgabe veröffentlichen, und in Leipzig möchten sie sie ins Deutsche übersetzen.[44] Ich reiße mich aber nicht um den Ruhm, meinen Namen in der deutschen Literatur zu haben. Glaub mir, Ivan, von der Eitelkeit, die ich als Frau haben sollte, habe ich kein bißchen. Ich schäme mich immer, wenn mich Männer wie Palacký loben, denn ich weiß doch, wie wenig ich weiß und bei meinem ungenügenden Wissen kann. Das gibt meinen Plänen für größere Werke immer den Todesstoß.[45]

Němcová erklärt ihrem Sohn Karel, wie sie als Nationalistin die Verbrüderung der Menschheit befürwortet:

24. Juli, 1856. ... Natürlich ist ein Mensch überall ein Mensch, und ich ehre im Menschen jeder Nationalität den Bruder, aber mein eigenes Volk muß mir am liebsten sein, und weil ein Mensch nicht für die ganze Welt arbeiten kann, muß er immer beim nächsten anfangen, der Familie, der Gemeinde, dem ganzen Land, und dann bei der Welt. Deine Verwandten *[d.h. ihre Mutter und Geschwister in Sagan]* betrachten es als unsinnig, für solche Dinge zu leiden.[46]

Karel Havlíček, der als nationaler Märtyrer angesehen wurde, wurde am 1.8.1856 begraben. Němcová schrieb darüber ihrem Freund und Arzt Vilém Dušan Lambl:

22. 8. 1856. Lieber Freund! Gestern um sechs Uhr abends haben wir also unseren Havlíček begraben. ... sobald er gestorben war, kam aus Wien die Direktive: Keine Anzeigen. ... aber hier waren schon hundert gedruckt, darum hatte sich Ferdinand Náprstek *[Vojtěchs Bruder]* gekümmert. ... Dann wurden noch tausend gedruckt und dann noch zweihundert; die Leute rissen sie einander aus den Händen und bitten um sie wie um Reliquien. Ein Schneider fuhr gestern nach Amerika und bat um ein Blatt. Er sagte, daß das und ein Bild von Havlíček die teuersten Erinnerungen sein würden, die er mitnimmt. ...

Ich ... ließ eine schöne Dornenkrone für den Sargdeckel machen und einen halben Lorbeerkranz für seine Stirn. Dann legte ich ... eine Passionsblume ... in seine Hände. Ferdinand legte den Kranz auf seine Stirn ... und ich bestellte Suppe und machte verschiedene Botengänge. Bürger wollten den Sarg tragen. ... Leute kamen aus vielen Städten zusammen. ... Sie gingen wie in einer Prozession hinauf, wo man ihn im Sarg sehen konnte. ... Das war keine leere Neugierde. ... Alte, Junge, Männer, Frauen, Priester, Soldaten, einfache Handwerker und Tagelöhner kamen ... mit ungewöhnlicher Ehrfurcht, und die Tränen, die auf den Sarg flossen, waren nicht falsch. Eine einfache Mutter zeigte ihn ihrem Kind „als Märtyrer, der für das Volk gelitten hat". Ein Bauer, sein Kopf weiß wie ein blühender Apfelbaum, kniete lange neben ihm und weinte – dann stand er auf, nahm seine Hand und sagte laut: „Gott vergelte dir, was du für uns getan und geduldet hast!" Sie wollten nicht, daß der Sarg geschlossen wurde.

... Dann trugen ihn Bürger zum Stadttor. Es war eine riesige Menge, man konnte kaum gehen, über 5000 Menschen, alle Klassen und Stände waren vertreten, auch manche, deren Aufrichtigkeit man bezweifeln könnte. Wahrscheinlich waren auch viele Polizisten in Zivil dabei. Wenn sie gehört haben, was ich hörte, dann hatten sie genug zu erzählen: „Seit Hus ist so ein Mensch nicht geboren, der sich traute, ihnen so die Wahrheit zu sagen! ... Nur er hat uns die Augen geöffnet. ... Das ist auch der Grund, warum sie ihn vergiftet haben. ... Es ist richtig, daß er die Märtyrerkrone trägt. ... Eine Frau hat sie ihm gegeben." ...[47]

In einem Brief an ihren Sohn Karel berichtet Němcová, welche Folgen ihre und ihres Mannes Beteiligung an diesem Begräbnis für sie hatten:

28. 8. 1856. ... Nach dem Begräbnis wollte sich Vater einen Passierschein holen, aber keiner wollte ihn ihm geben. ... Am dritten Tag wurde er ... verhört. Es war, weil er als Staatsbeamter auf Havlíčeks Begräbnis gegangen war und weil er jemandem die Todesanzeige gegeben hatte. Eigentlich wollten sie wissen, wer das eindrucksvolle Begräbnis organisiert hatte. ... Vater war acht Tage eingesperrt. ... In einem solchen Fall ist das eine Ehre. Nicht nur, daß sie ihn zu Tode gemartert haben, jetzt rächen sie sich noch für ihn an anderen. Vater fühlt sich schrecklich, und ich ginge gern an seiner Stelle ins Gefängnis. ...

Das letzte Geld habe ich für Miete ausgegeben. Seit Du weg bist, habe ich keinen Faden für mich zum Anziehen gekauft, für Dora nur eine weiße Mantilla und Schuhe, der arme Jarouš hat keine Hose für Sonntag. ... Vater muß ich es verheimlichen, damit er nicht zu sehr leidet. Er mag eigenartig sein, aber er ist doch Euer Vater und ein rechtschaffener Mann und der einzige, der uns nicht verläßt, wenn uns alle verlassen ... ich habe auch Fehler, und Vater muß mit mir Geduld haben. ... Er muß auch meinetwegen leiden. ... Ich sehe sehr schlecht aus, ... das Wetter ist kalt und schlecht ... hinaus gehe ich nicht, weil ich keine Leute sehen will.[48]

In dem folgenden Brief an Adele, ihre Lieblingsschwester, gibt sie ihr Ratschläge über die Ehe und macht Geständnisse über ihre eigene:

21. November, 1856. Siehst Du, Adele, die Ehe kann der Himmel sein, wo Liebe und gegenseitige Achtung herrschen, sie verwandelt sich aber in eine Hölle, wenn sie sich zur Gemeinheit erniedrigt. ... Ich heiratete teilweise aus meinem eigenen Unverstand, teilweise wegen Mutters und Němec' gut gemeinten Überredens. Adele, in den ersten acht Tagen meiner Ehe weinte ich die ersten Tränen – bittere Tränen! Wie schön, wie herrlich hatte ich mir das Leben an der Seite eines geliebten Mannes vorgestellt! ... Ich sah sehr bald, ... daß unsere Naturen nicht zueinander passen. ... Als ich mich am unglücklichsten fühlte, ging ein schöner Stern der Liebe für mich auf, wie für einen Pilger, der im Dunklen herumtappt. Der leuchtete mir auf den Weg. ... Wie durch ein Wunder erweckte mich die Poesie in meinem Unglück zum Leben. ... und ich widme mich ihr für ewig! Sie hat mich gelehrt, die Menschen zu lieben, sie verhinderte, daß ich in Gemeinheit versank. ... Durch meine geistige Arbeit kann ich von meinem Mann unabhängig sein und habe mir den Respekt von Menschen ... verdient. Durch Toleranz den Fehlern anderer gegenüber und einige aus Liebe erwiesene Dienste habe ich viele verwandte Seelen für mich gewonnen. Mein Mann ehrt mich jetzt, ja, er liebt mich aus ganzer Seele – und wenn es möglich wäre, Respekt und Liebe in meinem Herzen wiederzuerwecken, könnte alles gut werden – aber leider ... nur die Vernunft spricht für ihn und Freundschaft aus alter Gewohnheit. ... Wie ich gelitten und gekämpft habe, bevor ich dahin gekommen bin, wo ich jetzt bin! Man braucht viel seelische Stärke und Menschenliebe, um nicht ... unterzugehen. ... Dein Herz ist tief ... darum befürchte ich, daß Du auch eines Tages leiden wirst. Prüfe, bevor Du Dich für ewig bindest! ... Oh, wenn Du nur bei mir wärest! Wie schön wir zusammen leben würden! Ich sehne mich oft nach einer ... fühlenden Seele. ...

Heirate lieber gar nicht als einen ungebildeten Mann! ... Möge Gott geben, daß Du einen findest, der ein Herz hat wie unser Vater. ... Die Ehe ist wie ein Luftkissen. Sobald es den kleinsten Riß hat, entströmt die ganze Luft. Der faule, schwere Körper bleibt ...[49]

Sie schrieb an Václav Bendl, einen Studenten, der viel jünger war als sie, über eine ihrer Liebesaffären, wobei sie über die Übermacht ihrer Gefühle selbst erschrocken zu sein scheint:

14. Dezember 1956. ... Ich bin viel herumgeirrt, Vašku *[Kosename für Václav]*, ... ich weiß nicht, was für eine Unruhe in mir war, seit Jura *[Dr. Hanuš Jurenka]* kommen sollte ... sein Bild begleitete mich überall hin ... ich kniete davor, als ob es ein Gott wäre – und jetzt muß ich von all den Träumen weglaufen, als ob ich einem Toten nachtrauern würde. ... Das jetzige melancholische Wetter erinnert mich besonders an die Zeit, als wir uns kennenlernten.

Welch ein unerklärlicher Zauber ... ruht in einem Menschen, so daß ... ein einziger Blick von ihm uns aller Kraft berauben und das Beben seiner Stimme uns wie Quecksilber schleudern kann? Warum schlägt unser Herz ruhig, wenn ein Freund uns die Hand drückt, und warum gießt die Hand eines anderen Feuer in unsere Venen? Ich lernte die Macht dieses Zaubers kennen und ergab mich ihm widerstandslos und mit der ganzen Inbrunst meiner Seele. ... Was später geschah, war natürlich Betrug, aber ich habe ihm schon lange verziehen. Ich stellte ihn über Euch alle. Ich hätte aus den leuchtendsten Sternen einen Kranz für seine Stirn gewunden, ... ihn in den Himmel getragen. ... Ich zweifelte seinen Wert nicht an, denn ich liebte ihn. ... Ich wollte ihn als einen der Ritter des Geistes sehen. ... Ich hoffte, daß seine Liebe zu mir ... ihn anspornen würde. ... Ich hätte den Verlust seines Leibes leicht verwunden, denn geschlechtliches Gefühl war nie mein Beweggrund zur Liebe, aber sein Mangel an Vertrauen beleidigte mich immer aufs schmerzhafteste. ...

Dies ist mein erster und letzter solcher Brief, in Zukunft schreibe ich Dir nur über vernünftige Dinge. ...[50]

Viel sensibler, als er oft dargestellt wird, schrieb ihr Mann zur gleichen Zeit:

14. Dezember 1856. ... Ich bin überrascht, daß wir noch in dieser Welt sind, daß wir nicht vom Leiden gestorben sind oder es nicht selbst beendet haben. Es ist schrecklich, wie das Schicksal mit uns spielt, gerade jetzt, da man sozusagen am Ende des Lebens ist. Wir sind unglückliche Geschöpfe, und ich wär noch unglücklicher, wenn ich Dich nicht hätte; glaub mir, Du bist die einzige Seele, die mir in dieser Misere Kraft gibt. Wer weiß, wo ich ohne Dich wäre ... ohne Dich wäre die Welt leer, auch wenn ich ein ganz bequemes Leben führen könnte. ... Ich wün-

sche mir nichts mehr, als zu einem zufriedeneren Leben für Dich beitragen zu können.[51]

In einem anderen Brief erzählt Němcová Bendl von einem Traum, zu dieser Zeit noch mit dem distanzierten „Sie" in der Anrede:

25.2.1857. ... Ich habe ... geträumt. Wir waren ... auf einer Pawlatsch. ... Sie lagen auf dem Kanapee und rauchten. Ich saß auf dem Sessel und Hanuš auf dem Fußboden, und den Kopf hatte er auf meinem Schoß. Ich kraulte ihm in den Haaren, sah schweigend zum Sternenhimmel hinauf. ... Sie rauchten und machten Witze. – Ich schlug Ihnen vor, etwas über unsere Situation zu improvisieren; Sie dachten eine Weile nach, dann ... begannen Sie ... eine sehr humoristische Improvisation über unser Kleeblatt. Jura ... legte seinen Arm um Ihren Hals und sagte: „Vašku, wenn ich der Kaiser wäre, machte ich Dich zum Hofpoeten, Du bist ein kapitaler Bursche!" ... Sie gingen höflich vor mir in die Knie. „Wenn ich Lorbeeren hätte, würde ich Sie damit bekränzen", sagte ich. ... Sie küßten mir die Hand ... und als ich in die Küche gehen wollte, lag auf der Schwelle eine große Schlange mit offenem Maul – ich schrie und wachte auf. ...

Am 4. März setzte sie diesen Brief fort und ging darin zum „Du" über:

Weißt Du, daß ein tschechischer „Plutarch" herausgegeben wird? ... Biographien unserer bedeutenden Leute. ... Das Format wird wie „Revue des deux Mondes" sein – zwanzig Gulden für einen Bogen. Rieger und Palacký werden es leiten. Neulich war eine literarische Soirée bei den Riegers, ich war auch dort, als einzige Frau. ... Mir gaben sie Marie Antonie *[eine unbedeutende Dichterin]* – die alte Schachtel und Nonne *[zum Bearbeiten]*. – Also wenn ich wenigstens sagen könnte, daß sie in alle jungen Patrioten verliebt war, daß sie dem Pater Kamaryt ungeheuer verliebte, honigsüße Briefe geschrieben hat, ... aus denen hervorgeht, daß sie lieber ihn umarmen würde als den himmlischen Bräutigam ... dann wäre es wenigstens interessant. ... Lieber nehme ich mir die Rettigová.[52]

Und an ihren Mann, der sich zu der Zeit in Villach aufhält, schreibt sie:

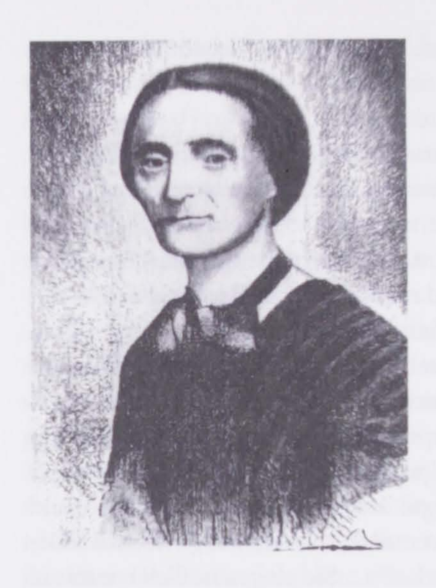


Abb. 7: Die letzte Photographie von Božena Němcová, um 1850

13. Juni, 1857. ... manchmal habe ich Sehnsucht, mich an Deine Brust zu lehnen und zu weinen. Ich weiß, daß das doch mein einziger Zufluchtsort ist, alles andere ist fremd.

... Wenn Vojtas Bruder *[Ferdinand Náprstek]* nur nicht so ordinär wäre; vor kurzem brachte er wieder eine Taube ... als ich für ihn sechzehn slowakische Adressen schrieb; er brachte auch ein Maß Bier mit, und wir aßen die Taube. Beim Essen sagte er: „Wissen Sie, gnädige Frau, ich würde Ihnen alles mögliche geben, und Sie wollen mich kein bißchen liebhaben." – „Ich dachte, mein Herr, daß Sie mir die Taube für die Adressen gebracht hätten." – „Das nicht, ... aber wenn Sie mich lieb hätten, würde ich mich trauen, Ihnen mehr zu geben als jetzt." – „... danke, was mir jemand gibt, das nehme ich im Namen meiner Familie an; daß man Zuneigung nicht kaufen kann, das wissen Sie vielleicht, wenn Sie nicht nur mit ordinären Weibsbildern verkehrt haben." – „Sie sind grausam", sagte er, „ich betrachte Sie als vernünftige Frau, bei der man sich nicht schämen muß, die Wahrheit zu sagen, ohne Angst, eine Ohrfeige zu bekommen. Sie wissen doch, wie man sich manchmal fühlt. Ich bin ein gesunder Mann und schweigsam, und Sie würden es auch nicht verraten. Sehen Sie, ich habe Sie sehr gern, außer meine Mutter ehre ich Sie mehr als alle anderen Frauen. Nun, sagen Sie, daß Sie mich ein bißchen liebhaben werden?" – Dabei wischte er sich das Maul ab, denn er kaute dabei ununterbrochen, nahm meine Hand und küßte sie. – Als ehrbare Frau hätte ich ihn hinauswerfen sollen, aber als vernünftige fing ich an zu lachen. Seine Liebeserklärung, während er mit vollem Maul fraß, war eine zu komische Studie für mich. ... Ich fragte: „Was fällt Ihnen ein, mich so

zu beleidigen?" – „Ich Sie beleidigen? Es ist etwas Natürliches, und Sie als Dame, die in weltlichen Dingen erfahren ist ... und weiß, daß es jeder dort sucht, wo er es am liebsten hat ... Oder sehen Sie es als Sünde an?" – „Ja, als Sünde, wenn es ohne gegenseitige Zuneigung gemacht wird. ... und jetzt reden wir nicht mehr darüber." ... Ich wollte, daß Du weißt, was ich mir alles anhören muß ...[53]

Und auch der folgende Brief von Josef Němec an seine Frau läßt aufrichtigen Respekt für sie erkennen:

6. Juli 1857. ... Du hattest ein bitteres Lächeln, als ich sagte, daß ich stolz darauf bin, daß Du meine Frau bist. Du denkst vielleicht, daß ich auf Deinen Ruhm stolz bin, aber das ist mir nie eingefallen. Ich bin stolz, daß Du so bist, wie Du bist, abgesehen von Deinem Ruhm, denn es gibt wenige Frauen auf der Welt so wie Du; ich wenigstens kenne keine ähnliche.[54]

In einem Brief an Karel schreibt sie verbittert:

5. Feber 1860. ... Was habe ich nicht alles erlebt! Und wie hat sich Vater mir gegenüber die 23 Jahre benommen, die wir beisammen waren! Du kannst beurteilen, ob ich es verdient habe. ... Ich wäre nicht einmal ein Jahr bei ihm geblieben, wenn Ihr nicht gewesen wäret, aber mein Gewissen duldete es nicht, daß Ihr in fremde Hände fallt und eines Tages über mich klagt. So litt ich für Euch, was wenige Frauen gelitten haben, denn in Anbetracht meiner Natur ist es schrecklich, mit einem groben Mann verheiratet zu sein. Um nicht ganz von Vater abhängig zu sein, wurde ich Schriftstellerin, denn auf die Art konnte ich mehr verdienen als z. B. mit Nähen. ...[55]

Im Jahr darauf trennte sich Božena Němcová von ihrem Mann und fuhr nach Litomyšl, um dort für den Verleger Augusta eine Gesamtausgabe ihrer Werke vorzubereiten. Von dort schrieb sie an Vojtěch Náprstek:

11. November 1861. ... Als ich Prag verließ, hatte ich beschlossen, nicht zu meinem Mann zurückzukehren ... früh morgens fing er an zu

schreien und mich zu beschimpfen ... es war ihm egal, ob ein Dienstmädchen dabei war. ... Wenn ich Dora vor seinen Schlägen schützen wollte, schlug er mich, und zu der Zeit war ich schon krank. Jeden Tag warf er uns hinaus ... und sagte, daß er uns nicht füttern würde.. ... Dora und ich trugen den ganzen Winter ein Paar Schuhe. ... Wenn jemand fragte, warum ich nichts geschrieben habe, sagte er: „Sie wird nie wieder etwas schreiben, sie ist dumm. Sie gehört ins Irrenhaus.". ... Wenn er ... mich schreiben sah, machte er das Licht aus und sagte, es sei nicht mein Petroleum.

... Eines Nachmittags kam er nach Hause, als ich gerade die Märchen für einen Band ordnete. Er riß sie an sich, warf sie auf den Fußboden und fing an, sie zu zerreißen. Da wurde ich zornig und riß sie ihm aus der Hand, und als er sie nicht loslassen wollte, biß ich ihn in die Hand, bis sie anfing zu bluten. Er wollte mich schlagen, aber Jarouš sagte ... : „Schlage Mutter nicht, sie hat recht." ... er fluchte und erzählte in den Wirtshäusern herum, daß ich mit Lambl geschlafen hätte, daß ich eine schlechte Hausfrau sei, daß ich ihm Schande mache. ... Als er nach Hause kam, schrie er mich an: „Du Nichtsnutz, du wirst irgendwo hinter einem Zaun krepieren, man wird dich nicht einmal anspucken, du solltest Zündhölzer verkaufen!" Und so ging es jeden Tag. ...[56]

In Litomyšl war Němcová schon zu krank, um wirklich an ihren Werken arbeiten zu können, und ihr Gesundheitszustand verschlechterte sich zusehends aufgrund eines Krebsleidens. Der Verleger drohte ihr mit groben Briefen, daß sie nichts zu essen bekommen würde, wenn sie ihre Arbeiten nicht fertigstellen würde. In einem weiteren Brief an Náprstek klagte sie ihm ihr Leid:

21. November 1861. ... Sie fragen sich wahrscheinlich, warum diese Božena „Die Großmutter" nicht herausbringt *[eine neue Ausgabe des Buches, das schon 1855 erschienen war]*. ... Auf dem Weg nach Litomyšl fühlte ich, daß ich blutete. ... Als ich in meinem Zimmer *[im Hotel]* allein war, nahm ich mein Leintuch und mein Wachstuch heraus, breitete sie auf das Sofa und bereitete einen neuen Verband vor. Am nächsten Morgen verband ich mich, um den Fußboden nicht zu beschmutzen, ging in das nächste Zimmer und fragte die alte Magd, ob

sie jemanden kennt, der meine blutbefleckte Wäsche waschen könnte. ... Sie brachte mir ein Glas Milch und zwei Kipfel *[Hörnchen]*.

Da mein Mann nichts zur Finanzierung von Jarouš' Reise nach München, um dort Kunst zu studieren, beigetragen hatte, sagte ich ihm, daß er nicht wissen mußte, *[wie sie es geschafft hatte]*. Dafür schlug er mich so sehr, daß er den Kamm auf meinem Kopf zerbrach, und wenn Dora nicht gekommen wäre, hätte er mich vielleicht in seinem Zorn erschlagen. Den nächsten Tag ging ich zum Polizeikommissär, zeigte ihm die blauen Flecke auf meinem Kopf und sagte ihm, daß ich mir eine Wohnung mieten würde. Er meinte, daß mich niemand davon abhalten könnte. ...

Er *[ihr Mann]* trieb uns jeden Tag aus dem Haus und vergönnte uns keinen Bissen zu Essen. ... Ich durfte das zweite Zimmer nicht heizen, so daß meine Hände und Füße erfroren. ... Als er Verwaltungsbeamter wurde, ließ er sich zwei Anzüge machen, aber als ihn Dora um Geld für Schuhe bat, sagte er, daß sie es selbst verdienen sollte. ... Alle rieten mir, auf das Land zu gehen, weil ich gar nicht gut aussah. Mein Mann kam gerade nach Hause, als ich mit Geld, das man mir gegeben hatte, weggehen wollte. Ein Streit folgte, und er sperrte mich in die Wohnung und fluchte und spuckte dabei die ganze Zeit.[57]

Antonín Konstantin Viták, ein Pädagoge, berichtete über diesen letzten Abschnitt ihres Lebens:

Damals wohnte die berühmte Autorin der „Großmutter" auch in Litomyšl. Sie sollte die Korrekturen ihrer gesammelten Werke für den Drucker Antonín Augusta lesen. ... Er brachte uns beide im Hotel zum Blauen Stern unter. Aber Augusta sündigte grausam gegen ... Božena Němcová. Er brachte sie zwar in einem erstklassigen Hotel unter, gab ihr aber nur 20 Heller pro Tag für Verpflegung, was kaum genug war, um den Hunger mit trockenem Brot zu stillen. Diese ausgezeichnete Frau weinte bitterlich und klagte. ...[58]

Wir haben nicht den genauen Wortlaut des Briefs, den Němec seiner Frau am 21. November 1861 schrieb, nur Josef Leleks Zusammenfassung. Er warnte sie, daß Augusta bankrott sei, machte ihr Vorwürfe, daß sie ohne seine Erlaubnis bei

Augusta als Korrektorin arbeite und daß sie unverantwortlicherweise die Familie verlassen hätte.[59] *Weiter schrieb er:*

Du bist nicht gesetzlich geschieden und darfst nicht ohne meine Erlaubnis woanders wohnen als ich. Wie immer bist Du in etwas hineingerannt, ohne mich zu fragen. ... Ich werde als ehrlicher Mann handeln, dem an der Ehre seiner Frau und seiner Kinder liegt, ohne die Phantasien und fixen Ideen, die bei Dir vorherrschen. Wenn Du Dich von mir gesetzlich scheiden lassen willst, dann tue es am richtigen Ort. ... wie immer sprachst Du leere Worte. Die Kinder kennen ihre liebende Mutter seit langem. ...

Dein noch legaler Ehemann Němec.[60]

Am 28. November 1862 wurde Božena Němcová todkrank von ihrem Mann zurück nach Prag gebracht, wo sie am 21. Feber 1862 starb. Die „Moravské noviny" (Mährische Zeitung) berichtete über ihr Begräbnis:

Das Begräbnis der Božena Němcová war ... grandios und der Schriftstellerin ganz würdig. Beide Höfe „Zu den drei Linden" und der ganze Graben waren voller Leute. ... Die Prozession wurde vom Domherrn Štulc mit zahlreichen Priestern angeführt. Der Leichenwagen war mit Lorbeerkränzen und einem künstlerisch gestickten slawischen Baum geschmückt, es waren da bunte Fahnen, die die „tschechoslawischen Töchter" der Schriftstellerin der „Großmutter" gestiftet hatten, von der Fürstin Thurn-Taxis, der Gräfin Kounic *[Kaunitz]*, dem Akademischen Klub und anderen. Auf beiden Seiten marschierten tschechische Mädchen in Trauer mit brennenden Kerzen, dann jüngere Schriftsteller usw. Hinter dem Sarg gingen Familienmitglieder, hinter ihnen tschechische Damen, besonders Frau Riegrová, Karolina Světlá, ... der Fürst Thurn-Taxis, Vertreter der Landes- und Reichsabgeordneten, der Bürgermeister, der Vizebürgermeister, Schriftsteller, Ärzte, Professoren, Studenten etc. und eine unendliche Menschenmenge.

... ewiger Ruhm sei ihrem Andenken![61]

In der wichtigsten tschechischen Zeitung erschien ein Nachruf von dem Dichter Vítězslav Hálek:

Němcová fiel in richtige Armut. ... Aber materielle Not war nicht so schwer für sie wie die Philantropie unserer Patrioten ... es wurden Beträge gesammelt, um ihre schlimmsten Sorgen zu erleichtern. Sie mußte für Beiträge Rechnung ablegen, die so bescheiden waren, daß sie nicht wert sind, genannt zu werden. Ein Bettler kann mit dem geschenkten Heller machen, was er will, aber Němcová wurde von ihren Wohltätern zu einer Unmündigen gemacht!

... Němcová, die früher genug Freunde hatte, war in ihrer Krankheit allein. ... Ihre Wohnung, die früher ein Sammelplatz war, wurde später gemieden. Pfui über diese „Patrioten"! ... Den Grabstein besorgen die Zeitungen und „die dankbare Nation". ...

Bald nach dem prunkvollen Begräbnis entbrannte ein Streit darüber, wer an ihrem Tod schuld war: der grausame Verleger Augusta, der sie fast verhungern ließ, oder ihr jähzorniger Ehemann. Heute wissen wir, daß sie an einem Krebsleiden gestorben ist. Jan Neruda, der berühmteste tschechische Dichter seiner Zeit, schrieb in seinem Nachruf:

... Hier war fast nur Božena Němcová ... mit den hervorragenden ausländischen Schriftstellerinnen vergleichbar. Němcová hatte zwar nicht den elektrisierenden, genialen Funken einer *[Georges]* Sand, sie hatte nicht die Fülle des aphoristischen Geistes der *[Anna Louise Germaine]* de Staël ..., aber was sie *[über andere]* erhebt, ist ihre reine, echte Poesie, die im tschechischen poetischen Boden gekeimt hat, eine vollkommen slawische Poesie. Soziale Fragen zogen sie nicht sehr an, und es war nicht ihre große Stärke, soziale Zustände zu beschreiben, aber sie kannte das Leben des Volkes und alle seine poetischen Aspekte; sie liebte und schilderte die Menschen des Volkes wie sonst niemand. ...[62]

Diese schlichte Würdigung hebt sich wohltuend von dem schwülstigen Stil des Telegramms ab, das Karolina Světlá 1888 anläßlich der Einweihung eines Denkmals für Božena Němcová am Fuße des Riesengebirges verfaßte, wo sie ihre Kindheit verbracht hatte:

Heißen Dank Ihnen, geehrte Herren, für Ihre Bemühungen, die es möglich machten, an diesem Ort für immer ein Denkmal zu setzen, wo der teure Geist einer tschechischen Frau zum ersten Mal seine Flügel ausgebreitet hat, um seinen gesegneten Flug zu beginnen, wo unsere Geehrte auf so erstaunliche Weise lernte, unsere Muttersprache künstlerisch zu meistern, mündlich und schriftlich, wo die Wurzel ihrer erstaunlichen moralischen Kraft in ihre Seele gepflanzt wurde, wo das Schicksal eine Dornenkrone auf ihre Stirn gesetzt hat; es gab ihr eine Seele, die jeden Blutstropfen, der daraus floß, in Rosen verwandelte, deren lieblicher Duft den hohen Geist erweckte, der in ihrem Herzen lebte, einen Duft, der dasselbe in anderen Herzen schaffen wird, solange slawische Töne in unseren Landen gehört werden, die Gott behüte dank der Barriere ewig blühender Werke, die von ihrer gesegneten Hand für die Freude und Ehre aller jetzt und in Zukunft geschaffen wurden, nie verstummen werden.[63]

Němcová hätte wohl auf diese Ehrung mit den Worten reagiert, mit denen sie die Světlá schon einmal bezeichnet hatte: „Diese Gans."[64]

Anmerkungen

1 Andreas Guski, Hrsg. Zur Poetik und Rezeption von Božena Němcovás „Babička", Berlin 1991; darin Susanna Roth: Božena Němcová und Babička im Urteil tschechischer Gegenwartsautoren: Ergebnisse einer Umfrage, S. 260 ff.

2 Siehe Helena Sobková: Nové úvahy o narození a původu Boženy Němcové in „Marginálie", Neue Überlegungen über den Ursprung und die Geburt der B. N. in Marginalien. Praha 1988.

3 Němcová soll unter anderem Liebesbeziehungen mit Václav Bolemír Ne-

beský, Josef Čejka, Vilém Dušan Lambl, Ignác Hanuš, Jan Ivan Helcelet, Hanuš Jurenka und Matouš František Klácel gehabt haben.

4 In: Antonín Augusta, první vydavatel sebraných spisů Boženy Němcové in „Pardubický kraj: vlastivědný sborník. 700 let Litomyšle". Pardubice 1959. Antonín Augusta, der erste Herausgeber der gesammelten Schriften der Božena Němcová in: Die Region von Pardubice. Heimatkundlicher Sammelband. 700 Jahre Litomyšl. Pardubice 1959.

5 Josef Václav Frič: „Paměti" Erinnerungen, Prag o. D., S. 257–258.

6 Ein patriotischer Dichter der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

7 Tschechischer Journalist, der als Märtyrer angesehen wurde.

8 Zdeněk Záhoř: „Božena Němcová. Hlasy o osobnosti a o díle." B. N. Stimmen über die Persönlichkeit und das Werk. Prag 1927, S. 49 ff.

9 Symbol für die tschechische Sprache und Literatur.

10 Božena Němcová: „Knihovna klasiků. Listy l" Klassikerbibliothek, Briefe l, später erwähnt als K.k, Listy I, Briefe, Prag 1951, S. 37 ff.

11 Mojmír Otruba: „Božena Němcová". Praha 1964, S. 216

12 An Klácel, vor dem 20. 9. 1849, aus Mojmír Otruba, a.a.O., S. 217

13 In „Sebrané spisy Boženy Němcové", Die gesammelten Werke der B. N., Praha 1910, S. 183f.

14 Záhoř, a.a.O., S. 58.

15 Ibid., S. 61.

16 Hölzerne, hinten am Haus angebaute Galerie, die es an vielen Prager Häusern gab.

17 Ibid., S. 114.

18 Karolina Světlá: „Z literárního soukromí" Aus einem literarischen Privatleben, Praha 1880, S. 65.

19 Ibid., S. 60f.

20 Němcová, Listy I, a.a.O., S. 159f.

21 Siehe Einleitung.

22 I.e. Vojtěch Náprstek, siehe Einleitung.

23 Záhoř, a.a.O., S. 63.

24 Letzteres war wohl teilweise für die Zensur geschrieben.

25 Němcová „Korespondence", Praha 1930, S. 225 ff.

26 Záhoř, a.a.O., S. 64.

27 Němcová, K.k., Listy I, a.a.O., S. 174 ff.

28 Ibid., S. 160 ff.

29 Němcová, „Sebrané spisy B. N." Korespondence II, Praha 1914, S. 402 f.

30 Knihovna klasiků, Listy II, S. 16 f.

31 K.k. Listy II, S. 132 ff.

32 K.k., Listy III, S. 30 ff.

33 Ibid., a.a.O., S. 37 ff.

34 Die Zensur hatte den Brief, der über Hyneks ernsthafte Krankheit berichtete, sechs Wochen aufgehalten.

35 K.k. Listy II, S. 45 ff.
36 K.k. Listy II, S. 45f.
37 Ibid., S. 82 ff.
38 Rudolf Havel, ed. „Božena Němcová ve vzpomínkách". B. N. is remembered, Praha 1961, S. 67.
39 Sebrané spisy B.N., Korespondence I. Prag, 1920, S. 103 ff.
40 Alexander Bach, österreichischer Innenminister.
41 Havel, a.a.O., S. 82.
42 Havel, a.a.O., S.35.
43 Národní listy Nationalzeitung, Jänner 1887, in Záhoř, a.a.O., S. 87 ff.
44 Sie erschienen in: „Westslawischer Märchenschatz".
45 Havel, a.a.O., S. 82 ff.
46 K.k. Listy, S. 212f.
47 Ibid., S. 219 ff.
48 Ibid., S. 225 ff.
49 K.k. Listy II, S. 255 ff.
50 K.k. Listy II, S. 268 ff.
51 Němcová Korespondence, Prag 1952, S. 320 ff.
52 Eine patriotische Schriftstellerin, vor allem als Verfasserin von Kochbüchern bekannt.
53 Listy III, S. 77 ff. Das sind die wichtigsten Passagen aus diesem 16 Druckseiten langen Brief.
54 Záhoř, a.a.O., S. 345.
55 Němcová, K.k. Listy IV, Prag 61, S. 72 ff.
56 Záhoř, a.a.O., S. 47.
57 Ibid., S. 49f.
58 Záhoř, a.a.O., S. 90.
59 Josef Lelek, Božena Němcová Prag, 1920, S. 230 ff.
60 Ibid., S. 227.
61 28. Feber, 1862.
62 Záhoř, a.a.O., S. 336 ff.
63 Ibid., S. 79.
64 Freyová, a.a.O., 43.

Josefa Náprstková
(1838–1907)

Josefa Náprstková, mit Kosenamen Pepička,[1] war zweifellos eine interessante Frau. Sie orientierte sich an der Tradition, an ihrem praktischen Menschenverstand und an ihrem Ehemann Vojtěch, ohne daß sich hieraus Widersprüchlichkeiten für sie ergaben. Sie war die am wenigsten gebildete und am wenigsten hübsche, die fleißigste, altruistischste, wohltätigste und nüchternste aller in diesem Buch behandelten Frauen und eine echte Vertreterin der Arbeitsethik des neunzehnten Jahrhunderts. Zugleich war sie eine tschechische Patriotin, die sich für die Ziele des Náprstekschen Museums und für die Pflege folkloristischer Traditionen, besonders von Stickereien, einer alten Volkskunst, die schon im 19. Jahrhundert allmählich verlorenzugehen drohte, einsetzte.

Da sie aus einer armen Familie stammte, sah sie es als besonderes Glück an, daß Vojtěch Náprstek sie heiratete, der aus einer Prager Unternehmerfamilie stammte. Er war ein Mann, der wahrscheinlich mehr für die Emanzipation der tschechischen Frauen getan hat als irgendein anderer. Die Förderung des tschechischen Industriemuseums, das ihr Mann gründete, wurde auch ihr Anliegen neben dem unermüdlichen Einsatz für das Náprsteksche Unternehmen, dem sie ihre ganze Arbeitskraft widmete. In Pepičkas Tagebuch gibt es einige undeutliche Bemerkungen, die darauf hinweisen, daß ihr Leben nicht immer glücklich verlaufen ist, aber wir erfahren von ihr nichts Genaueres darüber.

Anscheinend hat Pepička nicht für eine Leserschaft geschrieben, es aber doch für möglich gehalten, daß jemand ihre Erinnerungen, die sie Tagebuch nannte, lesen würde. Pepička begann mit der Niederschrift erst im Alter von fünfzig Jahren und schrieb, was ihr in den Sinn kam, über ihre Einstellungen und Gefühle, ihre Hoffnungen und Erwartungen, über aktuelle Ereignisse und andere Menschen aus dem großen Bekanntenkreis der Náprsteks und, in einem längeren Kapitel, auch über ihre eigene Lebensgeschichte. Sie lebte einfach und sparsam, nicht um Geld zu horten, sondern um es für besondere Zwecke, vor allem für die Vergrößerung der Sammlungen in Vojtěchs ethnologischem und technologischem Museum und für ihre eigenen kulturellen und wohltätigen Aktivitäten zur Verfügung zu haben.



Abb. 8: Josefa und Vojta Náprstek

Obwohl sie aus einer Arbeiterfamilie stammte, identifizierte sie sich mit der besitzenden Klasse, der sie seit ihrer Heirat angehörte. Für die politischen Forderungen ihrer Zeit zur Verbesserung der sozialen Lage der Arbeiterschaft hatte sie wenig Verständnis, und auch in der Frauenfrage blieb sie teilweise traditionellen Denkmustern verhaftet. Dagegen fällt ihr betonter, aber nicht immer überzeugender Atheismus aus dem damals üblichen Rahmen. Ihr Credo, daß nur die eigene Kraft und harte Arbeit zum Erfolg führen, war die Richtschnur ihres eigenen Lebens und die Elle, mit der sie auch alle anderen maß.

Das folgende Porträt von Josefa Náprstková, das hier den Auszügen aus ihrem „Tagebuch" vorangestellt wird, stammt von Julius Zeyer, einem Freund der Náprsteks und einem berühmten tschechischen Dichter und Schriftsteller.[2]

... Sie kam aus einer armen Familie. ... Um ein bißchen Geld zum Haushalt beizutragen, ging Mutter Křížková mit einem Kübel in Brauereien, bat dort um Hefe und verkaufte sie an Hausfrauen. Oft mußte Pepa als junges Mädchen den Kübel auf den Rücken nehmen ... einmal erklärte sie, daß sie sich lieber ertränken würde, als weiter so schwer zu arbeiten. Ihre Mutter ... nahm sie bei der Hand: „Also komm jetzt gleich!" und führte sie zu den Mühlen am Fluß.

Mit siebzehn Jahren trat Pepička bei Frau Fingerhutová[3], der Mutter ihres späteren Mannes als Hilfskraft ein und war dieser bald unentbehrlich. Aber es war eine andere Geschichte, als Vojtěch, der Sohn des Hauses, sie heiraten wollte, und so wurde sie erst nach dem Tod ihrer Arbeitgeberin Frau Náprstková.

Sie war von „Frau Mutter"[4] ausgebildet worden und sorgte dafür, daß alles weiter so gemacht wurde wie unter deren Herrschaft. Vielleicht ging sie in dieser Beziehung zu weit. ... Das Ehepaar hatte eine gute Beziehung; ihre herzlichen Mitteilungen beweisen das, nicht nur aus der Zeit nach ihrer Hochzeit, sondern auch aus späteren Jahren, als sie einander „Telegramme" schickten, regelmäßige Nachrichten mit einem freundlichen Gruß. Náprstek, der Frauen immer aus einer respektvollen Entfernung betrachtete, verhielt sich seiner Frau gegenüber auch so. Die ... Zeichen seiner Aufmerksamkeit ihr gegenüber waren rührend; auf dem Pult in ihrem Lagerraum ... waren immer Blumen, die er ihr aus der Stadt brachte. Manchmal war es ein kleines Geschenk. ... Bis zu ihrem Tod hatte sie in ihrem Zimmer ... ein großes Lebkuchenherz ... mit der Inschrift „Pepička". ... Auch war ihre Nähmaschine die erste, die in Prag erschien.

Frau Pepička paßte sich ganz an ihren Mann an. ... Sie fing sogar an, Englisch zu lernen. Die von ihr geschriebenen Seiten mit Sätzen, die sie aus dem Tschechischen übersetzte, mit Vojtěchs Verbesserungen, sind erhalten. So wie Náprstek fast immer sein Jackett mit Schößen trug, so kreierte Frau Náprstková für sich immer dieselbe Machart. ... Zu Hause kleidete sie sich noch einfacher. Über ihrem einfachen grauen Kleid mit einer großen Schürze trug sie, wenn es kalt war, eine braune Jacke, an der sie normalerweise ... einige Zettel angesteckt hatte, auf denen stand, was zu tun war oder was sie Vojtěch sagen wollte. Zu Hause trug sie ein weißes Spitzentuch auf dem Kopf über

glatt gekämmtem, in der Mitte gescheiteltem Haar. Wenn sie ausging, zu einer Vorlesung, einer Versammlung ... oder sehr selten ... zu Besuch, dann war ihr Kleid aus besserem Stoff, und sie trug darüber einen Samtumhang. Auf dem Kopf trug sie einen schmalen, engen schwarzen Samthut, ohne auffallende Verzierungen. ...

Ihr Benehmen Leuten gegenüber war freundlich und einfach. Wenn jemand sie mit „gnädige Frau" ansprach, dann unterbrach sie: „Náprstková, bitte nur Náprstková!" Was für einen Titel hätte sie bekommen können, der ehrbarer gewesen wäre, als die Frau Vojtěch Náprsteks zu sein?

Sie verteidigte ihre Ansichten energisch, auch „Prominenten" gegenüber. ... Titel beeindruckten sie auch nicht. ... Die Náprsteks lernten den Statthalter Franz Graf Thun und seine Frau kennen und wurden zu ihnen eingeladen. ... Náprstek hatte keine Lust zu gehen: „Pepičko, geh allein. Wenn ich ginge, würden die Leute sagen, daß ich im Alter Grafen nachlaufe! ... Also ging Pepička allein und hatte ein nettes Gespräch mit der Gräfin. Die Gastgeberin ... klagte über Franz. ... „Machen Sie sich nichts daraus", tröstete Pepička sie, „eine Frau muß eine Schürze haben, unter der sie die Fehler ihres Mannes verstecken kann."

Ihr Mann ... machte manchmal mit ihr längere Reisen. Im Sommer 1876 ... waren sie in den österreichischen Alpen, ... 1877 fuhren sie ... über Deutschland nach Holland, wo sie fast drei Wochen blieben. Sie bekam die Fahrkarten mit der Mitteilung: „Meiner geliebten Frau Pepička übergeben für die lang gewünschte Reise zu meinen Konkurrenten *[den holländischen Likörfabrikanten Bols]* von Vojta, ordentlich und sauber." Die Fahrt endete in Hamburg. Frau Náprstková brachte von überall Andenken mit ... die dann den Glasschrank in ihrem Zimmer füllten.

Sie hatte ihr „eigenes" kleines Zimmer mit einem kleinen Vorzimmer. Zwischen ihrem Zimmer und dem Náprsteks lagen das große Lesezimmer und der Salon. An den Wänden waren viele Photographien von Leuten, die sie achtete. ... Natürlich war dort auch ein Regal mit Büchern von Autoren, die ihr gefielen, manche von ihnen mit Widmung des Autors.

Ihre Interessen deckten sich mit denen Vojtěchs, abgesehen davon, daß sie auch in zusätzlichen Frauenkreisen aktiv war. Immer wieder ersann sie Unternehmungen, an denen ... tschechische Frauen ... teil-

nehmen sollten. ... Oft wurde ein hervorragender Mitbürger oder ein ausländischer Gast mit einem Geschenk von tschechischer Handarbeit geehrt, aber es konnte auch eine Organisation oder eine Institution sein. Zu diesen Geschenken, die zum Teil ziemlich teuer waren, steuerte Frau Náprstková manchmal ihr eigenes Geld bei. ...

Sie erholte sich nie von Vojtěchs Tod ... es schien, daß ihre Motivation zu leben gebrochen war. Das Leben ... „u Halánků"[5] schien gestorben zu sein und setzte sich nur mechanisch fort. ... Auch an freudigen Anlässen weigerte sich Frau Náprstková teilzunehmen, als ob das Vojtěchs Andenken beleidigen würde. ...

Sie starb nach einer langen Krankheit – Tuberkulose – ... am 13. September, knapp vor ihrem neunundsechzigsten Geburtstag, im selben Alter wie ihr teurer Vojtěch.

Neunzehn Jahre zuvor, am 3. Juni 1890, hatte Pepička angefangen, ihr „Tagebuch" zu führen:

Ich wollte schon am ersten Mai anfangen zu schreiben, aber der Tag brachte ... viele Sorgen und Unannehmlichkeiten. ... Manche Arbeiter wurden wegen ihres Verhaltens nicht wieder zur Arbeit zurückgerufen. In der heutigen Zeit sparen die Arbeiter nicht so, wie sie sollten. Sie gönnen ihren Kindern und sich alle Vergnügungen und geben dann mehr aus, als sie verdienen. Es wäre schön, wenn der erste Mai ein Feiertag der Arbeit wäre, aber wo das arbeitende Volk an dem Tag Versammlungen gegen ihre Arbeitgeber haben will, können die Besitzer der Betriebe ... daran nicht teilnehmen. Wer sein Kapital in Unternehmen angelegt hat, der hat mehr Sorgen und Pflichten als der Arbeiter, der von einem Tag zum anderen lebt und sich nur um seine Arbeit sorgt. Wenn der Arbeiter so leben würde wie mein Vater, dann würde es nicht diese Klagen über schlechte Zeiten geben. Mein Vater hatte sechs Gulden die Woche und im ganzen ungefähr zehn Gulden *[wahrscheinlich mit Trinkgeldern]*. Er hatte uns fünf Kinder und dazu den Vater meiner Mutter. Außerdem unterstützte er seinen Vater auf dem Land, und wir Kinder wußten nicht, wie Bier oder Fleisch schmeckt.

19. 5. 1891. Jetzt werden die Kinder anders erzogen, ich weiß nicht, ob zum Nutzen der Kinder und der Nation.

Ich wollte gleich nach dem Tod der Frau Riegrová über meine Eindrücke schreiben, auch über die Antworten, die ich bekam, als ich darum bat, daß sie auf dem Vyšehrad begraben werde.[6]

Anscheinend waren ihre Bemühungen erfolglos, weil nicht nur die Priesterschaft dagegen war, sondern auch die Familie Rieger selbst.

Nach dem Jahre 1885 hatte mein Kopf keine Ruhe. In dem Jahr starb Šimáček.[7] Seine Worte waren: Pepičko, Dir lege ich meine Söhne ans Herz; hilf und rate ihnen. Ein Mann voller Kraft, und in einer Woche war er tot. Es war schrecklich, und bis heute frage ich mich, warum er gehen mußte und nicht ich.

Der Museumsbau[8], die Ankunft der amerikanischen Tschechen, die Krankheit meines Mannes, die bis zum März 1890 *[dauerte]*. Im September die Überschwemmung. Nachher mußte alles bis zum 28. September, dem Tag des Heiligen Wenzel, wieder in Ordnung gebracht werden. Vaters Krankheit dauerte auch ganze vier Monate. Der Umzug der Sammlungen in das neue Gebäude. Das war die Arbeit unserer Mütter, alles immer nur an Sonntagen und Feiertagen.

... Jetzt freuen wir uns auf die Ausstellung; es möge alles gelingen. Ich sah, wie viel Schaden das Hochwasser auch dort anrichtete. ... Wie viel menschliches Bemühen, das in Monaten geschaffen worden war, wurde an einem Tag zerstört; wir mußten wieder von vorne beginnen.

Die Ausstellung verlief ausgezeichnet. Wir werden diese Perle menschlichen Könnens nie vergessen. Bis zu meinem Tod werde ich daran denken, daß mir so selige Augenblicke in der Ausstellung vergönnt waren. Warum hat die arme Frau Riegrová das nicht mehr erlebt? Bei der Nachricht von ihrem Tod fragte ich mich: „Warum wurde ... sie ihrem Mann entrissen, da er sie doch jetzt am notwendigsten braucht?" Beim Begräbnis, als Herr Pater Niklas beim Grab betete, sagte er auch: „Herr, was bewegte Dich, diese gute, edle Frau den Armen ihrer Lieben zu entreißen und den Armen ihre gewissenhafte Wohltäterin zu nehmen?"

Bei der letzten Versammlung in der städtischen Fortbildungsschule vor ihrer Abreise nach Italien sagte sie zu mir: „Wie geht es Ihnen in Ihrer Kochschule? Sie tun dabei wenig Gutes für die Armen." – „Sie

haben recht", antwortete ich, „erstens sind dort Damen, die nicht so tief in die Verhältnisse der Armen eingedrungen sind, und zweitens machten sie die Erfahrung, daß es nicht immer richtig ist, die Armen zu unterstützen." Vom Standpunkt verschiedener Beobachter ist es am besten, den Leuten Arbeit zu verschaffen. Sogar Tolstoy erkennt an, daß man sich nur durch Arbeit von der Not befreien kann; darum ist es vor allem notwendig, die Menschen dazu zu bringen, die Arbeit zu lieben, denn nur von der Arbeit lebten der Reiche und der Arme.

Gleich am Anfang der Ausstellung wünschte ich mir, daß Schulkinder aus Kamaik und aus Zduchovice sie auch sehen könnten; den ganzen Sommer gelang es mir nicht, erst ... am 12. Oktober kamen 79 Kinder und fünf Erwachsene, davon drei Lehrer. ... Diesen Ausflug der Kinder habe ich als Geschenk zu meinem Geburtstag bekommen. Wir ließen sie auch photographieren, auch meinen Vater und seine Schwester. Ich werde nie vergessen, wie mein Mann mich aufforderte, schnell hinzugehen, damit sie *[die ganze Gruppe, mit Pepička]* photographiert werden konnten. Darum sage ich mir immer: Nur Geduld, Pepo, alles kommt in Ordnung. Es war der letzte Besuch meines Vaters bei der Ausstellung; am 10. November legte er sich ins Bett, und am 21. ist er gestorben. ... Wenn ich jammern wollte, sagte ich mir, daß es von mir undankbar wäre, denn unser Väterchen war 81 Jahre alt. Er war im Alter ganz im Ruhestand, seit er sechzig war. Mein Mann ist 67 Jahre alt und hat immer mehr Arbeit und Pflichten. Immer wenn ich meinen Vater so schwer arbeiten sah, wünschte ich ihm einige Jahre der Ruhe, und dieser Wunsch wurde mir erfüllt. Dasselbe wünsche ich auch meinem teuren Vojtěch; aber da müßte ein Wunder geschehen, daß er einige Jahre nur für sich leben würde und daß ihm wenigstens das Geschäft keine Sorgen machen würde ... wir müssen so vieles in Ordnung bringen, und dafür läßt uns der Betrieb sehr wenig Zeit und Ruhe.

Es tat mir leid, daß sich der Buchdrucker Otto während des Besuchs des Kaisers den Šimáčeks *[ihrer Schwester und ihrem Schwager]* gegenüber so schlecht benahm, denn er verstellte den Weg, so daß der Kaiser anders fahren mußte. Er hat auch Kinder; vielleicht werden sie auch böse Nachbarn haben. ... Die Šimáček-Kinder haben so früh ihre Eltern verloren. Ihre Mutter starb mit 35 Jahren; der Ältere war 16, der

Jüngere 14, und nach weiteren sechs Jahren fiel das ganze Unternehmen auf die Schultern der Jungen.

Náprstková gibt die Schuld an Šimáčeks frühem Tod Otto, der durch Intrigen eine illustrierte Zeitung, die dem Blatt der Šimáčeks Konkurrenz machte, herausgab.

Kann es etwas Monströseres geben? Ist das bürgerliche Tugend? Der grausamste Deutsche würde so etwas nicht machen. ... Ob Šimáček das verdient hat, soll die Vergangenheit und die Zukunft entscheiden. Šimáček war der erste Journalist, der draußen auf dem Land arbeitete, und mit seiner Zeitschrift „Posel z Prahy" *[Der Bote aus Prag]* die Leute Zeitung lesen lehrte. Als die Herren Dr. Rieger und andere eine tschechische Tageszeitung gründen wollten, wurde Šimáček zum Redakteur gewählt, aber da er keine Konzession bekommen hätte, wurde Dr. Julius Grégr aus Písek gerufen, um der Sache seinen Namen zu verleihen. ... Das fand in einem kleinen Kämmerchen mit einem Fenster statt, wo sich die Herren bei Vojtěch Náprstek trafen und wo alles besprochen wurde. Dieser kleine Raum sollte zum ewigen Andenken im Bild erhalten werden; später wird es niemand glauben, daß Dr. Rieger da die Národní listy *[Nationalblätter]* gegründet hat.

An den „Jungtschechen", die den „Alttschechen", zu denen auch sie und ihr Mann gehörten, die Macht entrissen, läßt Náprstková kein gutes Haar. Für das jungtschechische Ehepaar Skrejšovský hat sie nur Verachtung übrig, sie sind in ihren Augen nichts als Parvenus.[9]

Als sie nach Prag gekommen waren, hatten sie noch bunte Bettüberzüge; jetzt haben sie weiße und fahren in der Kutsche wie Fürsten. Die armen Leute, die dazu mit ihrem Ersparten beigetragen haben, könnten das nicht. ... Er ist der böse Dämon des tschechischen Volkes.

Hinzu kommt noch, daß Frau Skrejšovská auch nicht spart:

Der Mann gehört in die Öffentlichkeit, die Frau in den Haushalt. Sie muß immer den heimischen Herd bewachen, damit kein Riß entsteht und er nicht zusammenfällt. Je größer der Haushalt, um so größer die

Verantwortung der Frau ... ich weiß das aus meiner Erfahrung; manchmal bin ich verzweifelt, wenn ich sehe, was für Verpflichtungen wir auf uns genommen haben und wie schwer sich alles realisieren läßt. Die Frau Mutter hatte nicht die Pflichten, die mir bestimmt waren. Mit Dankbarkeit muß ich sagen, daß unsere Pläne teilweise wie durch Wunder verwirklicht wurden ...

Für mich ging nichts ... glatt, alles mußte ich mehrere Male machen, bevor es mir gelang; immer mußte ich mir im Geiste sagen: Sei nur geduldig, Geduld bringt Rosen. Für unsere Frau Mutter lief alles, wie sie oft sagte, wie am Schnürchen. Wenn sie einen Vorrat an Waren hatte, stiegen die Preise, und wenn sie kaufte, waren sie billig. Bei Vojtěch und mir war das Umgekehrte der Fall; Spekulationen glückten uns nicht, und es gab Arbeit und wieder Arbeit. Die Arbeit macht mir immer Freude, je mehr wir davon im Betrieb haben, desto lustiger bin ich und sorge dafür, daß alle zu ihrer Zufriedenheit bedient werden. Im Betrieb bin ich gern, aber wenn es ein anderer wäre, wäre ich glücklicher. Ich muß mir viele bittere Worte über ähnliche Geschäfte anhören.[10] Mich tröstet der Gedanke, daß unsere Getränke die Gesundheit fördern, ... denn sie werden als Medikamente angesehen.

Meine Lebenserfahrungen mögen nicht so traurig gewesen sein, und doch möchte ich nicht alles noch einmal erleben. Ich habe viele bittere Enttäuschungen erduldet. Ich weiß nicht, was mir noch bevorsteht, wahrscheinlich wenig Freude. Weder das Gute noch das Schlechte ist gleich verteilt. Wer lächeln kann, während er im Inneren Schmerzen fühlt, ist ein richtiger Mensch.

Am 30. Juni kam die Mutter von Prof. Čeněk Šercl zu mir und brachte mir von ihm einen Brief, in dem er uns mitteilt, daß er auf Anraten von Dr. Dejl vierzehn Tage in einem verdunkelten Zimmer verbringen muß. Als er in Prag bei der Jubiläumsausstellung war, versicherte ihm Prof. Schöbl, daß seine Augen ganz gesund sind. Sie waren aber schon entzündet, nur schonte er sie auf Grund von Prof. Schöbls Urteil nicht. Während des Winters wurde es so schlimm, daß man jetzt befürchtet, er erblindet. Die arme Frau hatte ein sehr schweres Leben; sie lebte 48 Jahre mit einem Mann, der ihr nie treu war. Sie sagte zu mir: „Ich gehe doch zu seinem Grab und flüstere: ‚Obwohl du mir mein ganzes Leben ruiniert hast, möge der Herr dir vergeben.“ Diese

Worte bewegten mich sehr. Als sie zu mir sagte, sie wisse nicht, warum sie gelebt habe, antwortete ich: „Damit Sie der Nation einen Sohn geben, der den Bildungsstand des tschechischen Volkes in England und in Rußland bekannt macht." Das beruhigte die Frau; sie sagte, daß die Liebe ihres Sohnes alles wettmachen müßte. Wenn sie nur jetzt seine Augenkrankheit auf sich nehmen könnte. Ich tröstete diese ausgezeichnete Mutter, aber ... es ist schwer, ihr einzureden, daß alles wieder gut wird.

Wir bereiten eine Wohnung für die Familie Kottner vor; hoffentlich werden wir zur gegenseitigen Zufriedenheit unter einem Dach wohnen. Manchmal habe ich Angst davor, denn wir waren gewöhnt, allein im Haus zu wohnen ... wir werden im Haus eine Familie haben, die mit ihrer ganzen Seele sowohl an den Sammlungen des Museums als auch an uns hängt. Das ist notwendig, denn wir sind allein, und es gibt jetzt wenige verläßliche Leute ... mögen wir alle gesund bleiben, damit wir die wenigen Jahre, die uns vielleicht noch bestimmt sind, in Zufriedenheit leben und uns dann ruhig auf den Weg machen, von wo es keine Rückkehr gibt. Nur noch einige Jahre, damit wir noch Verschiedenes in Ordnung bringen können. Manchmal dreht sich mir alles im Kopf, wenn ich daran denke, wie man mit den Gegenständen und den Büchern umgehen wird, wenn wir nicht mehr sein werden. Möge ein guter Geist das beschützen, was wir mit so viel Liebe gesammelt haben. Wahrscheinlich werden viele schimpfen, denn es gibt Menschen, die nur den Wert des Geldes kennen, und sonst nichts. Sogar unsere Frau Mutter faltete die Hände und seufzte, als sie die Bücher sah: „So viel Geld!" Aber als sie lebte, das war eine andere Zeit. Die Worte waren nicht böse gemeint. Der Beweis dafür ist, daß sie Vojtěch nicht daran hinderte, das „Tschechische Industriemuseum" zu gründen. Sie hatte nur immer Angst, daß er alles für dieses Institut opfern könnte und dann selbst in Schwierigkeiten wäre. Darum vermachte sie das Haus „Beim Schwarzen Adler" auf dem Poříč dem Industriemuseum, das Vojta errichten würde unter der Bedingung, daß ihre Söhne ... den Profit davon teilten, damit sie ihr ganzes Leben lang ein Einkommen hätten. Sie sprach oft von ihrer Angst, daß ihr Vojtíšek *[d.h. lieber Vojtěch]* nicht an sich selbst denken würde, denn er glaubte, daß er immer jung bleiben würde. ... Je älter man ist, um so mehr braucht man, und

daran soll jeder denken. Der Reingewinn wurde in drei Teile geteilt: einer für ihren Enkel, J. Novák, und dann die Söhne Ferdinand und Vojtěch. Was wir konnten, brachten wir immer in die Sparkasse. ... Jetzt wäre es schwer, so zu sparen wie früher, denn jetzt sind die Steuern viel höher, besonders solche, die den Verkauf von Alkohol betreffen. ...

Ich möchte das Geschäft noch sehr lange führen; wenn es nur die richtigen Leute dafür gäbe, die die Arbeit auch freut. Wenn es uns nicht mehr vergönnt sein sollte, das nächste Projekt auszuführen, werde ich trotzdem zufrieden sein, denn mit diesen bescheidenen Mitteln kann niemand mehr vollbringen. Das tröstet mich ... und ich danke meinem Schutzengel, der mir den Einfall gab, mich für die Volksstickereien zu interessieren. Ich bin keine Frömmlerin und mag keine Leute, die mit gesenktem Kopf die Hände zum Himmel verschränken und eine Menge Zeit in der Kirche absitzen: Meine Religion ist: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Ich glaube an kein Wiedersehen nach dem Tode; falls es doch stattfindet, werde ich angenehm überrascht sein.

Ich habe viele gute Einfälle gehabt und viele Unternehmungen gefördert. Die Lotterie für das Nationaltheater war auch mein Werk, obwohl ich es nicht so gemeint hatte. Meiner Meinung nach hätte uns unser kleines Theater genügt, und ein Waisenhaus hätte besser gebaut werden sollen. Aber vielleicht habe ich das nicht klar genug kundgetan, denn gleich am nächsten Tag kamen Geschenke für die Lotterie an, die dem Nationaltheater zugute kam. Jetzt haben wir sowohl ein Nationaltheater als auch ein Waisenhaus; nur ist das Waisenhausgebäude nicht der Stadt Prag angemessen. Das Ehrengeschenk für die französischen Sokol-Turnerinnen war auch meine Idee und sehr erfolgreich; dann gab es Geschenke für Nancy und Lemberg im Jahre 1892. Dr. Podlipný[11] und seine Frau reisten in beide Städte. Das Bild „Libušes Gericht" von Pavlík wurde für die städtische Mädchenschule gekauft; das ist mir auch gelungen. ... Alle, die meine Gedanken Wirklichkeit werden ließen, mögen meinen aufrichtigen, herzlichen Dank annehmen. Allein hätte ich es nie geschafft. ... Ich danke auch allen, die mir beim Sammeln der Stickereien halfen. ... Wenn sie mir nicht die Gegenstände aus den Dörfern zum Ansehen geschickt hätten, hätte ich nie eine solche Sammlung aufbauen können, denn meine Pflichten erlaubten mir nicht, auf dem Land herumzufahren, und als unbekannte Per-

son hätte ich nicht in jede Hütte gehen können. Wo ich die Namen kannte, wurden sie erwähnt. …

Ich habe in meinem Leben viele gute Menschen kennengelernt und denke an alle mit Dankbarkeit. Meinen Dank auch für jedes lehrreiche Wort. Denen, die mir weh taten, verüble ich es nicht. …

Als 1876 die Ausstellung in München stattfand, fuhr ich mit meinem Mann hin. Wir trafen uns dort mit Dr. Šebek[12], der in der Prager Handelskammer tätig war. Im Gespräch fragte er auch, warum mein Mann in den Sammlungen des Tschechischen Industriemuseums nicht auch deutsche Aufschriften einführt. Mein Mann antwortete, daß es eine tschechische Anstalt ist. Dr. Šebek machte noch Einwände, aber mein Mann blieb bei seiner Meinung. … So schlug Dr. Šebek vor, daß die Handelskammer, die zu der Zeit der deutschen Seite zugeneigt war, ein kunsthandwerkliches Museum gründen sollte. Sein Vorschlag wurde angenommen, und so könnte man sagen, daß ein Konkurrenzmuseum entstand. Herr Bondy, der Präsident der Handelskammer, kam, um mit meinem Mann darüber zu sprechen; er machte ihn auch darauf aufmerksam, daß er sich mehr auf industrielle Gegenstände und Arbeitsweisen konzentrieren sollte. …

Als wir *[Náprstková zusammen mit anderen Frauen]* 1877 anfingen, Volksstickereien und Stickereien überhaupt zu sammeln, da sahen Kenner, daß sie schön sind und daß ein ähnliches Sticken in Schulen und tschechischen Haushalten eingeführt werden könnte. Manche Lehrerinnen wollten, daß diese alten, raren Gegenstände Schulen geliehen werden, damit nach ihnen gearbeitet werden kann. Ihnen wurde gesagt, daß kein Museum Ausstellungsstücke verleiht, sondern daß man in das Museum geht und dort abzeichnet, was man braucht. Manche waren damit nicht zufrieden, und darum gründeten sie einen Verein zur Verbreitung der Volksstickereien. Der Verein wandte sich gleich an die Stadt um Unterstützung, damit er alte Stickereien für die Schulen kaufen könnte. … unter vielen anderen Damen wählten sie Frau Marie Riegrová und mich *[in den Vorstand des Vereins]*. Frau Riegrová meinte, daß es besser wäre, ein Werk in tschechischer Sprache herauszugeben, von dem auch die Dorfschulen Muster nehmen könnten. … Der Vorschlag wurde nicht angenommen, denn alle standen auf dem Standpunkt, daß der Stadtrat Geld zum Kaufen *[von Stickereien]* und nicht für

ein Buch gegeben hatte. ... Frau Riegrová hörte auf, in die Versammlungen zu gehen; zu mir sagte sie, daß sie es nicht gern sieht, daß man öffentliche Gelder so vergeudet. Es ist bekannt, daß sie sich um die Schulen mehr als um alles andere kümmerte.

Dr. Koula[13] hatte die gute Idee, eine Ausstellung der Stickereien, die nach diesen Mustern gemacht waren, ins Leben zu rufen. ... Was mich am meisten freute, ist, daß die Ausstellung „weiblicher Arbeit und weiblichen Könnens" gerade am Geburtstag der Frau Mutter, am 24. April 1887, eröffnet wurde und daß es gerade weibliche Arbeiten waren. ... Die Ausstellung dauerte eine Woche, und wir nahmen 220 Gulden ein; eine hübsche Summe. ...

Bei all dem tat mir am meisten weh, daß unserem guten Willen immer mit Rücksichtslosigkeit begegnet wird und daß man uns demütigt, wo man nur kann. Wir kommen jedem entgegen und trachten, der guten Sache zu nützen, aber es werden uns ständig Knüppel zwischen die Beine geworfen.

Wenn ich für alle Sammlungen geeignete Plätze finden kann, dann danke ich unserem guten Geist und gehe an den Ort, den man Ewigkeit nennt. ... Wenn nur mein Vojtěch mir gesund bleibt, so daß wir noch einige Jahre miteinander leben; unsere gemeinsame Zeit verging wie ein schöner Traum. Im Jahre 1860 erfuhr ich, daß er mich lieb hat, jetzt leben wir schon siebzehn Jahre zusammen. Ich weiß nicht, ob glücklich; die Leute sagen, daß wir noch so sind wie nach der Hochzeit. Ich tue, was ich kann, damit er zufrieden und glücklich ist. Ob das auf Gegenseitigkeit beruht, das behalte ich für mich. Ich möchte ihn nicht überleben, und doch möchte ich, daß er alles nach seinen Wünschen und seiner Bequemlichkeit hat. Frau Dobrová sagte zu mir: „Wenn wir einen Diamanten haben, dann brüsten wir uns nicht mit ihm, sondern sehen ihn uns nur an und freuen uns, daß wir ihn haben."

Herr Mašek[14] kam zu uns; wir hatten uns so lange auf ihn gefreut, aber er hat auch nicht mehr das richtige Gefühl für seine Heimat so wie wir. Immer scheint ihm bei uns alles kleinlich; er sieht das große Land vor sich und vergleicht alles mit Amerika. Ich weiß nicht, ob er es hier so weit gebracht hätte. Am betroffensten war ich darüber, daß er herkam, um die Angelegenheiten seines Bruders in Ordnung zu bringen. Aber als er sah, daß damit viel Arbeit verbunden wäre, ließ er alles sein.

Seinen Neffen half er nicht. ... Er hätte für sie retten können, was möglich war. Da gilt wieder das Sprichwort: Mit eigener Kraft, denn sich auf andere verlassen ist wie ein Spatz auf dem Dach.[15]

[Mit den Angestellten] muß man wie mit Butter umgehen. Wie anders war es, als die Frau Mutter noch lebte, da genügte ein Blick. Jetzt klagen sie über zuviel Arbeit. Ich mußte um sechs Uhr früh im Zimmer bei Frau Mutter sein und nach ihren Angaben alles aus der Speisekammer nehmen. Wir alle arbeiteten gern. Jetzt betrachten sie die Arbeit als ihren Feind. Und doch lebt Reich wie Arm von der Arbeit. Wenn wir auch Häuser gekauft und vom Kapital gelebt hätten, dann hätten diese Leute vielleicht auch mehr Respekt vor uns. Wenn sie sehen, daß wir genauso arbeiten wie sie und daß das Ersparte für Sachen ausgegeben wird, von denen ihre Kinder profitieren können, dann verstehen sie das nicht.

Ein Sprichwort sagt: Wo Disziplin ist, da ist Furcht. Mein Mann überläßt mir das ganze Disziplinieren, und eine Frau wie ich hat dann ein schweres Leben bei einem Betrieb, wo Genauigkeit und Ordnung notwendig sind. Mein Leben ist nicht beneidenswert: den ganzen Tag mit den Leuten arbeiten und mich ärgern. Niemand weiß, was ich alles erlitten habe; wie glücklich ist eine Frau, die sich nur um ihren Haushalt kümmern muß! Wie lange dauerte meine Zufriedenheit in der Ehe? ... Im Feber 1875 hatten wir Hochzeit, und im September desselben Jahres bekam ich vier Waisenmädchen ins Haus. Die Älteste war sechzehn, sie war bei Frau Hráčková gewesen, die mir sagen ließ, daß ich auf das Mädchen acht geben soll, da sie Frau Hráčková gegenüber arrogant sei. ... Wie sie sich mir gegenüber benommen hat, weiß nur ich allein. ... Ich sagte, ... ich würde nie wieder jemanden ins Haus nehmen. Was ich alles leiden und hören mußte, werde ich nicht beschreiben. Wenn ich Ordnung haben wollte, hielten sie es für ein Unrecht.

Also meine Zufriedenheit in der Ehe dauerte vom 25. Feber bis zum 15. September 1875. Die Unannehmlichkeiten blieben auch, nachdem die Mädchen weg waren. Den Leuten ist alles zuwenig und zuviel Arbeit. Besonders jetzt, wo dieser Sozialismus überall bohrt. Da macht eine Frau, die mit den Angestellten arbeitet, bittere Erfahrungen. Einem Mann gegenüber traut sich niemand, sich so zu benehmen wie gegenüber einer Frau. Die Ansprüche, die die Arbeiter jetzt stellen, das

hätte man früher gar nicht geglaubt. Jetzt müssen wir jeden Tag neue Launen erwarten, die wir uns selbst nicht leisten können. ...

Heute, den 14. 7. 1892, ist die Versammlung wegen des Husdenkmals vor der Generalversammlung[16], die am 16. Juli stattfinden wird. Hoffentlich geschieht meinem Vojtěch kein Unglück, damit er das als Vorsitzender des Vereins schafft. Wenn mein Mann eine größere Verpflichtung hat, dann fühle ich alles mit ihm und habe um ihn Angst, denn es scheint mir immer, daß er es schwer trägt, wenn er mit sich nicht zufrieden ist. Er hat dann lange nicht wieder seine alte Laune. ... Wenn ich mich daran erinnere, daß er 67 ist, dann fühle ich in meinem Inneren einen Schmerz. Der Gedanke, daß er in die Ewigkeit gehen könnte, macht mich zittern. Ich denke, ich würde es nicht überleben.

Dieser Tage waren wir bei Choděra[17], und während des Abendessens gebe ich meinem Mann immer von meinem Teller auf seinen. Uns gegenüber saß ein Herr, der stand auf und sagte, daß es ihm eine große Freude bereite, wenn sich Eheleute so zueinander verhielten, und daß er hoffe, daß, wenn er einmal heiraten würde, es auch so sein werde. Er stellte sich uns als Arzt aus St. Petersburg vor, der hier im Krankenhaus einen Kurs absolviert. Er bat um Entschuldigung, daß er nicht tschechisch kann und darum deutsch sprechen muß. ...

... manchmal ärgert es mich, wenn er *[ihr Mann]* sich zu Leuten so benimmt, daß sie in ihrer Unwissenheit denken, daß sie etwas Besonderes sind. Sie werden eingebildet, und dann ist es schwer, mit ihnen zu arbeiten. Mein Mann hat nie mit solchen Leuten zu tun gehabt und weiß nicht, wie sie einem das Leben sauer machen. Wenn jeder seine Pflicht tun würde, wäre das Paradies auf Erden und auch in jedem Haushalt. In Industrie, Gewerbe ... und Geschäft gibt es mehr Sorgen als bei Beamten. Die Welt würde merkwürdig aussehen, wenn alle nur Beamte sein wollten. Jetzt will jedes Mädchen Lehrerin werden. Hausarbeit freut sie nicht, das ist genau so wie bei den Männern.

Als ich 1857 in den Betrieb kam, machten wir mit frohem Sinn unsere Arbeit, und es gab viel mehr zu tun als jetzt. ... Oft scheint es mir, daß mein Bemühen, anderen Freude zu machen, mißbraucht wird. Wenn ich mich erinnere, was ich alles machen mußte, als ich als siebzehnjähriges Mädchen in das Haus kam: Jeden Tag bis nach ein Uhr nachts im Lager beim Bier, früh um sieben schon wieder im Geschäft

sein. Am Sonntag wuschen wir die Wäsche. Das war unser Vergnügen, und alles taten wir gern. Aber jetzt: je mehr Bezahlung, um so weniger Arbeit. Ich bekam für ein Vierteljahr 21 Gulden. Jetzt bekommt eine Küchenmagd soviel. Und doch, als ich zum ersten Mal 21 Gulden bekam, dachte ich, daß mir ganz Prag gehört. Ich trank kein Bier ... und es fiel mir gar nicht ein, daß ich benachteiligt war. Ich arbeitete gern und war zufrieden und lustig.

Jetzt bin ich die Frau des Hauses und werde „paní Náprstková" genannt. Wo sind mein heiterer Sinn und meine Zufriedenheit? Die kommen nie wieder, denn ich habe große Verpflichtungen und die Verantwortung für alles, was im Haus passiert. ... Das Schicksal hat mir eine Stellung gegeben, von der ich nie geträumt hätte. Ich bin immer für alles dankbar und habe nur den Wunsch, daß ich in meinem Leben möglichst viel zum Nutzen meiner Nächsten schaffe. ...

Am 12. August waren bei uns ungefähr dreißig Lehrer, Mitschüler von Direktor Kořenský[18]. Sie treffen sich alle fünf Jahre. Auch drei Damen und ein Herr aus Cincinnati in Amerika. Die letzteren waren von der Sammlung „Die Arbeit unserer Mütter" begeistert. ... Prof. Kroupa[19] kam wieder am 1. August von Edinburgh. Nach dem Mittagessen fing er an, mir von seinen Problemen zu erzählen. Er ist ein großer Sonderling und macht sich die Schwierigkeiten selbst. Er sagte, daß er die Stelle in Schottland aufgibt und daß er sein Geld in einer englischen Bank anlegt und davon dann ein jährliches Einkommen bis zu seinem Tod hat. Nach seinem Tod gehört das Geld dann der Bank. Als ich ihn fragte, warum er keine Stiftung gründet, sagte er, daß ihm auch niemand etwas gegeben hätte. Nachdem ich ihm lange zugeredet hatte, meinte er: In Hamburg liegen sechshundert Mark, die Hälfte ist für das Industriemuseum, mit der anderen Hälfte können Sie eine Stiftung gründen. Ich denke, Prof. Kroupa meint, daß jeder seine Mittel ausgeben soll, und die zukünftigen Leute sollen sich selbst anstrengen, wenn sie es gut haben wollen. Damit stimme ich nicht überein, aber es stimmt: Je mehr öffentliche Gelder für das Volk ausgegeben werden, um so mehr verlangt es und um so weniger tut es seine Pflicht, denn gewöhnlich denken die Leute nur an sich.

Ich denke oft an einen Faßbindergesellen, der auf dem Heimweg von der Arbeit in München vor dem Haus ein kleines weinendes

Mädchen sah. Es war von Frauen umgeben, und als er diese fragte, warum es weint, antworteten sie, daß seine Mutter gestorben ist und daß sie nicht wissen, was sie mit dem Kind machen sollen. Da nahm der junge Mann das Mädchen bei der Hand und fragte, ob es mit ihm gehen wolle. Das Kind lächelte und nickte. Also setzte er es auf seine Schultern und trug es nach Hause. Dabei rechnete er, wie er so viel sparen könnte, wie das Kind brauchen würde. Dann sah er, daß er ein weiteres Kind ernähren könnte, ein Waisenkind, das er auch fand. Er erzählte davon seinen Bekannten, und sie alle steuerten etwas bei. ... Als er schon sechs Kinder hatte, brachte er sie zu den Nonnen ins Kloster und sparte sein übriges Geld. Nach einigen Jahren konnte ein Waisenhaus gebaut werden, und das alles konnte ein armer Faßbindergeselle bewirken. Das ist wieder ein Beweis: Je weniger ein Mensch hat, um so verständnisvoller ist er, und je mehr einer hat, ein um so größerer Egoist ist er. Es gibt zwar Ausnahmen, aber die sind so unbedeutend, daß sich die ganze Menschheit schämen sollte. ...

Am 18. August 1892 haben wir uns von Prof. Kroupa verabschiedet. Er sagte, daß wir uns vielleicht nie mehr sehen würden, denn 1893 will er nach Amerika zur Ausstellung fahren. ... Wenn er keine Sehnsucht nach Böhmen hat, soll er sich herumtreiben und in der Fremde sterben. Leute ohne Liebe zur Heimat verdienen unsere Liebe auch nicht. ...

Jetzt beschreibe ich, wie Vojtěch und ich ein Paar wurden. Im Jahre 1856 kam ich am 19. Jänner in das Haus. Im Oktober 1855 war ich sechzehn Jahre alt geworden.

Die alte Frau Náprstková sagte zu meinem Vater, der im Haus Weinbrenner war: „Adolf, mit dieser eurer Tochter würde ich es versuchen, Eure Frau soll sie doch herbringen." Als er es meiner Mutter berichtete, fing diese an zu weinen und sagte: „Was werde ich nur zu Hause ohne Pepa machen, sie ist doch meine rechte Hand." Da sagte ich: „Mutter, weinen Sie nicht, ich passe nicht zu den Haláneks[20], die Frau Mutter schickt mich wieder nach Hause, ich kann nicht verkaufen." Darauf sagte mein Mütterchen: „Liebes Mädchen, dich schickt die Frau Mutter nicht zurück, ich kenne dich, du paßt überall hin." Und meine goldene, gute Mutter hatte recht. Als ich nach einer Woche nach Hause kam, fragte sie mich, wie es mir gefalle. Da begann ich zu weinen und sagte, daß ich nicht weiß, ob ich mich an den Betrieb und den

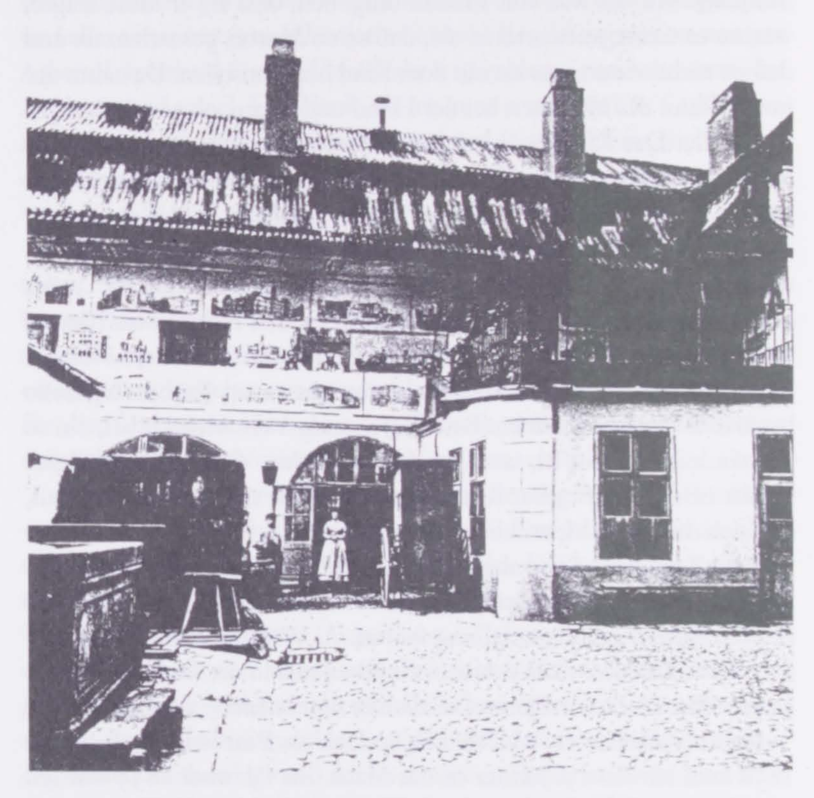


Abb. 9: Das Haus der Náprstks

Lärm gewöhnen kann, daß sich mir alles im Kopf dreht usw. Meine Mutter hörte mir ruhig zu und sagte: „Hör zu, Pepo, du kennst mich. Du gehst zu Frau Mutter und fragst sie, wie zufrieden sie mit dir ist. Wenn sie dich nach Hause schickt, bleibst du nicht einmal über Nacht hier. Dann schicke ich dich in einen Dienst als Kindsmagd. Das wäre was, so ein Haus, so eine Stelle, so ein Essen! Zu Hause nichts als Kartoffeln, und du wagst zu sagen, daß du nicht weißt, ob du dich daran gewöhnen kannst. Ich dachte, daß du vor Freude springen würdest, und du winselst. Als ich diente, hatte ich Hunger, am Abend briet ich mir

Kartoffeln, um satt zu werden. Die ganze Nacht mußte ich Wäsche waschen, und all das für 20 Gulden im Jahr, und du hast 21 Gulden ... für ein Vierteljahr. Als ich meiner Mutter so zuhörte, sah ich ein, daß sie recht hatte. Ich sagte nichts, küßte ihr die Hand und die Wange und ging wieder zu Haláneks.

Einige Jahre später erfuhr ich, daß meine Mutter, nachdem ich weggegangen war, meinen Geschwistern erzählte, was ich alles durchstehen muß, während sie zu Hause wie in Watte gepackt sind. Nach jenem Gespräch mit ihr war ich auch wirklich zufrieden. In dem Haus mit so vielen Leuten war ich nicht auf Rosen gebettet, ... aber ich bemühte mich, mit allen gut auszukommen. ... Nachdem alle Gäste weg waren, schlossen wir immer die Tür ab und brachten die Schlüssel in Frau Mutters Zimmer. ... Die Arbeit machte mir Spaß, ich bemühte mich, meine Pflicht zu tun. Ich war so glücklich, daß ich auf der Pawlatsch[21] tanzte und auf einem Fuß hüpfte wie ein kleines Mädchen. ... Ich hatte ein Kleid für Wochentage und eines für Feiertage. Als ich zum ersten Mal ... mein Gehalt bekam, dachte ich, daß ganz Prag mir gehört. Als erstes gab ich meiner Mutter zwei Gulden und kaufte mir ein Tuch, denn immer wenn ich mit der zweiten Kellnerin spazieren ging, lieh mir meine Mutter ihres. Ich habe es noch immer.

Damals wurde die deutsche Sprache noch für besser gehalten als die tschechische. Wenige Leute sprachen tschechisch, denn sie alle wollten mehr geschätzt werden. Auch zu uns in das Geschäft kamen viele Deutsche, und da die Frau Mutter nicht gut Deutsch konnte, wollte sie, daß ich als die Jüngste es lernte und womöglich deutsche Bücher las. Im Haus war damals als Buchhalter der frühere Lehrer der Herren Söhne, Ferdinand und Vojtěch, ein gebürtiger Deutscher. Er sprach nur tschechisch, wenn er mußte, und alle seine Bekannten waren Deutsche. Sonst war er ein tadelloser Mann, bei jedem Mißverständnis bemühte er sich gleich, Frieden zu stiften, so daß die Frau Mutter nichts davon erfuhr. ... Wir mochten ihn alle gern, und wenn wir uns über etwas beraten wollten, gingen wir zu Herrn Kremer. ...

Am 25. Feber 1858 kam Herr Vojtěch, wie er allgemein genannt wurde, nach zehnjährigem Aufenthalt in Amerika nach Prag. Ich weiß gar nicht, was für Vorbereitungen gemacht wurden, denn die Frau Mutter bereitete alles in aller Stille vor, so daß wir Hausleute davon erst

im letzten Augenblick erfuhren. ... Es war ein Donnerstag, und das Abendessen wurde gerade vorbereitet. Es wurde beschlossen, daß nur der Herr Ferdinand zum Bahnhof fährt. Wir wollten hinauslaufen, wenn der Wagen hielt, aber kaum hatte er angehalten, war Herr Vojtěch mit einem Sprung oben im Zimmer bei Frau Mutter. Keiner von uns hat ihn gesehen; die Mutter war die erste, die das Gesicht ihres Sohnes sah. Aus den umliegenden Gassen kamen die Leute fragen, ob es wahr ist, daß er aus Amerika gekommen ist, wie er aussieht, ob er noch immer weiß oder dort schwarz geworden ist. ... Wir trauten uns nicht zu fragen, und die Zimmermädchen erzählten uns nichts. Sie holten Bier, aber es wurde nicht gesprochen. Es schien uns allen, daß das die Öffentlichkeit nichts angeht. Wie hatten Respekt vor unseren Brotgebern, denn wir wußten von den Sorgen, die so ein Betrieb mit sich bringt; jetzt ist das alles anders.

Am nächsten Morgen war ich im hinteren Lager, als die Frau Mutter den Herrn Vojtěch brachte und ihm zeigte, wie alles eingerichtet ist. Von da an kam Herr Vojtěch anstatt der Frau Mutter ins Lager und schrieb die Rechnungen, die früher Herr Kremer geschrieben hatte. Er paßte auf das Geschäft und die ganze Einrichtung auf. Es schien mir, daß Karolinka, die fünfzehn Jahre im Betrieb gewesen war, darüber überrascht war; ... sie kündigte und fuhr nach Hause. Die Frau Mutter rief mich und sagte, daß ich jetzt an ihre Stelle treten würde, daß ich mit allem vorsichtig und zu allen gerecht sein solle. Am Anfang hatte ich Angst vor der Verantwortung, aber dann habe ich mich so eingearbeitet, daß Frau Mutter oft zu mir sagte: „Pepo, wenn ich aus Ihnen zwei Hälften machen könnte, dann würde ich eine unten lassen und die andere mit mir nach oben oder hinaus auf den Hof nehmen." Oder: „Wo Pepa ist, da muß ich nicht sein." Dieses Lob freute mich so sehr, daß ich mich erst recht bemühte, es allen recht zu machen. ...

Im Jahre 1860 hatten die Prager Typographen ihren ersten Ball; mein Bruder Emil war bei Haase in der Druckerei angestellt. Er redete mir zu, mit ihm zu gehen. Die Frau Mutter sah es nicht gern, aber dann erlaubte sie es mir doch. Ich hatte vor dem Abend Angst, denn ich hatte geträumt, daß ich auf dem Ball weinen würde.

Meine Mutter und mein Vater, meine Schwester Uška, später Šimáčková, mein Bruder Čeda, der Arzt, mein Bruder Emil und ich bereite-

ten uns auf den Ball vor und fuhren hin. Als wir in den Saal kamen – im Konvikt – und ich die Musik hörte, kamen mir – ich weiß nicht, warum – Tränen in die Augen. Als Emil das sah, packte er mich, und schon tanzten wir, und dann einen zweiten und einen dritten Tanz. Danach kam das Ballkomitee und sagte, daß Herr Náprstek auch da ist. Ich antwortete: „Na und?" Da zeigten sie auf die Galerie, und ich sah dort den Herrn Náprstek, der mir zulächelte.

Seit der Zeit sind 33 Jahre vergangen. Mir klopfte das Herz – ich denke an den Augenblick mit heiliger Dankbarkeit. Man hätte kaum bis fünf zählen können, da stand Herr Vojtěch schon neben mir und sagte zu meinem Bruder Emil: „Erlauben Sie?" Mein Bruder trat zurück, und Herr Vojtěch sagte: „Sind Sie hier allein?" Ich antwortete: „Mit meiner Mutter und meinem Vater, und Uška und meine zwei Brüder sind auch da." Er sagte: „So meine ich das nicht, sondern ob jemand hier ist, der ein Recht auf Sie hat." – „Niemand", antwortete ich und wurde ganz rot. Von dem Augenblick an tanzte ich nur noch mit dem Herrn Vojtěch. ... Ich war so selig und glücklich, daß ich bis jetzt die Gefühle spüre, die in mir erwachten.

Als ich nach dem Ball zum ersten Mal nach Hause kam, nahm mich meine liebe Mutter zur Seite und sagte: „Mein Mädchen, gestern beneideten uns alle um die Ehre, die Herr Vojtěch uns erwies, als er mit Dir die ganze Zeit tanzte. Ihr saht gut miteinander aus. Aber was nützt es? Denk nicht an die Liebe eines Herrn. Wie man so sagt: Sie springt über Hasen. Darum, liebes Kind, denk an deine Ehre und daran, was du dir und deiner Familie schuldig bist. Ich habe keine Angst, weil ich dich kenne, aber es ist meine Pflicht als deine Mutter, es dir zu sagen." Sie küßte mich und erwähnte es nie wieder. Nur manchmal erzählte sie, wie gut wir beim Ball gegessen hatten und daß Herr Vojtěch für alles bezahlt hatte.

Man kann sich denken, welches Staunen das beim Ball verursachte. Es war ein Ball, ... bei dem sich alle kannten, und da zeichnet der Herr „u Halánků" ein ganz einfaches Mädchen so aus! Es waren dort noch mehr hübsche Mädchen, aber nur ich wurde so ausgezeichnet. Es schien mir alles wie ein Traum. Früh um sechs gingen wir alle gemeinsam nach Hause. ... Ich habe nie erfahren, ob die Frau Mutter davon wußte. ... Es war im Jahre 1867 an einem Sonntag Abend, zu der Zeit,

zu der Vojtěch der Frau Mutter immer vorlas und ich gewöhnlich kam, um zu fragen, ob die Frau Mutter noch einen Wunsch hat. Da ... nahm mich der Herr Vojtěch bei der Hand, hängte sich in mich ein, kam näher zur Frau Mutter, die auf dem Sofa saß, und sagte: „Frau Mutter, wie würden wir zusammen aussehen?" Die Frau Mutter antwortete darauf: „Gut." Dann sagte Herr Vojtěch: „Also Sie hätten nichts dagegen, wenn ich Pepička heiraten würde?" Darauf sagte die Frau Mutter: „Ich habe nichts dagegen, aber solange ich lebe, will ich allein die Frau im Haus sein." Darauf fragte Vojtěch: „Ist das Ihr letztes Wort?" Dann die Frau Mutter: „Du kennst mich." Ich riß mich von Herrn Vojtěchs Arm los. Ich weiß nicht, worüber Sohn und Mutter noch sprachen. Keiner von ihnen sagte etwas zu mir, und ich fragte auch nicht. Wir lebten weiter wie vorher; ich arbeitete wie gewöhnlich. Nur davon war ich überzeugt, daß Herr Vojtěch und ich uns gern hatten.

So gingen die Jahre vorbei, manchmal in Zufriedenheit und manchmal auch in Unzufriedenheit, wie es so im menschlichen Leben zu sein pflegt. Ich kann nur sagen, daß meine Jugend nicht voller Freuden war. Es hätte besser, aber auch schlechter sein können.

Als meine Mutter im selben Jahr, in dem der Ball stattgefunden hatte, an einer Lungenentzündung erkrankte, nahm sie mich an einem Sonntag, als ich wie gewöhnlich bei ihr zu Hause war, bei der Hand und sagte: „Mein liebes Mädchen", sie pflegte mich so, oder Pepčo zu nennen, „jetzt mußt du mir etwas versprechen." Ich sagte: „Meine teure Mutter, ich erfülle alles, was Sie sich wünschen." Da sprach sie weiter: „Siehst du, Pepčo, mit mir geht es zu Ende, ich fühle es." Auf meine Widerrede sagte sie: „Laß mich nur ausreden, ich habe etwas auf dem Herzen, und es wird mir leichter sein, wenn du das Versprechen erfüllst. Was würde Vater anfangen, wenn ich sterben würde? Darum versprich mir, daß du nach Hause kämest." ... „Ich verspreche es, aber ich weiß, daß Sie gesund werden." Sie schüttelte traurig den Kopf, und ich lenkte das Gespräch auf ein anderes Thema.

Dann starb mein teures Mütterchen am 26. August. Davor sagte sie: „Ich sterbe ruhig, denn ich habe dein Versprechen." Nach einer Weile sagte sie: „Pepčo, ich sage dir etwas." Ich beugte mich zu ihr hinunter, und sie sagte: „Du und ich" – Das waren ihre letzten Worte. Was sie mir sagen wollte, war mir nicht vergönnt zu wissen. ... Noch jetzt über-

lege ich oft, was sie wohl sagen wollte. Ein Traum, den ich damals hatte, wurde mir erst später klar. Ich träumte, daß ich mit meiner Mutter bei einer Feier war. Auf einmal konnte ich sie nicht mehr finden. Ich suchte und weinte. Da erschien Herr Vojtěch und sagte zu mir: „Weinen Sie nicht, ich bin doch da." Da wachte ich auf, und wirklich hielt er sich immer an seine Worte. ...

Gleich nach dem Begräbnis bat ich meinen Vater, der Frau Mutter zu sagen, daß er mich nach Hause nimmt. Er fürchtete sich, es der Frau Mutter zu sagen, denn er wußte, daß sie sich ärgern würde, und so bat er den Herrn Vojtěch, sie darauf vorzubereiten. Dieser sagte aber gleich, daß das nicht möglich ist: „Sie werden leichter mit Ihrem Haushalt fertig, als daß Pepička das Geschäft verläßt. Den Schaden, den Sie davon haben, ersetze ich, aber Pepička muß im Haus bleiben." Mit dieser Antwort war ich nicht zufrieden, denn mein Versprechen war mir heilig. Ich redete ihm *[dem Vater]* zu, selbst die Frau Mutter zu überzeugen, aber er sagte: „Ich kenne die Frau Mutter; sie wird nichts sagen und dich nach Hause gehen lassen. Aber nach einiger Zeit entläßt sie mich auch. Dann werden wir beide zu Hause sein, aber wovon werden wir leben? Ich bin schon alt und finde nicht so leicht eine Arbeit." Ich ging zu meinem Mütterchen auf den Friedhof, klagte ihr mein Leid und bat sie um Verzeihung, daß ich mein Versprechen nicht gehalten hatte. ... Schade, daß sie nicht mehr die geistigen Vergnügungen wie Lesen und Theater erlebte, nach denen sie sich immer gesehnt hatte, aber sie verließ uns mit 47 Jahren. ...

Meine jüngste Schwester heiratete Šimáček, der damals noch unter dem Namen Vojtěch Bělák bekannt war. 1863 fand die Hochzeit statt. Einer der Zeugen war Václav Zelený, der Direktor des Kleinseitener Gymnasiums. Die Hochzeit war sehr einfach; sie begann um sechs Uhr früh in der St. Gilgenskirche. Von dort fuhren sie gleich nach Hause, zogen sich um und kamen zu uns, d. h. zu Vater zum Frühstück. ... Ich kaufte einen Kuchen und kochte Kaffee. Dann ging Uška in ihr Geschäft mit amerikanischen Nähmaschinen in der Perlgasse, Šimáček in die Redaktion, Vater und ich zur Arbeit bei den Haláneks. Als ich an dem Tag zu Frau Mutter kam, fragte sie mich, ob es mir nicht leid tut, daß ich als die Älteste nicht verheiratet bin. ... Sie sagte auch: „Was Ihnen bestimmt ist, das geschieht auch." Und sie hatte recht.

Als ich der Frau Mutter eine Woche, bevor sie starb, beim Ausziehen half, sagte sie: „Pepo, Sie sorgen für mich wie eine Tochter; Gott wird Ihnen alles vergelten." Da sagte ich: „Aber die Frau Mutter kümmert sich auch um uns wie eine Mutter." Am Sonntag war sie noch frisch, und eine Woche später war sie tot. Sie hatte sich bei einer Ausfahrt erkältet, und es gab keine Hilfe mehr.

Unsere Hochzeit, die am 25. 2. 1875 stattfand, war auch einfach; unsere Zeugen waren Herr Svoboda, der Direktor der Schule bei St. Nikolaus, und Doktor Ruda, der Schriftführer des Museums. Unsere Trauung fand um zehn Uhr morgens im Altstädter Rathaus statt. ... Als wir nach Hause kamen, gingen wir gleich ins Geschäft; die Angestellten bekamen ein sogenanntes doppeltes Mittagessen, und wir aßen wie gewöhnlich. Dafür aber bekam jeder von unseren Leuten einen bestimmten Betrag und Bücher zum Andenken. Dadurch angeregt, sammelten sie auch unter sich eine Summe und übergaben sie meinem Mann als Beitrag zum Industriemuseum, anstatt eines Blumenstraußes, denn sie kannten unsere Ansichten. Der Betrag wurde in der Sparkasse angelegt, und sie veranstalteten jedes Jahr vor unserem Hochzeitstag eine ähnliche Sammlung. Nach einiger Zeit waren tausend Gulden beisammen, und die bleiben dort zum Andenken an die musterhafte Belegschaft, die mit uns fühlte und arbeitete. Nur von den Zinsen werden Gegenstände gekauft. ...

Ich könnte Verschiedenes erzählen, woraus hervorgeht, daß ich nicht auf Rosen gebettet war, aber ich will nicht, daß jemand mit mir Mitleid hat, sondern daß meine Erzählungen alle zur Arbeit ermuntern, denn nur durch Arbeit erreichen wir, was wir brauchen. Wenn jeder arbeiten und sich nicht auf fremde Arbeit verlassen würde, dann würde die tschechische Nation anders prosperieren. ... Daß die Arbeit jeden freut, erkennen wir am besten bei Kindern. ... Wie glücklich sind sie, wenn sie Erwachsenen helfen können! Wenn Kinder zur Arbeit erzogen wären, dann hätten sie als Erwachsene keinen solchen Widerwillen dagegen. Ein gutes Sprichwort lautet: Schlechte Beispiele verderben gute Sitten.

In unserer Familie war kein einziger, der die Arbeit nicht liebte. Auch auf dem Land, von wo mein Vater kam, haben wir viele Verwandte, die auch arbeiten und zufrieden leben. Das ganze Wohl der Fa-

milie hängt von der Mutter ab; wenn unsere Mütter ihre Kinder zur Arbeit erziehen würden, dann würden sie gern ihre Pflicht tun, und nicht nur die Familie, sondern die ganze Nation wäre zufrieden. Folgende Regel sollte in jeder Familie herrschen: Du kannst alles verlieren, nur von dem, was du gelernt hast, kannst du und andere profitieren. Das gilt für Arme und noch mehr für Reiche. Dabei kommt mir eine Begebenheit in den Sinn:

Ein Prager Bürger, Besitzer einiger Häuser, Herr Uhlíř, hatte eine einzige Tochter, Katinka, die sehr sorgfältig erzogen war. František Šimáček ... suchte um ihre Hand an. Herr Uhlíř maß ihn vom Scheitel bis zur Sohle und fragte: „Was sind Sie?" Auf die Antwort: „Schriftsteller" sagte er: „Schriftsteller und Bettler, das ist für mich dasselbe. Wenn Sie gesagt hätten: Schuster, und ich habe zwei oder drei Gesellen, würde ich gleich zustimmen, aber einem Schriftsteller gebe ich meine Tochter nicht." Šimáček antwortete darauf nicht, verabschiedete sich und ging. ... Nach einiger Zeit heiratete er meine Schwester Uška, und Katinka heiratete Dr. Skrejšovský. ... Nach einigen Jahren war das ganze Geld weg, und Skrejšovský mietete seiner Frau zwei Zimmer in Smíchov, nahm eine Stelle bei einem Notar auf dem Land an und sagte, daß er sie regelmäßig besuchen würde. Er versprach ihr monatlich fünfzehn Gulden, aber weder das eine noch das andere geschah, und Frau Skrejšovská mußte ein Stück nach dem anderen von ihrer Aussteuer verkaufen, um nicht zu hungern. Sie konnte malen, aber damit konnte sie sich nicht ernähren. Wenn sie für das Leben erzogen worden wäre, hätte sie sich ... ernähren können. Nachdem ihr Hausherr zwei Jahre seine Miete nicht bekommen hatte, kündigte er ihr, und sie war mit ihren Sachen fast auf der Straße. Sie kam zu mir gelaufen und sagte, daß ihre einzige Möglichkeit sei, in den Fluß zu springen. Darauf sagte ich ihr, daß sie ihrem sogenannten Mann diese Freude nicht machen dürfe. Ich schrieb gleich Frau Šolcová, der Gattin des derzeitigen Bürgermeisters. Diese Dame sorgte dafür, daß Frau Skrejšovská eine Wohnung beim heiligen Bartolomäus bekam. Sie zog dort gleich in ein gemütliches kleines Zimmer mit Versorgung, außerdem verschaffte ihr Herr Kopecký ... 52 Gulden jährlich Taschengeld. Ich habe sie dort besucht. ... Wer hätte gedacht, daß ein Bild aus dem Salon ihrer Eltern einmal beim heiligen Bartolomäus hängen würde!

Heute ist der 4. Juli, der amerikanische Befreiungstag, der Todestag meiner Schwester Šimáčková, und dieses Jahr ist es der Tag, an dem die Geschworenen über das Husdenkmal entscheiden. Gestern kamen aus Paris drei Künstler zusammen mit dem Maler Brožík, drei Geschworene ... und Professor Zítek. Als der Architekt Jan Zeyer vorschlug, daß die Franzosen aufgefordert werden sollten, die Modelle für das Denkmal zu beurteilen, dachte keiner, daß diese Herren je ein Honorar von 1600 Franken verlangen würden. Man dachte, daß sie für einen oder zwei Tage kämen, daß man ihnen die Hotelkosten und die Reise bezahlen würde, so wie es bei dem englischen Ingenieur Hawksley, der sein Urteil über das Trinkwasser in Lahovičky abgab, der Fall war. Aber die Franzosen waren nicht solche Gentlemen. Zusammen mit demselben Betrag für Brožík machte das 3200 Gulden!! Bis das tschechische Volk wieder so einen Betrag zusammenspart ...! Und das Schlimmste ist, daß das Geld wieder ins Ausland geschickt wird. Außerdem werden sie *[die Franzosen]* heute ins Theater gebracht, das sind zwei Logen, und morgen wird ein Bankett für sie auf der Sophieninsel veranstaltet, das sind wieder vier Gulden für jeden Franzosen. So kann nur das tschechische Volk handeln, denn wie bekannt ist, haben die Tschechen eine Taubennatur. ...

Am 28. 3. 1893 starb plötzlich mein Bruder, Dr. Čeněk Křížek. Um sechs Uhr früh stand er auf und setzte sich an seinen Schreibtisch. Nach einer Weile sank er auf den Boden und atmete nicht mehr. Hoffentlich verlasse auch ich die Welt auf eine ähnliche Art. ... Er hielt mich immer für eine ideale Frau. Nach seiner Heirat veränderte er sich völlig, obwohl er als Arzt gewissenhaft blieb. ... Es ist ein Rätsel, wie sich die Menschen ändern.

Heute, den 4. 12., habe ich nach Dresden geschrieben und mich nach den Bedingungen erkundigt, unter denen Leichname verbrannt werden; ich möchte, daß im Falle unseres Todes alles vorbereitet ist.[22]

Es wird angenommen, daß Fehler und gute Eigenschaften erblich sind. Bei uns trifft das zu. Die Mutter meiner Mutter war eine besondere Frau. Als Tochter eines wohlhabenden Graupenmüllers erbte sie alles von ihren Eltern, denn sie war ihre einzige Tochter. Ihr Bruder studierte Theologie und wurde Pfarrer in Picín bei Příbram; wir nannten ihn Onkel Samek. Meine Großmutter war nicht sparsam, und so

geschah es, daß ihre ganze Erbschaft bald ausgegeben war. Mein Großvater ist in Grätz geboren, vielleicht in der Steiermark. Er war ein Deutscher und sprach sehr schlecht tschechisch. Er diente als Kutscher beim Grafen Buquoy auf der Kleinseite, später wurde er Kutscher bei Václav Novotný, dem die Sophieninsel gehörte. Unser Großvater war ein sehr gutmütiger Mensch, das ganze Gehalt und alles Trinkgeld gab er der Großmutter. ... Sie hatten drei Kinder: Kateřina, Antonín und Marie. Sie wurden eigentlich zu keiner Arbeit angehalten und trödelten sorglos zu Hause herum. Als Antonín das sah, bat er die Frau, bei der er Stunden gab, seine Schwester Kateřina in den Dienst zu nehmen. ... Kačenka trat in ihren Dienst ein. Marie wollte nicht dienen, aber Kačenka brachte es so weit, daß sie bei Herrn Erben, einem Beamten beim Landesausschuß, Köchin wurde. Dort lernte sie meinen Vater kennen, und 1837 heirateten sie. Onkel Antonín ... traute sie in seiner ersten Pfarrstelle. Meine Eltern lebten in glücklicher Ehe; wir waren sechs Kinder. Pepíček starb mit sechs Monaten, und seit der Zeit war unsere Mutter immer leidend.

Mein Bruder Čeda sollte Priester werden, aber als meine Mutter es ihrem Bruder mitteilte, schrieb er: „Kati, alles kann dein Sohn werden, nur kein Pfaffe."[23] ... Und war selbst ein Priester.

Meine Großmutter war sehr böse und konnte mit niemandem auskommen. Als die Leute erfuhren, daß mein Vater ihre Tochter heiraten wollte, warnten sie ihn, aber mein Vater antwortete: „Ich heirate nicht die Mutter, sondern die Tochter."

Er hatte recht, meine Mutter war eine musterhafte Frau, arbeitsam, jedermann gefällig. Bei Tag arbeitete sie und diente Fremden, und erst bei Nacht machte sie ihren Haushalt. Sie war Hausmeisterin im Haus Bethlehemgasse 264, wo 26 Mieter lebten. Alle vergötterten meine Mutter, für alle hatte sie Rat und Trost, dabei war sie immer lustig und zu Späßen aufgelegt. Solange sie gesund war, veranstaltete sie jedes Jahr im Haus einen Ball ... in der Wagenremise des Hausherrn. ... Sie nahm sich eine Frau, die den Raum weißen half, hängte gemeinsam mit den Nachbarinnen Papierketten und grüne Zweige auf ... buk Krapfen, kochte Kaffee und lud alle Bürger und Bürgerinnen von der Bethlehem- und der Konviktgasse ein. Um fünf Uhr fingen alle Kinder an zu tanzen. Um acht bekamen die Kinder einen Krapfen und ein Töpfchen

Kaffee und gingen nach Hause. ... Dann tanzten alle, Verheiratete und Ledige, wie eine Familie. Um zehn gab es Würstchen und Bier und um drei Kaffee und Krapfen. Um fünf gingen alle nach Hause, um ihren Pflichten nachzugehen. Um zehn war alles wieder in Ordnung. ... Jeder bezahlte gern eine Kleinigkeit für die Musik und das Aufräumen; für alles waren die Preise nachbarlich. Mutter freute sich ... und Vater wunderte sich, daß sie ... das alles freiwillig machte.

Im Jahre 1856 mietete das Militäramt das ganze Haus, und alle mußten umziehen . ... Meine Eltern mieteten eine Wohnung in derselben Gasse, aber meine Mutter freute sich nicht über die Ruhe, die sie jetzt hatte.

... Nachdem meine gute Mutter gestorben war, dachte ich, daß ich nicht ohne sie leben könnte, aber die Zeit und die Arbeit halfen, meine Trauer zu heilen. ...

Herr Šindler[24] sagte mir einmal im Gespräch, daß Frau Barbara Serafinová *[die Schwester der „Frau Mutter"]* andere Ansichten hatte als die Frau Mutter. Sie war dagegen, daß die Frau Mutter so viel verschenkte, und meinte, daß die Frau Mutter die Leute zu Faulpelzen machte. „Sie kommen und winseln, und du gibst ihnen gleich. Wirkliche Arme leiden eben." Diese Äußerungen freuten mich, denn ich teilte ihre Ansichten. ... Wer gern arbeitet, dem geht es nie schlecht. Unsere Frau Mutter war sehr streng, auch ihren Kindern gegenüber, aber sie war auch zu gut zu Leuten, die jammern und sich verstellen konnten. Trotzdem hatte sie doch außerordentliche Eigenschaften und war mir eine zweite Mutter. Wenn sie nur jetzt sehen könnte, was im Haus „u Halánků" entstanden ist! In Gedanken sehe ich ihr lächelndes Gesicht, wie sie uns beide bei der Hand nahm und flüsterte: „Möge Gott euch stärken." Wie oft, wenn sie in der Bibliothek die Bücher sah, faltete sie die Hände und sagte: „Mein Gott, das ist viel Geld." Zu ihrer Zeit kannte man noch nicht den Wert der Bücher und hielt das für überflüssige Ausgaben. Obwohl sie aus der alten Zeit stammte, sagte sie doch, daß es zum Guten dienen möge. Als mein Mann 1863 in London weilte, machte sie ihm in der Bibliothek selbst Ordnung. Alle Bücher wurden unter ihrer Aufsicht abgestaubt, und sie ließ auch den Ofen modernisieren, damit Vojtíšek es warm hatte. ... Sie hatte hauptsächlich Angst, daß Vojtěch den von ihr geerbten Besitz für Bücher ausgeben würde. ... Sonst war ihr das Geld

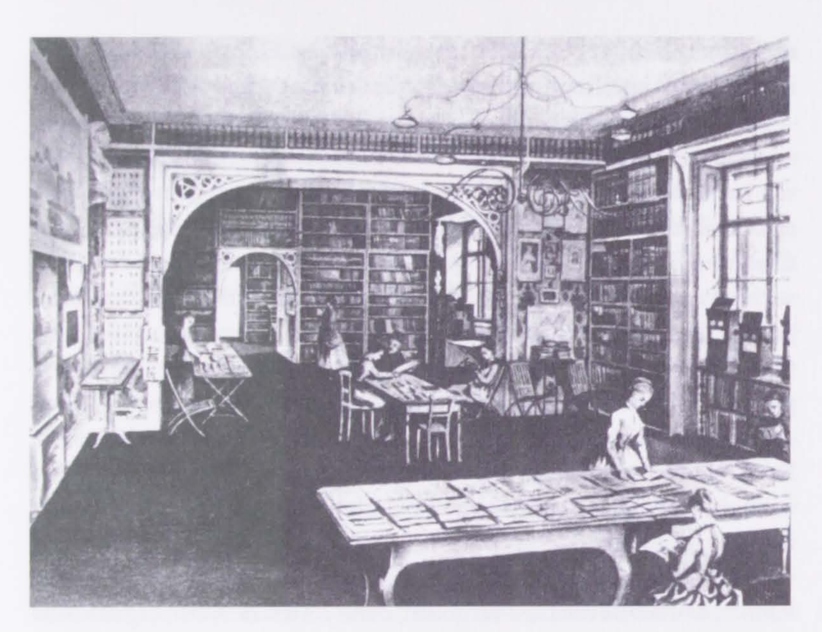


Abb. 10: Die Bibliothek und das Lesezimmer im Haus der Náprsteks

kein Götze. Sie gab nichts unnütz aus, und sie sparte nicht unnütz. … Damals hatten wir im Hinblick auf die bescheidenen Anfänge keine Ahnung, was man alles realisieren könnte. 1873, nachdem Vojtěch alles nach dem Testament der Frau Mutter ausgezahlt hatte, blieben in der Sparkasse nur noch 9000 Gulden. Was dazukam, mußte gespart werden. Und wie ich sparte, da ich Vojtěchs Aufgabe kannte! … So war es möglich, daß wir 1885 anfangen konnten zu bauen. Wenn ich zu den Sammlungen komme, sage ich mir immer dankbar: „Durch ein Wunder wurde alles gesammelt. Ein guter Geist stärkte und half uns und schickte uns gute Leute, die uns mit Liebe halfen, denn Arbeit aus Liebe ist ergiebiger, als wo Arbeit Pflicht ist."

Möge der gute Geist, der uns alles zu verwirklichen half, auch in Zukunft über unseren Sammlungen und der ganzen Umgebung wachen und uns vor Unglück schützen, denn was mit Liebe gesammelt und gespart wurde, möge für das Wohl des tschechischen Volkes erhalten bleiben, damit die nächste Generation und unsere Heimat daraus Nutzen

und Ruhm ziehen. Jedes Stückchen ist mir ans Herz gewachsen, denn ich weiß, mit welcher Ausdauer das alles zusammengestellt wurde.

Heute, den 14. März 1894, kam um sechs Uhr früh Prof. Kořenský von seiner Reise um die Welt zurück, die er am 21. Mai 1893 angetreten hatte. Mögen meinem Mann noch einige gesunde Jahre vergönnt sein, damit er sich über Prof. Kořenskýs Erfahrungen in Japan und China ... freuen kann. Hatte doch mein Mann von Jugend an Sehnsucht, diese Länder kennenzulernen. Nach Prof. Kořenskýs Erzählungen ist Japan voller Weltwunder. ... Ich bin sehr dankbar, daß er uns fast alles überlassen hat, was er aus Japan mitgebracht hat. Wenn wir gewußt hätten, wie er kaufen würde, hätten wir dafür gut 5000 Gulden opfern können. Also werden wir nach unseren Möglichkeiten bestellen. Prof. Kořenský sagte mir: „Ich habe überall an Sie gedacht. Wenn Sie wüßten, was für schöne Sachen man in Japan für einen Pappenstil bekommen kann!"

Wenn ich das alles sehen würde und es nicht nach Prag mitbringen könnte, würde ich vor Leid vergehen, denn als ich in Nürnberg sah, was für reiche Sammlungen sie dort haben, fing ich an, grau zu werden. Woanders kümmert sich die Regierung darum, daß das Land Museen hat, nur in Böhmen müssen wir uns alles selbst besorgen. Wir schicken Millionen an Steuern nach Wien, und dafür verhängt der Herr Statthalter den Ausnahmezustand über uns, wenn wir unsere Rechte verlangen. Es ist jetzt alles verwirrend, und für die Jungtschechen ist es schwer zu arbeiten, wenn nicht nur die deutschen, sondern auch die tschechischen Blätter sie angreifen, anstatt daß sich die Alttschechen freuen, wie radikal sie sich benehmen. ... Die Ungarn haben sich mehr erlaubt, und doch wird ihnen mehr verziehen, und sie zahlen keine so hohen Steuern wie wir. ... Wie wird es nur alles enden?

[Pepička erwähnt öfters ihren Schwager Šimáček], ... der so viel für sein Volk getan hat. Mit seinem „Posel z Prahy" *[Der Prager Bote]* hat er das tschechische Volk lesen gelehrt. Er gründete Sparkassen und andere Vereine, die dem nationalen Bemühen von Vorteil waren. ... Er war ein zweiter Havlíček[25], nur war er der Meinung, daß jeder es ... mit seiner Arbeit zu einem Vermögen bringen solle, denn Arme können ihrem Volk nicht helfen. Und wo es keine arme Unterschicht gibt, dort muß nicht für Mitbürger gebettelt und gesammelt werden, so wie jetzt. ...

Jetzt denken alle, die Kinder haben, daß sich andere um sie kümmern sollen. Zu Weihnachten werden in Prag viele Tausende *[Gulden]* verschenkt, und es gibt immer mehr Arme. Unsere Eltern hätten sich geschämt, wenn uns ein Verein gekleidet hätte. Unsere Eltern führten uns zur Arbeit, nicht zur Bettelei.

Heute, den 17. 4. 1894, feierte mein Mann seinen 69. Geburtstag. Hoffentlich freuen wir uns noch lange zusammen unserer Gesundheit. ... Es nähert sich die Zeit, da wir uns verabschieden müssen. ... wir taten, was wir konnten, aber vieles blieb nur Wunsch. Heute, als wir auf dem Weg zum Friedhof am Pštrossgarten und am Kanárgarten *[eigentlich Kanalgarten]* vorbeifuhren, sagte ich: „Schade, daß das Grundstück nicht uns gehört; da würden wir alles der Prager Gemeinde geben, unter der Bedingung, daß darauf nicht gebaut werden darf, sondern daß es als Prager städtische Gärten erhalten werden muß. ... Zdekauer[26] könnte es auch machen, und seine Familie könnte trotzdem leben; aber manche Leute haben ... nur ein Gefühl für ihre Familie. Ich kenne viele Leute, von denen zum Schluß auch die Familie nichts hatte; wenn die Familienmitglieder nicht mehr arbeiten können und sparen, sind sie bald mit ihrem Vermögen am Ende.

Heute, den 24. 4., trafen sich bei uns Prof. J. Durdík, Prof. Prokop Vavřínek[27], Dr. Kovář[28] und Fräulein Machová. Es wurde von Prof. Kurzs Vorschlag im Reichsrat gesprochen, daß an den Schulen anstatt Latein und Griechisch moderne Sprachen gepflegt werden sollen. Herr Prof. Durdík war dagegen, denn durch das Lateinische und das Griechische wird das Deutsche begrenzt. ... Mit dieser Ansicht stimmte keiner von uns überein; in Holland kann als zweite Sprache Französisch gelehrt werden und als dritte Englisch und dann erst Deutsch, obwohl es an Deutschland grenzt . ... Fräulein Machová fing an, über die Frauenfrage zu sprechen; ich stimme mit ihr nicht überein, denn wenn ... eine Frau nur ein bißchen gescheit ist, kann sie es in jedem Beruf weiter bringen als ein Mann. Nur darf sie nicht denken, daß für sie als Frau alles bequem gemacht werden muß. Meiner Ansicht nach soll der Mann immer der erste sein, sowohl in der Familie als auch im Leben der Nation. Der Mann soll mit dem Kopf regieren und die Frau mit dem Herzen. Das Gefühl der Frau ist segensreich, wenn es zu einem guten Zweck verwendet wird. Ich würde immer einen strengen Mann

vorziehen. ... Ich würde mich nie dafür einsetzen, daß Frauen genauso in Ämtern vertreten sind wie Männer. Eine gut erzogene Frau wird in jedem Beruf respektiert. Sie muß kein Jurist oder anderer Beamter sein. Aber Ärztinnen sollen sie sein. Man könnte viele Krankheiten und Operationen vermeiden, wenn es bei uns Ärztinnen geben würde, so wie in der Schweiz oder in Rußland, denn eine Frau vertraut immer nur einer Frau, der kann sie alles ehrlich sagen und muß sich nicht schämen.

Ich habe über diese Frage an Prof. Albert geschrieben, der diese Frage entscheiden sollte, und bat ihn inständig, sich für das Wohl der Menschheit und besonders der Frauen so zu entscheiden. Den Brief habe ich 1893 geschrieben, aber bis jetzt keine Antwort bekommen. ...

Außerdem habe ich auch Herrn Dr. Eiselt geschrieben, ... daß es vorteilhaft wäre, wenn man an Mädchenschulen im letzten Jahr außer Gesundheitskunde auch Körperlehre unterrichten würde, denn Mädchen wissen nicht, was sie für das Leben wissen müßten. Sie heiraten, bekommen Kinder und wissen nicht, aus was für Kleinigkeiten bei Mann und Kindern Krankheiten entstehen. Oder sie werden Erzieherinnen, und es werden ihnen Kinder anvertraut. ... Ich habe wegen der Körperkunde auch *[einige andere prominente Persönlichkeiten]* kontaktiert, aber bis jetzt umsonst. Wann wird sich hier etwas verändern?

Anmerkungen

1 Siehe: Eine kleine Lektion in Onomastik.
2 Zitiert in Stanislav Kodym: Dům u Halánků (Das Halánek-Haus), Prag 1959
3 Der Name Náprstek war in amtlichen Dokumenten ins Deutsche übersetzt worden. Vojtěch ließ den Namen ins Tschechische zurückübersetzen, aber seine Mutter und sein Bruder behielten die deutsche Form.
4 Vojtěch Náprsteks Mutter.
5 Das Haus hatte nach früheren Besitzern den Namen „bei Haláneks".
6 Frau Riegrová, die Frau des damals profiliertesten tschechischen Politikers, war auf verschiedenen philanthropischen Gebieten unermüdlich tätig. Auf dem Vyšehrad liegt der Friedhof, wo berühmte Tschechen begraben sind.
7 Pepičkas Schwager, ein patriotischer Journalist.
8 Mitte der achtziger Jahre wurden die anthropologischen und technologi-

schen Sammlungen der Náprsteks in einem neuen, großen Gebäude untergebracht.

9 Die Náprsteks waren fortschrittliche Alttschechen.
10 Es handelte sich um alkoholische Getränke.
11 Ein politisch aktiver Bürger.
12 klassischer Philologe.
13 Jan K., ein Architekt, Maler und Schriftsteller.
14 Ein Bekannter der Náprsteks, der nach Amerika ausgewandert war. Viele Auslandstschechen besuchten sie, wenn sie nach Prag kamen.
15 Ähnlich war es mit den Versprechen, die Mašek den Náprsteks machte.
16 Des Husvereins, gegründet 1891. Vojtěch Náprstek war Vorsitzender.
17 Ein Gasthaus.
18 Dr. Josef K., tschechischer Schriftsteller und Weltreisender.
19 Bohuslav K., tschechischer Maler, Illustrator und Weltreisender.
20 Die Náprsteks wurden manchmal nach früheren Besitzern ihres Hauses so genannt.
21 Galerie auf jeder Etage an der Innenhofseite vieler Prager Häuser.
22 Damals fanden in Böhmen noch keine Kremationen statt.
23 Der Bruder schrieb das auf deutsch.
24 Jaroslav Šindler, mit Pseudonym Harkovský, Liederkomponist.
25 Ein Nationalheld und Journalist Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.
26 Eine prominente, damals schon getaufte, jüdische Familie.
27 Prof. Prokop Vavřínek, Journalist und Schriftsteller.
28 Emanuel Kovář, Sprachwissenschaftler und Ethnologe.

Ossip Schubin
(1854–1930)

Ossip Schubin, eigentlich Aloisia [Lula] Kirschner, ist eine der sehr wenigen Prager deutschen Frauen, über die wir genug wissen, um sie in dieses Buch aufzunehmen. Wie zu erwarten, waren unter ihren Vorfahren auch Tschechen, Italiener und Juden. Was wir von ihrem Selbstverständnis wissen, von den Umständen ihrer Kindheit und Jugend und ihrem späteren Lebensstil, stimmt mit dem Profil vieler Prager Deutschen überein. In einer weiteren Perspektive gesehen, erinnert ihre häufige Beschäftigung mit Tod und Verwesung an die österreichische Literatur, der sie aus Claudio Magris' Sicht ja auch zuzuordnen ist.[1]

Die Texte in diesem Kapitel informieren hauptsächlich über Schubins Kindheit und Jugend. Wir wissen, daß sie Sängerin werden wollte und daß ihre Stimme angeblich durch einen Fehler, den man bei ihrer Ausbildung machte, ruiniert wurde, so daß sie diese Hoffnung aufgeben mußte. Ihre frühesten Geschichten, von denen man wegen ihres Pseudonyms, das aus einem Roman von Turgenjew stammte, glaubte, daß sie von einem Mann geschrieben waren, wurden sehr gelobt. Aber ihr Ruf verfestigte sich bald als der einer Autorin sentimentaler Liebesgeschichten, die oft von Adeligen aus verschiedenen Ländern handelten und nur manchmal von tschechischen Dorfbewohnern.

Ossip Schubin bedauerte das allmähliche Verschwinden der glänzenden Welt des Adels, und obwohl sie sich selbst ihren Lebensunterhalt verdienen mußte, war sie gegen höhere Bildung für Mädchen. Nur Französisch, Englisch und Klavierspielen sollten sie lernen.

Sie schrieb viel, über fünfzig Romane, von denen viele mehrere Bände umfassen. Zusammen mit ihrer Schwester Marie, einer Malerin, lebte Schubin viel im Ausland – in Paris, Brüssel usw. Aber manchmal mieteten sie auch Schlösser in Böhmen. Schubin kränkte sich über die viel größere Anerkennung, die ihrer Zeitgenossin Marie Ebner von Eschenbach zuteil wurde. In ihren letzten Jahren lebte sie in Prag. Obwohl die Tschechen in ihren Romanen zur Bedienstetenklasse gehören, verehrt sie den Präsidenten Masaryk und Karel Čapek. Vielleicht widmete sie der schlechten Behandlung Bedřich Smetanas durch ihre Verwandten in

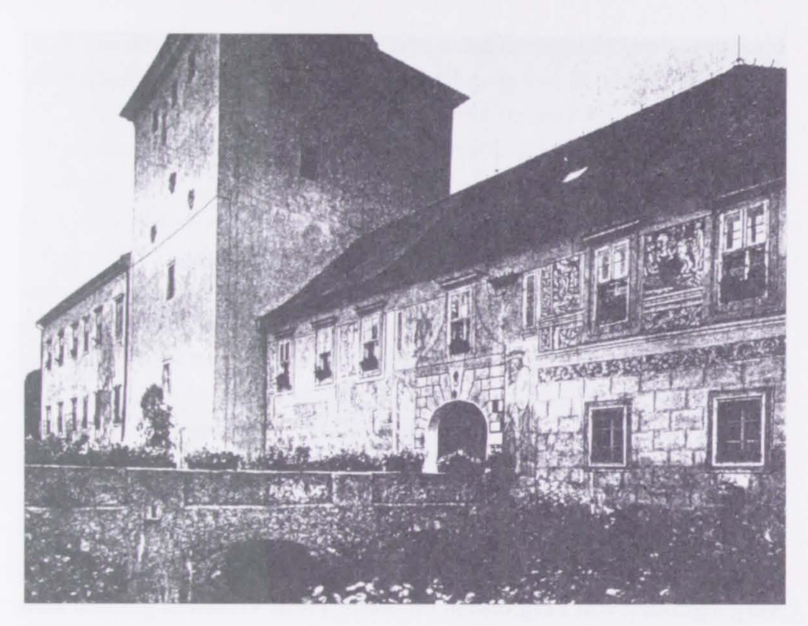


Abb. 11: Das Geburtshaus von Ossip Schubin

ihren Erinnerungen so viel Aufmerksamkeit, um etwas Wiedergutmachung zu leisten. Hier folgt Schubins gekürzte Geschichte ihrer Kindheit:[2]

Geboren wurde ich am 17. Juni anno Domini 1854. Meine Mutter pflegte zu behaupten, daß ihr mein Einzug in die Welt gar keine Mühe gemacht habe; ich sei so von einem Augenblick zum anderen ... ins Leben hineingesprungen, ... fast ehe sie dessen gewahr wurde, im vollen Mittagssonnenschein eines schönen Sommertages, ... zwischen zwei Gewittern: Ich mag von beidem, vom Sonnenschein wie von der Gewitterluft, etwas abbekommen haben.

Da ich die zweite Tochter des Hauses war, löste mein Erscheinen keinerlei Enthusiasmus aus. Ein Paar ungewöhnlich schöne blaue Augen mit schwarzen Wimpern und das später leider uneingelöst gebliebene Versprechen körperlicher Anmut versöhnten ... meine Familie mit meinem Dasein. Ich verbrachte diese Jahre in dem Hause meines Großvaters mütterlicherseits, das zwar mordshäßlich war, ein großer,

blaurosa angestrichener Kasten mit ... Stuckschnörkeln um die Fenster: äußerster Ausläufer einer langen Häuserreihe und tatsächlich fünfeckig, hatte es eine vierseitige Front.

Die eine Front blickte über einen uneben gepflasterten ... Platz auf ein düsteres Gebäude mit einer kleinen Statue in dem altmodisch geschweiften Giebel, ein ehemaliges Kloster, in dem später eine Zeitungsredaktion eingerichtet worden war. Links scharf abbiegend, guckte die zweite Front in die alte Postgasse hinein, wo ... der kleine Mittelstand seine Dürftigkeit versteckte, während im Erdgeschoß das Volk sein Elend mit fast zynischer Unbefangenheit preisgab. Rechts vom Annaplatz ... starrte man aus dem Hause meines Großvaters ... geradewegs in die Fenster eines alten, sehr vornehmen Adelspalastes, dann, scharf um die Ecke biegend, kam die Hauptfront. Die blickte weit hinaus, über den Franzenskai hinüber über die breite, inselgeschmückte, feierlich hinrauschende Moldau auf den Hügel, wo ... der Hradschin zwischen ... Kirchen und Palästen thront, in die historische Vergangenheit von Prag und in die weite Welt. Vielleicht genießt kein zweites Haus meiner alten Vaterstadt eine schönere Aussicht ... Da keiner seiner Erben eine Vorliebe dafür an den Tag legte, ist das Haus nach seinem Tode verkauft worden. ... Ich denke, daß ich durch mein Geburtshaus unwillkürlich beeinflußt worden bin. Ich habe mein Lebtag die Welt von vier verschiedenen Fronten angesehen.

Meine Mutter? Alle, die sie in ihren späteren Lebensjahren kennengelernt haben, ... behaupten, sie habe nicht nur zu den geistvollsten, sondern auch zu den anziehendsten alten Damen gehört. Doch hat sie viele Jahre dazu gebraucht, das Stadium der Vollkommenheit zu erreichen.

In ihrer Jugend soll sie entzückend gewesen sein, in mittleren Jahren war sie sehr erregbar ..., ungerecht und übertrieben in ihrer Güte wie in ihrem Zorn und leider ebenso unvernünftig wie geistvoll. Und doch verdanken wir es nur ihrer glorreichen ... Unvernunft, daß wir uns aus dem kläglichsten Alltag, in den uns das Schicksal hineinzuzwängen schien, in eine wirklich interessante Existenz hinaufarbeiten konnten. Meine erste Erinnerung an sie ist die an eine blasse junge Frau mit langen romantischen Wellenscheiteln und wundervoll leuchtenden dunklen Augen. ...



Abb. 12: Die Stiegen zur Burg

Mein Vater? Der denkbar schärfste Gegensatz zu meiner fürchterlich gescheiten ..., von übertriebenem Betätigungseifer verfolgten Mutter. Sein Vater war Oberamtmann, geborener Karlsbader, seine Mutter ein Fräulein Mikšovská, Urslawin. Mein Vater ist ihr nachgeraten und hat wie übrigens auch meine Mutter bei streng loyaler Gesinnung bis an sein Lebensende zu den Slawen gehalten, obzwar er deutsch war und zum großen Teil in Wien studiert hatte.

Im Gegensatz zu meinem Großvater Kirschner, der, ein braver, vernünftiger, aber sehr schwerfälliger Mensch, die Verkörperung des unbiegsamen, eigensinnigen, beschränkten und rechtschaffenen Deutschböhmen darstellte, war mein Vater von übertriebener slawischer Weichheit; der Anstrengung fähig, aber zur Gleichgültigkeit geneigt, dabei von sehr einnehmendem Äußeren, mittelgroß, mit schlichtem schwarzem Haar und blauen Augen in einem länglichen regelmäßigen Gesicht; nur die schmale Nase war leicht aufgestülpt.

Trotz seiner schönen Erscheinung machte er neben meiner sehr bedeutenden Mutter einen minderwertigen Eindruck.

Nach längerem Hin- und Herzögern entschloß er sich zur Landwirtschaft. Damals verließen wir unsere hübsche Wohnung mit der romantischen Aussicht auf den Hradschin und zogen auf den Smichow, eine Vorstadt von Prag, die damals noch kaum existierte, da der größte Teil des Komplexes, auf dem sich jetzt mächtige und häßliche Häuserkolosse erheben, aus Feldern bestehend, ein ... Gut war, das meinem Urgroßvater gehörte. Mein Vater hatte das Gut pachtweise übernommen. ...

Wir zogen in das sogenannte Herrenhaus; nach heutigen Begriffen genügte es kaum für eine Verwalterwohnung, aber damals war man anspruchslos. Von der Übersiedlung weiß ich nicht mehr viel; ... nur daß meine Mutter sich fürchterlich ... abrackerte und mein Vater, mit hilflosem Anstand herumstehend, ... die müßigen Hände in den Taschen, die Augen voll Begeisterungstränen, immer wieder versicherte: „Anna, Anna, dich sollte man kanonisieren lassen!"

Den nächsten Tag hörte ich im Halbschlaf einen ... summend-singenden Laut ... als ob Bienenschwärme um Frühlingsbäume schwirrten. ... Ich fragte unsere alte Kinderfrau, ... was denn das liebliche Schwirren bedeutete. ... Sie antwortete, das sei die Stimme des lieben Gottes, die zu den Menschen spräche, weil es Sonntag sei.

Warum sie sich dieser sentimentalen Ausdrucksweise bediente, um das Glockengetön zu erklären, weiß ich nicht; vielleicht einfach, weil sie eine Slawin war, der das Märchen eben noch im Blut steckte, wie den Mitgliedern aller noch nicht durch zuviel Wissenschaft ernüchterten Völker. ...

Über dem in voller Blüte prangenden Obstgarten ... stand der Wyschehrad mit seinen ragenden Kirchen und einsamen Gärten. Heute sind sie alle verbaut. ... Noch genau erinnere ich mich des golddurchwobenen ... Farbenakkordes, der über dem von der Romantik alter Heldenlegenden umsponnenen Hügel lag. ... Noch heute, wo ich schon längst eine alte Frau mit einer von der Prosa des Lebens braun und blau geschlagenen Seele bin, kann ich mich des Gefühls nicht entschlagen, daß der Sonntag ein Ausnahmetag ist. ... An unsern alten Garten ... schloß sich ein anderer ..., der von dem unsern durch eine

Mauer getrennt war. Meine Phantasie hat sich stets viel mit den geheimnisvollen Dingen beschäftigt, die hinter Mauern vorgehen. ...

Immer dringender wurde mein Wunsch, über die Mauer zu sehen. Das Sterben schreckte mich nicht. Nach dem Tode kam man ja ins Paradies. ... Eigentlich freute ich mich schon darauf, im Paradies spazierenzugehen, an der Hand der Mutter Gottes ... und so stand's bald bei mir felsenfest, einen Blick über die Mauer zu wagen.

Der Entschluß war leicht, die Ausführung schwer, denn ... die Mauer ... war doch mindestens zweimal so hoch wie ich; im übrigen ließ mich die Kinderfrau fast nie aus den Augen. Sie trug mir auf, mich nicht zu rühren, und wähnte mich geborgen, da der Garten, rings umfriedet, kein Wasser enthielt, in dem ich hätte ertrinken können, und im übrigen nur durch den Wirtschaftshof zu verlassen war.

... Ich hatte einen alten Birnbaum bemerkt, dessen Äste über unsere Mauer in den fremden Garten hineinragten. Hurtig ... kletterte ich hinauf, doch ehe ich den gewünschten Augenblick erreicht, brach der Ast unter mir, und ich hätte mir vielleicht den Hals ... gebrochen, wenn ich nicht auf einen Kehrichthaufen gefallen wäre.

Als ich den ersten Schrecken überwunden hatte, sah ich mich um. Ich erblickte einen Obstgarten – genau wie den unseren, nur unendlich zerzauster und verwahrloster. Menschen waren nicht zu sehen, nur ein häßlicher, schwarzer Hund an einer sehr langen Kette. Er hatte gelbe Pfoten und Augenbrauen, und seine Aufgabe bestand offenbar darin, ein paar Kirschbäume zu bewachen. Als ich in den Garten hineinplumpste, fing er an zu bellen wie verrückt und lief bald nach der, bald nach jener Seite, als ob's ihm ... darum zu tun sei, mich beim Kleiderzipfel zu packen. Ich aber saß außerhalb des Bereichs seiner Gewalttätigkeiten regungslos da. Plötzlich fing ich an, krampfhaft zu schluchzen, nicht weil ich mir die Knie zerschunden hatte oder weil ich mich ... fürchtete; nein, ... ich schluchzte, weil ich ... anstatt des erwarteten Märchens den allerhäßlichsten Alltag gefunden hatte.

Natürlich starb ich nicht an meiner Unfolgsamkeit. Anstatt der Muttergottes, die mich im Paradies spazierenführen sollte, kam ein zerlumptes Weib[3] nachschauen, was die Aufregung des Wachhundes bedeute. Als sie eben ein paar Fragen an mich richtete, wie ich über die Mauer gekommen sei, hörten wir das große Lamento der zurückge-

kehrten Kinderfrau, die mich vergeblich suchte. Das Weib … hob mich über die Mauer und lieferte mich ihr ab. Ich wurde fürchterlich ausgezankt. …

Ich glaube, daß die meisten Kinder in den ersten Entwicklungsstadien ihres Bewußtseins … sich vor dem Leben fürchten, aber gewiß waren diese Angsterscheinungen bei mir ungewöhnlich stark; ich hatte von meinem dritten bis zu meinem sechsten Jahr beständig das Gefühl, von allerhand furchtbaren Geheimnissen umdroht zu sein.

Leider sah man aus unserer Kinderstube nicht nur auf den von mir schon erwähnten Wyschehrad hinaus. Wenn man den Kopf nur ein wenig nach links drehte, erblickte man über einer hohen Mauer, die sich zwischen unserem Wohnhaus und dem Kuhstall hinzog und an der kleine hölzerne Hühner- und Schweineställe angebracht waren, ein hohes finsteres Gebäude. Es war lehmgelb und der Mörtel an seinen Wänden vielfach zerbröckelt. … Die kleinen, tief in den Mauern sitzenden Fenster waren teilweise mit Papier verklebt, und ein unnatürlich hohes schwarzes Schindeldach ruhte auf dem Ganzen wie eine dunkle Last. … Wie ich später feststellte, stand es frei inmitten eines allerhand Armenwohnungen und Spelunken umfassenden Gehöfts, der „Jama", was so viel wie Massengrab heißt.[4]

Auf der Straßenseite befand sich, ebenfalls zu der Jama gehörig, ein rosa angestrichenes Haus mit grünen Fensterrahmen und roten Gardinen. Wenn es Abend wurde, glühte durch diese streng geschlossenen Gardinen ein böses rotes Licht, zugleich tönten halbdeutlich dumpf alle … Kläglichkeiten heraus, die bei dieser Art Schenke angewendet werden, um die tierischen Triebe der Menschen anzufeuern, die Harmonika und der Leierkasten spielten zugleich mit der falsch schmetternden Trompete. …

Diese beiden Häuser, das braune und das rosa, das Wohnhaus und die Schenke, gehörten zu den peinlichsten unter den vielen peinlichen Eindrücken meiner Kindheit. Schon damals häufig von Schlaflosigkeit gequält, schüttelte ich mich des Nachts in meinem Bettchen, wenn ich der beiden Häuser gedachte, wo, wie man mir … mitteilte, „das Volk" wohnte. Das Volk! … die armen Leute! Nach und nach knetete sich meine Phantasie die Vorstellung zurecht, das „Volk" sei irgendein schreckliches Ungeheuer …

Eines Nachts wurde ich plötzlich aus dem Schlaf geweckt, und mir die Augen reibend, bemerkte ich, wie Kinderfrau, Köchin und Stubenmädchen meiner Mutter halfen, in aller Eile Gegenstände ... einzupacken. ... Zugleich hörte ich Menschen schreien, Kühe brüllen, Geflügel durcheinander zischen, piepsen und krächzen – dazwischen ein sausendes Geräusch, das mir neu war, das ich mir aber später als die Tätigkeit der Feuerspritzen erklärte. „Was ist geschehen ...?“, rief ich ... in kindlicher ... Neugierde. „In der Jama brennt's, und unsere Ställe haben Feuer gefangen“, gab man mir zur Antwort. ... Es ist bald gelungen, die Feuersbrunst zu löschen, und ... wir Kinder ... wurden wieder in die Betten gesteckt. ... Dann kam eins der Ereignisse, die ... in meinem ganzen Leben den tiefsten und schrecklichsten Eindruck auf mich gemacht haben.

Die Feuersbrunst hatte die Mauer zwischen unserem Hof und der „Jama“ eingerissen. Man konnte ungehindert in das Gehöft hineinsehen. Ringsherum standen Baracken in verschiedener Höhe, ... in der Mitte des Hofes noch die Überreste des braunen Hauses, das gestern zugleich mit ein paar sich an unsere Mauer lehnenden Baulichkeiten niedergebrannt war.

Zahllose Kinder krochen herum, säbelbeinig und mit Ausschlag auf dem Gesicht, halbnackt, schmutzig. ... Ein Mann mit einem glühroten Gesicht ging, mit den Armen schlenkernd, beständig boshaft vor sich hin murmelnd, auf der einen Seite des Hofes auf und ab. Seine ... Füße staken in ... hohen Röhrenstiefeln, ich hatte deutlich das Gefühl, daß er mich mit einem Tritt würde zermalmen können.

Ein Weib mit rotem Haar, das ihr in langen zerzausten Scheiteln um die fahlen Wangen hing, machte mit einer Flasche immer wieder dieselbe Geste, ... um zu zeigen, daß die Flasche leer sei. Sie grinste blödsinnig, wobei sie ihren bis auf zwei sehr große Augenzähne völlig leeren Oberkiefer zeigte. Ein paar Weiber standen in den Türen. Vor jeder Haustür war ein Kehrichthaufen und eine Pfütze, überall Gestank und zynisch unverhüllter Unrat.

Also das war das Volk, sagte ich mir und fing an zu heulen. Kein Mensch begriff, warum. Der Anblick des großen Elends hat mich tiefer verstimmt als der Verlust meiner Illusionen im Nachbargarten. Die ganze Nacht, nachdem der große Brand die Schutzmauer zwischen uns und der Jama niedergerissen hatte, schlug ich mich mit heißen Augen

herum, ohne den schrecklichen Eindruck abschütteln zu können. Das Mitleid in mir kämpfte mit dem Ekel. Stärker als Mitleid und Ekel aber war in mir das Grauen, ein unbeschreibliches ... mir den Hals und die Pulsadern zusammenschnürendes Grauen. Grauen vor dem Mann mit dem glühroten Gesicht, Grauen vor der besoffenen Falimanka, Grauen vor den schmutzigen, säbelbeinigen Kindern und ganz undeutlich, ganz unbewußt, Grauen vor einer Weltordnung, die solche Zustände zuließ.

Nicht nur, daß die Weltordnung sie zuließ, es wohnten auch zwei so gebildete, anständige und grundgütige Menschen wie meine Eltern knapp neben diesem stinkenden, ungesunden, moralisch und physisch verseuchten Elend, ohne sich Gedanken darüber zu machen.

Ganz besonders wunderte mich das bei meiner Mutter. Mit hervorragenden Geschichtskenntnissen ausgestattet und mit einem starken Schuß Romantik begabt, hatte sie schon als junges Mädchen für die unsterblichen Menschenrechte von 1789 geschwärmt. Und als 1848 in Prag die Revolution ausbrach, hatte sie sich der historischen Lokalfarbe halber ihre langen wunderschönen Haare abgeschnitten – ... Ja, während ringsumher vom „Volk" in die Häuser geschossen wurde, hatte sie in einer Fensternische gestanden und die Marseillaise gesungen. Der Umstand, daß sie trotz all ihrem Enthusiasmus für die Revolution das Elend ruhig als eine selbstverständliche Institution hinnahm, beweist, wie sehr die damaligen revolutionären Bestrebungen Fassade waren. Eigentlich zielten sie nur darauf, ein paar Empfindlichkeiten des Mittelstandes zu beschwichtigen. Mit Verbesserung der Lebensbedingungen der Masse beschäftigte sich niemand – auch meine Mutter nicht. Für sie war ... das Volk ... fast eine Menschenart für sich, der man natürlich freundlich, aber doch soweit wie möglich ausweichen mußte, weil man durch eine nähere Berührung Krankheit, Ungeziefer oder Laster abbekommen konnte.

Als ich viele Jahre später meine liebe Mutter fragte, wie eine solche Blindheit und Gleichgültigkeit überhaupt möglich gewesen seien, hat sie mir nicht ohne eine gewisse Verlegenheit zur Antwort gegeben: „Das war damals so, und es wird immer so sein." Gottlob, daß sie sich geirrt hat und daß es wenigstens teilweise anders geworden ist.

Ursprünglich hatte der Tod gar keine Schrecken für mich. Er war einfach der Anlaß zu Begräbnissen, und Begräbnisse waren meiner

kindlichen Ansicht nach etwas Wunderschönes. ... Wir hatten eine alte Tante, die auf dem Aujezd, einer düsteren Gasse auf der Kleinseite, im ersten Stock eines Hauses lebte, ... an dem alle Tage ein paar Leichenzüge vorbeikamen. Die „Jause", der Nachmittagskaffee mit Backwerk und der selbstverständlichen Torte, wurde uns von der freundlichen Tante, bei der wir oft zu Gast waren, stets so bald als möglich aufgetischt, damit wir uns ... an die Fenster begeben konnten, um nichts von dem Prunk zu versäumen. Manchmal fuhr uns ein Posaunenstoß mitten in die Torte hinein. Dann rasten wir ... wie besessen an die offenen Fenster ... und balgten uns ... um die Vorderplätze. ...

Wir freuten uns immer wieder ... an den pompösen Leichenwagen, an den zahllosen Kränzen, die in einer Separatkutsche hinter dem Leichenwagen herfuhren, an den ... Totengräbern mit den dumpfrot in das Tageslicht hineinflackernden Pechfackeln und an dem Priester im Ornat mit seinem Hofstaat. ... Wenn's Musik gab, war's noch schöner, am schönsten, wenn ein General begraben wurde und sein Chargenpferd ... in tiefer Trauer hinter dem Leichenwagen schritt ... und ... drei ... Trauermärsche gespielt wurden. ...

Was aus dem armen Toten wurde, der da in dem silberbeschlagenen Leichenwagen lag, daran dachte man nicht viel. ... Man hatte das Gefühl, als würde der geradewegs in das Paradies eskortiert. Aber ... als plötzlich mein verehrter Großvater Polak starb und meine Mutter schwarze Kleider anlegte und tagelang so entsetzlich traurig aussah ..., da wurde es mir ziemlich deutlich, daß der Tod doch etwas anderes bedeutete, als sich in einem Galawagen ... ins Paradies befördern zu lassen. ...

Lula fragte den jüngeren Bruder ihrer Mutter, den sie als Unhold bezeichnete, was der Tod sei, und dieser erklärte ihr, daß mit dem Tod alle Zustände des Menschen aufhören würden, was sie nicht verstand.

Wenige Tage später machte sich der Unhold sehr wichtig mit einem einläufigen Gewehr, das er zum Geburtstag bekommen hatte. ... In allen Familien, die Landbesitz hatten, wurden die Jungen vom zehnten Jahr an auf die Jagd mitgenommen. ... Der Unhold fing damit an, die grünen Äpfel von den Bäumen herunterzuschießen; da dies aber seiner Zerstörungslust nicht genügte, versuchte er, die Vögel zu treffen. ...

Endlich, als ich gerade mit großer Freude dem zwitschernden Stimmchen eines kleinen, flatternden Geschöpfes lauschte, ... hörte ich wieder einen Knall. Fast gleichzeitig sank der Vogel herab, mir vor die Füße. Ich sah ihn noch einmal aufzucken, dann lag er still, mit ausgebreiteten Flügelchen und eingezogenen Krallen. Der Unhold aber eilte triumphierend auf ihn zu und stellte fest, daß der Vogel tot sei.

... Nun begriff ich endlich, was tot sein bedeutete. Ich geriet in einen solchen Zustand von mitleidiger Verzweiflung, von schaudernd ahnendem ... Kinderentsetzen, daß man über mich den Vogel vergaß, daß selbst der Unhold ... trachtete, mich zu beruhigen. Man versuchte es mit Liebkosungen und Zuckerbrezeln, aber ich reagierte weder auf die einen noch auf die andern.

Ein paar Tage später fand ich den Vogel auf einem Rasenplatz, wo der Gärtner ihn einfach hingeworfen hatte, anstatt ihn einzuscharren. Ein widerlicher Geruch drang aus der kleinen Leiche, und Würmer krochen um das geronnene Blut der Wunde herum. Ich habe das Grauen vor dem Tod lange nicht überwunden. Es war ... das Grauen vor den häßlichen Nebenerscheinungen, mit denen diese Vernichtung verbunden ist. Noch heute frage ich mich, ob die Natur uns diese nicht hätte ersparen können. ...

Der heftigste Anfall befiel mich in meinem siebzehnten Jahr. Damals trat die Angst vor der Vernichtung bei mir in den Vordergrund. Ich klammerte mich an den Unsterblichkeitsglauben, aber anstatt ihn, wie andere katholische Kinder, einfach in gedankenloser Frömmigkeit hinzunehmen, suchte ich leidenschaftlich nach wissenschaftlichen Beweisen dafür. Da diese höchstens in spiritistischen Trostbüchern, die mir heute noch kein Vertrauen einflößen ..., zu finden sind, fing ich an, mich mit immer peinigenderen Zweifeln zu quälen. Dazu kam ein ... schaudernder Ekel vor aller Fleischkost. ... Ich fing an zu weinen, wenn ich eine Schüssel mit Brathühnern sah. Von früh bis abends fühlte ich die Ewigkeit auf der kurzen Zeitspanne lasten, die mir zu leben auch im besten Fall vergönnt sein konnte. Keine Beschäftigung freute mich. Immer wieder sagte ich mir: Es hat ja alles keinen Sinn. Zu was mich abmühen? ...

Ich fing an, so elend auszusehen, daß *[meine Mutter]* ... mich schließlich nach dem Grund meiner ... Melancholie fragte. Als ich ihr meinen Zustand auseinandersetzte, tat sie ihr Möglichstes, meinen wankenden

Glauben zu befestigen. Sie zitierte die erhabensten Aussprüche großer Philosophen, Dichter und Theologen. Plötzlich ... stockte sie, betrachtete mich mitleidig und sagte: „Ach, grüble nicht zu viel. ... Schau zu, daß Du nicht eines schönen Tages dein kurzes Leben zu lang findest!" ...

Nach einigen Wochen ebbte meine Melancholie ab – nicht endgültig, aber doch für lange Zeitstrecken. Aber immer wieder, wenn auch in schwächerer Form, meldete sich das alte Grauen von neuem, bis ich durch ein ganz schlichtes Erlebnis ein für allemal davon geheilt worden bin.

Es war in Paris, auf dem Père la Chaise, wo wir die Monumente pflichtschuldigst betrachtet hatten. ... Die ganze Welt verschwamm in einem blauen Duft, aus dem einzelne hohe Bauten wie Klippen in einem ... Meer aufragten. Ich sagte: „Mutter, noch eine Merkwürdigkeit bist du uns schuldig geblieben: die Morgue! Ich möchte gern die Morgue sehen!" – „Kind, du hast dich ja immer so vor dem Tod gefürchtet. Du hast noch nie eine Leiche gesehen." – „Heute fürchte ich mich nicht, und ich will endlich eine Leiche sehen!"

Meine Mutter überlegte einen Augenblick, dann entschloß sie sich, mir den Gefallen zu tun. Sie ... begab sich mit uns zum weltberühmten Totenhause. ... Wenig ... später hefteten sich meine Blicke zum erstenmal auf eine Leiche. Über der Blechschürze, mit der die Toten in der Morgue ... bedeckt sind, ruhte ... der Kopf eines alten Mannes, von langem, grauem Haar und Bart umrahmt. Nie werde ich sein Antlitz vergessen. Es war ... von einer ... erhabenen Vornehmheit und hatte den Ausdruck einer so tief befriedigten Ruhe, daß es mir wie die lindernde Kühle eines Sommerabends ... in die Seele drang. Und neben der Ruhe war etwas wie eine tiefe Dankbarkeit ... für die Erlösung von einer großen Last. ...

Jetzt, als kerngesunde und sehr vernünftige alte Frau kann ich's mir ruhig eingestehen, daß ich in meiner Jugend dem Irrsinn manchmal bedenklich nahe gewesen sein muß. ... Auch die Befürchtung meiner Mutter, ich könnte dieses kurze Leben zu lang finden, hat sich nicht verwirklicht. Heute, mit siebzig Jahren, trotz der vielen bitteren und demütigenden Enttäuschungen, die mir meine Tage brachten, trotz des Drucks, den der Krieg auf mich ausgeübt hat, trotz der peinlichen Einengungen und Entbehrungen, mit denen er meine Geduld manchmal

auf harte Proben gestellt hat, genieße ich das Leben dankbar und freue mich an Kleinigkeiten, freue mich, wenn ich mich abends niederlege, auf morgen, auf den Augenblick, wo meine Jungfer die Rollvorhänge hinaufziehen und meine Fenster öffnen wird; freue mich auf den herrlichen Duft der Wiese vor meinem Fenster und auf den Duft des Waldes hinter den Wiesen. Und wenn ich gegen Abend anfange, müde zu werden, freue ich mich auf eine lange ungestörte Ruhe. Ich hoffe, daß, wenn einmal meine Stunde schlägt, dieselbe behagliche Schlaftrunkenheit über mich kommen wird, so daß ich den Tod freundlich willkommen heißen und ihm ... zurufen werde: „Du bist's? – Ich danke dir!"

Kamaik, das Gut im Elbetal, die Heimat meiner Mutter, war ursprünglich nur ein Pachthof, den mein Urgroßvater seiner ältesten Tochter zu ihrer Hochzeit geschenkt hatte, damit sie doch irgendwo in Gemütlichkeit ihre Flitterwochen verbringen könne. Immer der beliebteste Sommerzufluchtsort der ganzen Familie, war der Hof später in den Besitz meiner verwitweten Stiefgroßmutter übergegangen. Es muß ein Zauber von dem Ort ausgegangen sein. In Kamaik zerstreute sich mein einengendes Elendsbewußtsein ... hier wurde ich ein ganz normales Kind. In Kamaik war ich glücklich.

... Armes, liebes, längst verschwundenes Kamaik! Was war denn gar so Besonderes an dir, daß man dich so liebhaben mußte? ... Ich habe mich immer schwer von ... böhmischen Schlössern getrennt. Ich habe Bonrepos, ich habe Krnsko geliebt, aber gegen das Gefühl, das Kamaik in meinem beklommenen Kinderherzen auslöste, kommt diese Liebe nicht in Betracht. ... Wer über die Schwelle dieses äußerst primitiven Herrenhauses trat, ließ seine Sorgen hinter sich. ...

Ein ... Oberhaupt des Hauswesens gab's seit dem Tode meines Großvaters nicht, nur ... Großvaters junge Witwe, der er das Anwesen hinterlassen hatte. Diese aber erhob keinen Anspruch auf irgendwelche ... Vorrechte. ... An dem Speisezettel arbeiteten jeden Abend sämtliche Anwesenden, auch die Dienstboten. ...

Mein Urgroßvater hatte Kamaik vom Fürsten Schwarzenberg, der einer seiner Klienten war und große Stücke auf den alten Hirsch gehalten haben muß, auch so gut wie geschenkt bekommen. Die Familie zahlte nicht einmal einen nominellen Preis dafür. ...

Kamaik war für die, die's von den Menschen forttrieb. ... Ein großer

Teil seines Zaubers war auf den Umstand zurückzuführen, daß keine … fahrbare Straße es mit der „Welt" verband. … Noch heute erinnere ich mich an die entsetzlich heiße Reise, den … steinigen, holprigen Feldweg, an steilen Abhängen vorbei, dann an tiefen, schluchtartigen Hohlwegen entlang, wo ein Ausweichen für zwei Wagen unmöglich *[war]*, bergauf, bergab. …

Kurz vor dem Ziel sprang der „Unhold Ferdinand" auf den Wagen und begann sofort, merkwürdige Geschichten zu erzählen.

Im Dorf war ein Kalb mit zwei Köpfen zur Welt gekommen, und die Tante Batschi, die Schwester meiner Stiefgroßmutter, hatte einen Musikanten geheiratet, ein verrücktes Huhn, der … immer in einem faltigen Radmantel spazierenging, der zwar sehr schön rot gefüttert war, aber einen furchtbar schoflen Samtkragen hatte, und der neue Onkel *[es sei zu komisch, den närrischen Kerl Onkel nennen zu sollen]* vergäße immer, den Mantel abzulegen, selbst wenn er wie ein Braten schwitze; denn er sei immerwährend in seine Oper vertieft; er bilde sich tatsächlich ein, eine Oper schreiben zu können.. …

Da rasselte der Wagen durch einen hohen Torbogen, vor dem zwei herrliche alte Nußbäume Wache standen, in einen großmächtigen Hof hinein. Vor dem Haus, zwischen den lustigen, frischen, hübschen Menschen, die uns willkommen hießen, stand … ein sehr von ihnen abstechender blasser, kurzer Mann mit kleinen verträumten Augen hinter großen runden Brillengläsern und mit langem, straffem schwarzem Haar, das ihm bis auf den Kragen des von Ferdinand so drastisch geschilderten Carbonari … herunterhing. Er hatte einen schwarzen, spitz zulaufenden Vollbart und große, weiche, weiße Hände.

Der Mann war Friedrich Smetana, und die Oper, die er sich „tatsächlich einbildete, komponieren zu können", war „Die verkaufte Braut". Noch heute ist es mir entsetzlich peinlich, an die geradezu demütigende Rolle zu denken, die er unter uns gespielt hat. Die Schamröte steigt mir in die Wangen, wenn ich mich daran erinnere. Ich bin überzeugt, daß, wer die Mühe nicht gescheut hätte, sich in seine Wesensart zu versenken, Dinge aus seiner tiefen und reichen Seele herausgefördert hätte, die weit über das herzlich alltägliche Kamaiker Kon-

versationsniveau hinausgegangen wären. Aber das ahnte niemand, und selbst wenn es jemand geahnt hätte, hätte er es als eine Störung empfunden. Er war zu ernst und ... zu groß für die Umgebung. ... Wie stolz wäre ich heute, ihn zu meinen Freunden zu zählen!

Leider ist er längst tot. Stocktaub geworden, ist er aus Verzweiflung darüber, seine wunderschöne Musik nicht mehr hören zu können, wahnsinnig geworden und im Irrenhause gestorben. Schon taub, kurz vor dem Ausbruch des Wahnsinns, soll er sich geäußert haben: Wenn er nur noch einmal für ein paar Stunden sein Gehör zurückerlangen könnte, um seine letzte Oper „Hubička" *[Der Kuß]* zu hören, dann wolle er gern sterben. Die Gnade ist ihm nicht zuteil geworden.

Er war der einzige, der sich in Kamaik nicht wohlfühlte. Ich entsinne mich noch genau, wie sehr er sich von der fröhlichen Gesellschaft, in die er nicht hineinpaßte und die ihm das so rücksichtslos zu verstehen gab, fernhielt. Meistens ging er einen entlegenen, von hohen Himbeerstauden eingefaßten Gartenpfad auf und ab, wobei er leise vor sich hin brummte, und manchmal saß er dort auf einer Bank zusammengekrümmt und kritzelte etwas in ein überlebensgroßes Notizbuch. ...

Im Speisezimmer stand ein Klavier, es war gelb poliert, es hatte dünne viereckige Beine ... Es war ein schreckliches Klavier, mit einem dünnen, lungensüchtigen Ton. ... Wenn ich während einer Mahlzeit neben dem genialen Smetana zu sitzen kam, merkte ich, wie er manchmal verstohlen danach schielte. Er lechzte wahrscheinlich danach, uns vermittels der Tasten, denen er seine eigentliche Sprache entlocken konnte, etwas zu erzählen; aber keiner hatte Lust, ihm zuzuhören.

Der Unhold Ferdinand teilte uns mit, ... der Onkel Smetana habe einmal auf dem Klavier phantasiert, aber es sei zum Auswachsen gewesen. Um den schrecklichen Kapellmeister aus Gothaburg *[sic]* unschädlich zu machen, benutzte man das Klavier als Büfett, das heißt, man ließ Stöße von Tellern, Kannen und Kaffeetassen ... auf dem Flügel stehen, damit er ihn nicht aufmachen könne.

So war's und blieb's. Bis eines schönen Tags der Meister in seinem rotgefütterten Carbonari mit dem „schoflen" Samtkragen in den Wagen stieg, der ihn über die lebensgefährliche Straße an die Bahn führte. ... Dann verschwanden auch die Teller und die Kaffeetassen. ... Der

Klavierdeckel wurde aufgeschlagen, und wir durften, soviel wir wollten, auf den vergilbten Tasten herumklimpern. ...

Kamaik war ein Paradies, und darum hat ein so genialer und trauriger Mensch wie Friedrich Smetana nicht hineingehört. ... Der liebe alte Garten ... in dem alles, was süß und würzig ist, durcheinander wucherte. ... Nie wieder habe ich eine solche reiche, bunte, duftige Üppigkeit erlebt.

... Aus dem Blumendickicht ragten Aprikosenbäume so hoch und mächtig wie alte Kirschbäume. ...

Und nun ... zum Haus! Es war eigentlich ein kleines Haus, aber mit sehr großen Zimmern. *[Es blieb]* selbst an sehr heißen Tagen kühl. ... Meine Mutter wohnte mit uns drei Kindern ... in einem Zimmer, in dem mein Vater, der jeden Sonnabend undesinfiziert aus dem choleraverseuchten Smichow über den Sonntag ... zu Besuch kam, auch noch Platz finden mußte. Die englische Bonne ... schlief in einer anstoßenden Stube, in der zugleich ein fünfzehnjähriger Vetter untergebracht war. ... Die Zustände waren auch in mancher anderen Hinsicht „paradiesisch". ... Diesen Umstand hat meine Mutter ... oft mit besonderem Nachdruck betont.

Die Einrichtung war denkbar schlicht, aber doch nicht ohne eine altväterische Biedermeieranmut. ... Wir waren glücklich. Die Phantasie hatte einen unbeschränkten Spielraum. ... Während Ferdinand ... der unzertrennliche Spielgefährte meiner Schwester war, war seine Schwester, die nur um ein Jahr mehr zählte als ich, von mir unzertrennlich. Sie hieß Hedwig, wurde Wigsa genannt und beherrschte mich vollkommen, wie die meisten Menschen, die länger mit mir zu tun hatten. Denn ich bin von Natur aus schwach, gutmütig und bis zu einem gewissen Punkt fügsam. ... Das ist der Punkt, wo die Subtilität meiner Ethik, die Empfindlichkeit meines Anstandsgefühls und die Starrheit meines Gerechtigkeitssinnes einsetzen. Allem anderen gegenüber bin ich wehrlos.

... Wigsa ... hatte sich ausgedacht, die Kaiserin von Rußland vorzustellen; ich durfte mich nur bis zur Königin von Spanien aufschwingen. Sie bestimmte, daß sie acht Kinder habe, ich durfte nur sechs haben. ... *[Wir wurden]* nicht müde, uns von ihnen zu erzählen und uns gegenseitig die Sorgen vorzuklagen. ... Wir saßen zumeist in einem kleinen

achteckigen Gartenhaus, das teilweise mit amüsanten Ausschnitten aus den Münchner Bilderbogen, teilweise mit den Bildnissen berühmter französischer Generale austapeziert war. ... Am Abend nach dem Nachtmahl saßen wir auf der kleinen Holztreppe, die ... aus dem Speisezimmer in den Garten führte. ... Groß und klein hockte da beieinander. ... Ferdinand übernahm hier sein altes Amt des Gruselnmachens. ...

Nachbarn hatten wir nicht, außer einer Schwester meines Vaters, die mit einem Domänendirektor des Grafen Nostitz verheiratet war. ... Die Tante Mathilde ... war der Typus unseres ärmeren Bügertums mit all seinen anspruchslosen, schlichten, verläßlichen Eigenschaften. ...

Die Jause war ... ein wichtiger Faktor in unserem Leben. Wenn's schön war, jausten wir im Wald, wohin ... „Haussklavinnen" das entsprechende ... Porzellangeschirr und Silber samt den verschiedensten Erfrischungen in großen Rückenkörben ... schleppten. ...

Armes, liebes Kamaik! ... *[In meinen Erinnerungen ist]* ein dunkler, stumpfer Fleck, wie von einer Narbe. Der mag den Abschied von Kamaik bedeuten, von dem ich nichts mehr weiß, als daß er mir sehr weh getan hat.

Im Herbst 1861 kauften meine Eltern ein Gut. Es war nur eine Wagenstunde von Prag entfernt, die Gegend war nicht schön und der Boden nicht besonders, aber es war landtäflich.[5] Unsere Stimme im böhmischen Großgrundbesitz galt so viel wie die des Fürsten Schwarzenberg. ... Übrigens war es ... nicht unrentabel. ... Gott gab seinen Segen dazu, alles gedieh prächtig. Wir waren nicht reich, aber sehr wohlhabend, lebten gut, unterhielten eine große Gastfreundschaft. ...

Im Jahre 1863 machten wir der Gesundheit meiner Mutter wegen eine Badereise nach Teplitz. ... Ich erinnere mich, daß wir erster Klasse reisten ..., mit Jungfer und Engländerin, und daß unsere vorausgesandte Equipage in Teplitz auf uns wartete. Wir hatten eine reizende Wohnung in Schönau, ... gingen alle Tage im ... Schloßgarten spazieren und machten jeden Nachmittag eine andere Ausfahrt. Teplitz war ... sehr vornehm. Mein kleiner Bruder ... trug damals ein ... echtes schottisches Kostüm, ... und wenn er in den Schloßgarten trat, spielte die Kurkapelle „O'er the hills to Charley". Dabei merkten wir Kinder genau, wie ihn die Leute anstarrten. ... Sie meinten, wir müßten von

den Stuarts abstammen, deren letzte Ausläufer sich in Prag auf dem Hradschin herumtrieben. …

Ich erinnere mich auch, daß eine Lady Clarendon und ihre entzückende Tochter … uns immer freundlich zulächelten. … Keiner brachte die blasse elegante Frau mit den allerliebst ausstaffierten, englisch plappernden Kindern mit der simplen Frau Kirschner nebst Familie und Dienerschaft zusammen, die in der Kurliste eingetragen war.

So bildete sich nach und nach ein Sagenkreis … der dann … auf die nüchternste Weise der Welt zerstört wurde. Die englische Bonne einer sehr reichen kurländischen Baronin K. kam eines Tages auf unsere Engländerin zu mit der höflichen, fast unterwürfigen Bitte, ob ihre kleinen Schutzbefohlenen mit uns Kindern spielen dürften. Da trat natürlich unsere Bürgerlichkeit zutage. Von nun an erregten wir bei den Kurgästen kein Interesse mehr.

Das Jahr darauf wurde meine immerwährend kränkelnde Mutter nach Venedig gesandt. Indessen hatten wir durch irgendeine mißglückte Getreidespekulation finanzielle Schläge erlitten. Von Jungfer und Bonne war keine Rede mehr. Nur eine plumpe böhmische Köchin hatten wir mitgenommen. … Unsere Hauptzerstreuung *[bestand]* darin, zum Fenster hinauszuschauen, was … doch bald langweilig wurde. Meine Mutter … raffte sich einmal zu einem Spaziergang auf. *[Da]* legte eine Gondel an, der die Lady Clarendon und ihre Tochter entstiegen. Mit einem gleichgültig erkennenden Blick fixierten uns Lady Clarendon und Lady Emily. … Obwohl ich erst neun Jahre alt war, wurde mir in jenem Augenblick klar, wie wenig man … gilt, wenn man nicht von dem Nimbus irgendeines Prestiges umgeben ist … und ich nahm mir vor, mir ein solches Prestige zu erwerben. …

[Es] … stellten sich immer deutlicher Geldsorgen ein. … Nach Hause reisten wir zweiter Klasse. … wir fühlten doch, daß … sich … die Sorge in unsere Existenz eingeschlichen hatte. … Mit ein wenig Geduld wäre die Schlappe … wieder einzubringen gewesen …; aber gerade diese Geduld widerstrebte meinem Vater. Er war eine Spielernatur und wollte mit einem Male reich werden. …

Armer Vater! Eigentlich ist er einfach einer Epidemie zum Opfer gefallen, denn die sechziger und siebziger Jahre waren nun einmal die Jahre der zugrunde gegangenen Gutsbesitzer. Von den … jungen Be-

amten und Offizieren aus unserem Kreise, die reiche Mädchen geheiratet und sich hierauf dem böhmischen Großgrundbesitz angeschlossen hatten, konnte sich keiner halten. ... Und das, obwohl die Getreidepreise ... sehr hoch, die Löhne ... jämmerlich niedrig waren. ... Mit dem Ertrag der Landwirtschaft nicht zufrieden, versuchten die Gutsbesitzer ... sich durch die Einführung einer Industrie hochzubringen. Sie streuten, ohne etwas von dem Betrieb zu verstehen, ihre Unternehmungen über ihre Besitztümer hin: Zuckerfabriken, Spiritusbrennereien, Bräuhäuser usw., wie Liebeskinder. ...

Mein Vater baute ein Bräuhaus. Da Lochkow bei trockenem Wetter an Wassermangel litt, so mußte ... für alle Möglichkeiten gesorgt werden. Ein vernünftiger Geschäftsmann hätte ... eine Wasserleitung in Betracht gezogen. Mein Vater hatte sich ... etwas anderes ausgedacht. Sollte Wassermangel eintreten, so mußte das Wasser einfach von der Beraun, dem uns nächstliegenden Fluß, heraufgeschafft werden, vierspännig natürlich, denn Lochkow lag auf einem Bergplateau, und die Beraun floß tief unter diesem im Tal, eine gute halbe Stunde entfernt, mit Lochkow nur durch einen jämmerlichen Feldweg verbunden.

Noch nach einer anderen Richtung folgte mein Vater dem Beispiel der böhmischen Großgrundbesitzer. Zum Landtagsabgeordneten gewählt, schloß er sich der ... Partei der Alttschechen an, die aus rein praktischen Gründen die Autonomie Böhmens verlangte. Natürlich wäre diese Autonomie für Böhmen wegen der Steuerverminderung und der Konzentration seines großen Reichtums aufs eigene Land von ungeheurer Wichtigkeit gewesen. ... *[Mein Vater war]* sowohl in juridischen als in politischen Dingen ein famoser Kopf und hatte viele Ereignisse vorausgesagt. ... Er behauptete, daß früher oder später die Stunde der Selbständigkeit Böhmens schlagen müsse. ...

Das böhmische Volk, aus langem geistigem Schlummer erwacht, von seinem *[damals allerdings noch ausschließlich deutsch sprechenden]* Adel ermutigt, verlangte die Möglichkeit einer intellektuellen Entwicklung in seiner eigenen Sprache; es verlangte die Errichtung einer tschechischen Universität. ... Eine Spannung wie vor dem Ausbruch eines Gewitters ... folterte damals ganz Böhmen, und obwohl wir Kinder deutsch erzogen wurden, fieberten wir mit.

Noch heute erinnere ich mich der maßlosen Aufregung ... an dem

Tage, ... an dem ... die Entscheidung über die tschechische Universität fallen sollte. ... Endlich ... hörten wir den Wagen *[meines Vaters]* heranrollen. Kurz darauf trat mein Vater in den Hausflur. ... Sein Gesicht *[leuchtete]* triumphkündend. „Sieg", rief er, „Sieg auf der ganzen Linie; die böhmische Universität ist gesichert!" Und obwohl die böhmische Universität uns im Grunde gar nichts anging, machten wir einen Freudensprung und baten uns für den nächsten Tag Ferien aus.

Im Laufe des Abends erzählte uns Vater noch: ... Vor dem Abgeordnetenhaus staute sich ein Meer von Menschen. ... Mit dem dramatischen Instinkt, der dem tschechischen Volke eigen ist, hatte sich eine große Anzahl der Horcher mit Fackeln bewaffnet, die gesenkt und ausgelöscht werden sollten, wenn die Sache schiefging. Da wurde ein Fenster im Abgeordnetenhaus geöffnet. Man verkündete der Menge das Ergebnis der Abstimmung. Mein Vater versicherte, nie würde er den feierlichen Eindruck vergessen, als die Deputierten zwischen einem patriotischen Menschenspalier und den Umständen gemäß hochgeschwungenen Fackeln aus dem Abgeordnetenhaus schritten, während immer neue „Sláva"[6] Salven die Luft erschütterten. Es sei ein Jauchzen gewesen, daß ... die Märtyrer der Schlacht auf dem Weißen Berge es in ihren Gräbern hören mußten. Wir vergossen Begeisterungstränen. Wir waren nicht umsonst die Kinder einer Frau, die beinahe Ladislaus Rygr[7] geheiratet hätte.

Immerhin hatte es etwas Paradoxes, daß wir ... so lebhaft für die tschechische Sache fühlten; ... man fühlte slawisch, und man sprach deutsch.

Ich bin jetzt eine alte Frau ... die Deutschland, das wirklich große und edle Deutschland, von ganzem Herzen lieben gelernt und in Deutschland ihre besten Freunde gefunden, ihre schönsten Tage erlebt hat – aber ich habe mich, während ich mir hier den ersten großen Sieg der tschechischnationalen Bewegung ins Gedächtnis rief, einer tiefen Rührung auch heute nicht enthalten können.

Nachdem mein Vater den erhebenden Eindruck der großen historischen Episode zu Ende geschildert hatte, ... bemerkte *[er]*: „Eigentlich war's verflucht leichtsinnig von mir, mir's so mir nichts dir nichts mit den Deutschen zu verderben. ..."

Behufs der ... Bräuhauserrichtung hatte mein Vater nämlich Kapi-

talien aufnehmen müssen, und zwar auf Wechsel. Da der Reichtum in Böhmen, abgesehen von dem festgerammelten, der den Agrariern gehörte, ausschließlich in deutschen Händen lag, hatte er natürlich von Deutschen geborgt. Kurz nachdem er für die tschechische Universität gestimmt hatte, wurden ihm sämtliche Hypotheken gekündigt. ... Er ... mußte ... seine Zahlungen einstellen. Im März 1866 sagte er den Konkurs an.

Das Ärgste war das latente Mißbehagen, das der Katastrophe vorausging, ... die täglich ... anwachsende Angst. ... Es gab Familienzusammenkünfte, gab endlose Prüfungen der Rechnungsbücher. ... Mein Vater ging beständig auf und ab, die Hände in den Hosentaschen. ... Immer wieder hörten wir ihn ... aussprechen: „Ich war halt ein Idealist!" ...

Im Gegensatz zu unserem durch sein Unglück gänzlich erschlafften Vater hielt sich meine Mutter heldenmütig. Endlich brach auch sie zusammen. ... Ihre beste Freundin, Pauline von Dormizer[8], war unerwartet zu Besuch gekommen. ... Wir drei Kinder waren im anstoßenden Zimmer ... Plötzlich hörten wir die Mutter in einer dünnen überschnappenden Stimme ausrufen: „Pauline, ich bin eine Bettlerin!" Gleich darauf schwankte sie am Arm ihres Bruders an uns vorbei in ihr Schlafzimmer, wo sie dann, trostlos weiterschluchzend, auf ihrem Bett liegenblieb ...

Wir mußten unsere gesamte Habe preisgeben, um die Gläubiger zu befriedigen. ... Wir würden in irgendeine Stadt ziehen ... würden in zwei Zimmerchen wohnen, Vater würde einen bescheidenen Posten suchen und Mutter Stunden geben. ... Wir markierten Heldenmut. ... Der Heldenmut meiner Schwester hielt auch richtig die ganze Prüfungszeit durch; der meine brach bei einem recht lächerlichen Anlaß zusammen.

Die letzten Jahre *[war]* schon arg gespart worden. Anfänglich hatte meine Mutter alle Jahre ein Kleid von sich geopfert, um zwei für uns daraus zu machen. ... Das Schlimmste waren die Hüte. Die letzten hatten wir noch von der ersten Putzmacherin von Prag bezogen. ... Meine Mutter entschloß sich dazu, uns selber welche zu fabrizieren. ... Sie kaufte zwei an die Deckel der Heilsarmee erinnernde, schwarze Strohhüte, die sie mit billigem, blauem Taftband umschlang. ... Ich brach bei

ihrem Anblick in Tränen aus, für die ich mich heute noch schäme. ... Da rief meine Schwester – sie ist später eine sehr bekannte Künstlerin und für das Kunstgewerbe geradezu bahnbrechend in Berlin geworden: „Ich weiß gar nicht, was die Lula hat! Die Hüte sind einfach, aber sehr elegant!" ...

Die Tante Rosa, Frau des jüngsten Bruders meiner Mutter, hatte uns eingeladen, nach Kamaik zu kommen. ... Dort sollten wir bleiben, bis sich unsere Geschäfte geklärt hatten. ... Seitdem die Eltern Lochkow erworben hatten, waren wir nicht dort gewesen, aber ... hatten uns oft danach gesehnt. ... Daß es Anfang April nicht so herrlich sein konnte wie im Juli oder August wußten wir, aber es war doch immerhin Kamaik. ... Tante Rosa, der wir unsere Freude, Kamaik endlich wiederzusehen, mitteilten, fragte uns, wie lange wir nicht dort gewesen seien. „Drei Jahre", sagten wir. „Nun, da werdet ihr staunen!" ... Unsere erste Überraschung bestand in einer breiten Chaussee, die ... nach Kamaik führte. *[Ich]* vermißte die schluchtartigen Hohlwege, in denen die wilden Rosen immer so herrlich geblüht hatten. ...

Doch dann kam die eigentliche Überraschung: ... Das verrückte Wohnhaus mit seiner altväterischen Behaglichkeit war von der Erde hinweggefegt worden samt allen ... Unzulänglichkeiten, die ... zu seinem Zauber beitrugen, und mitten in dem lieben ... durchwucherten Garten stand mit blitzblanken Spiegelfenstern und neuem gelbem Anstrich eine ... vorstädtisch schmucke Villa, vor der ein winziges Springbrünnlein seinen mageren Wasserstrahl in die Luft sandte.

Nachdem wir uns ausgeruht und gestärkt hatten, wurden uns die ganzen inneren Herrlichkeiten der Villa gezeigt. Der Salon war mit erbsengrünen Seidenmöbeln versehen und das Speisezimmer reichlich mit den geschnitzten Überladungen, die damals Mode waren; es gab Gas und Wasserleitung und ein geräumiges Stiegenhaus. ...

Ich suchte in dem alten Hof, den der Baumeister noch nicht die Zeit gefunden hatte, von der Erde weg zu verbessern, ob denn noch irgend etwas von unserm lieben, alten Kamaik übriggeblieben sei, und fand – den alten Bottich, in dem die Kaiserin von Rußland mit der Königin von Spanien um die Welt gereist war; dort kauerte ich mich zusammen und weinte. ...

Unser nächster Blick auf das Leben der Aloisia Kirschner, später Ossip Schubin, handelt vom Anfang ihrer schriftstellerischen Karriere. Der Text erschien in Karl Emil Franzos' Band „Die Geschichte des Erstlingswerks":[9]

Es war nach einem Konzert von Rubinstein, und ich war gerade fünfzehn Jahre alt. Die herrliche Musik hatte mich aufgeregt, in meinen Nerven schrien alle Melodien durcheinander. ... Ich schlich mich in ein entlegenes Zimmer ... und dann schrieb ich, bis ich ganz steife Finger hatte vor Kälte. ... „Niklas Z." war fertig.

Es war eine sehr kurze Geschichte von einem Schulmeisterssohn, der zugleich ein großes Genie und ein großer Tölpel war; – nebstbei war er auch ein Klaviervirtuose. ... Und er verliebte sich in eine Komtesse, ... die sich schließlich mit einem Husarenleutnant verlobte. ... Und dann brachte sich der arme, täppische, warmfühlende Künstler um, und die Komtesse ... weinte bitterlich. ... Die Geschichte ... wurde in der „Bohemia" gedruckt. Der Stil war holprig, und die Orthographie hatte der Redakteur nachgebessert, aber es kam eine Beschreibung des Böhmerwaldes drin vor, die sehr gelobt wurde. ...

So hat es angefangen, mein Schreibfieber nämlich – und die späteren Anfälle meldeten sich in derselben Weise – immer ein von einem starken Eindruck hervorgerufener, angenehmer oder unangenehmer ... Nervenaufruhr, der sich plötzlich in einer Tätigkeit der Phantasie zuspitzte. ...

Obzwar ich, kurz nachdem ich meinen Niklas zu Papier gebracht, eine schöne Singstimme an mir entdeckte, deren allzu eifrige Pflege den baldigen Untergang derselben herbeiführte, so blieb mir doch noch die Zeit, hie und da eine Novelle niederzukritzeln, und es entstanden zwischen meinem fünfzehnten und fünfundzwanzigsten Jahr eine ganze Reihe teils von Entwürfen, teils von ausgeführten Erzählungen, von denen damals aber höchstens zwei böhmische Provinzblätter etwas wissen wollten – die „Bohemia" und das „Prager Abendblatt", obzwar ich mich weidlich bemühte, selbe an ein größeres deutsches Blatt anzubringen. ... Später änderten die Verleger ihren Geschmack und druckten mit viel Vergnügen die ehemals verstoßenen Erzeugnisse meiner Feder. ... Damals aber ging's mir schlecht, und als eines schönen Tages auch die beiden Provinzblätter mir die Freundschaft kündigten ... da

wurde ich sehr traurig. ... Vielleicht hätte ich die schlechte Gewohnheit ganz abgelegt, wenn nicht durch die Vermittlung meines mir damals gänzlich unbekannten Landsmanns, Herrn Fritz Mauthner, eine kleine Erzählung von mir in der „Deutschen Lesehalle", einem Beiblättchen des „Berliner Tageblatts", angenommen worden wäre.

Inzwischen hatte ich meine schöne Stimme endgültig begraben, nachdem ich mit Mutter und Schwester durch halb Europa von einem berühmten Singlehrer zum andern gewandert war. Ich sah ein, daß kein Singlehrer mir mehr zu etwas verhelfen konnte – was nicht mehr existierte! – Müde, elend zog ich ins alte liebe Nest zurück – das alte, liebe Lochkow, in dem ich aufgewachsen bin, mit dem meine ganze geistige Entwicklung eng verbunden ist und von dem wir uns im vorigen Herbst trennen mußten.

Die erste Jugend war vorbei – ich war fünfundzwanzig Jahre alt –, über mich kam ein Gefühl von: „Was anfangen mit dem Leben?" Glauben an meinen Stern, an ein allenfallsiges Doch-noch-Durchdringen-Können mit meinen literarischen Erzeugnissen hatte ich gar keinen, – dazu kam noch, daß die Quelle meiner Einbildungskraft gänzlich versiegt schien, daß ich nicht imstande war, irgend ein neues Motiv zu formulieren! –

Da riet mir meine Mutter eines Tages – mehr um mich zu beschäftigen, zu zerstreuen, als aus irgendeinem anderen Grund – einen meiner bereits im Prager Abendblatt erschienenen Romane umzuarbeiten und zu versuchen, denselben in Buchform zu verwenden. Der Roman war unter dem Titel „Der gewisse Baron Riedheim" von „Erich Rheinau" erschienen. Ohne die geringste Begeisterung machte ich mich ans Werk. ... Meine Umarbeitung des Romans bestand erst aus einfachen Nachbesserungen, die ich auf die weißen Ränder der Zeitung schrieb. –

Mit einemmal warf meine Phantasie die alte Form der Erzählung um – auf dasselbe Motiv baute ich einen anderen Roman –, die Halluzinationen hatten sich eingestellt, ich hörte die Figuren um mich herum sprechen, lachen, weinen – ich hätte nach ihnen greifen können –, ich brauchte nur die bunten Bilder abzuschreiben, die mir durch die Seele glitten. Im Herbst desselben Jahres war aus dem „gewissen Baron Riedheim" „Ehre" von Ossip Schubin geworden. –

Inzwischen hatten drei oder vier Menschen meine Novelle in der „Deutschen Lesehalle" gelesen und bebeifallt. – Mein Jubel sowie mein Erstaunen waren groß, als Herr Fritz Mauthner daraufhin einen großen Roman bei mir für das „Berliner Tageblatt" verlangte – viel größer als die Enttäuschung, welche kurz darauf die Nachricht mit sich brachte, daß das „Berliner Tageblatt" den oben erwähnten Roman „Ehre" ablehne. ... Als endlich ein heroischer junger Verleger, Heinrich Minden in Dresden, sich dazu herbeiließ, den Roman zu drucken, faßte ich das Glück als eine unverdiente Gnade Gottes auf! –

Und nun zum Schluß! Minden setzte alles daran, den Roman in einer Zeitung erscheinen zu lassen, ehe er ihn in Buchform verlegte. In appetitlichen Aushängebogen, bereits gedruckt, wurde „Ehre" ... an alle halbwegs anständigen Redaktionen von Deutschland geschickt – und überall abgewiesen. So entschloß sich Heinrich Minden im Dezember 1882, „Ehre" in Buchform in die Welt hinauszuschicken. ... Mir bleibt nicht viel darüber zu sagen als daß niemand ... erstaunter über den Erfolg desselben sein konnte als ich selbst. – Noch heute erinnere ich mich dessen, wie am 17. Jänner 1883, während wir beim Frühstück saßen, in unserem kleinen Speisezimmer in Rom, meine Mutter ... mir einen Brief ... Mindens ... reichte. ... Er enthielt eine höfliche Karte von Julius Rodenberg und eine von ihm verfaßte, auf drei ... Seiten eng gedruckte Kritik von „Ehre".

Und was für eine Kritik! ... Sie fing an mit den Worten: „Wer Ossip Schubin auch sein möge – des einen sind wir gewiß, daß es kein junger Mann mehr sein kann!" ... Ich fing an zu schluchzen – ... von einem Augenblick zum andern war ich zum Rang eines deutschen Schriftstellers erhoben ... den man ernst nimmt. ... Meine Mutter ... schüttelte den Kopf, – dann mit einem sehr ernsten Gesicht, die berühmten Worte Annas von Österreich an Maria von Gonzaga zitierend, sagte sie: „Ah ma pauvre fille! Te voilà reine de Pologne!. ..."

In Romanen und in kurzen Prosastücken schilderte Ossip Schubin oft einander ergänzende Eindrücke und Begebenheiten aus ihrer Jugend; so auch in der Einleitung zur Novelle „Blanche"[10]. *Hier folgen einige kurze Passagen daraus:*

In den ersten zehn bis zwölf Jahren meines Lebens ging's überaus vornehm bei uns zu. – Wir verbrachten den Winter in der Stadt, den Sommer auf dem Gut meiner Eltern. Der Winter wurde ganz beträchtlich zu Bildungszwecken ausgenützt. Wir lernten vom selben Tanzmeister knixen, der die Prager Komtessen in dieser edlen Kunst unterwies, und lernten die französische Grammatik von derselben Französin respektieren, die sie den Prager Komtessen beibrachte. … Wir hatten nebenbei … noch eine französische Bonne; außerdem eine Gouvernante, die, eine irische Katholikin, früher in der Familie eines englischen Herzogs erzieherisch tätig gewesen war; zu den Stunden fuhren wir in einem schönen, mit sahnefarbigem Seidenmatelassé ausgeschlagenen Batard. Der Batard verschwand – und da wir sparsamkeitshalber jetzt jahraus, jahrein am Land verbrachten, fielen die kostbaren Lehrer von selber weg. – Nur die irische Lehrerin blieb. … Ob sie zeitweilig auch gar nicht bezahlt wurde, war ihr gleichgültig. …

Der Sturz in unseren Verhältnissen, die plötzlich über uns hereingebrochene Armut hat uns nun aus allen unseren Freundschaften mit einer felsenfesten Ausnahme herausgerissen. Unser Gut lag abseits, die Verbindungen waren schwer – die großmütige warme Gastfreundschaft von ehemals konnten wir unseren Gästen nicht mehr bieten, und niemand wollte Opfer bringen, um uns zu besuchen. – Meine Schwester begab sich, als sie zu einem sehr hübschen Mädchen heranwuchs, öfters … nach Wien oder Salzburg. … Ich blieb immer zu Hause, bin ganz einsam in unserer Klitsche aufgewachsen, inmitten einer urslawischen Bevölkerung, zwischen meiner Mutter und meiner Erzieherin.

Als sich unsere Verhältnisse gebessert hatten, … war ich ein wenig menschenscheu. … Wir reisten nie als Touristen. … Wir setzten uns immer gleich … zum mindesten für mehrere Monate fest; bald in Paris, bald in Brüssel, in Rom, England oder Amerika usw. Wir schürzten uns gerade zu unserem dritten Besuch von lieben Freunden, die in der Nähe von Biarritz ein entzückendes Schloß bewohnten, als der Krieg ausbrach.

Dieser meiner Internationalität ist es mit beizumessen, daß ich den Krieg nicht wie andere Menschen empfinden konnte. Allen Beteiligten gegenüber hatte ich das Gefühl rasenden, nicht zu stillenden Mitleids.


Abb. 13: Ossip Schubin

Natürlich geriet ich dadurch mit vielen meiner besten Freunde in Konflikt. Sie beanstandeten die Lauheit meiner Auffassung, ich fühlte mich oft verletzt durch die Härte der ihren. ...

Der Tag muß kommen, an dem sich die Völker die Hände reichen und sagen: Tout comprendre c'est tout pardonner! An dem Tag wird man auch mir verzeihen, daß ich nur ein Vaterland habe, die Welt – und nur eine Nationalität kenne, das Menschentum.

Die Dichterin Hedda Sauer erinnert sich in ihren unveröffentlichten Memoiren, meist in kleinen Vignetten, immer wieder an ihre Kusine Ossip Schubin:

Ein Jugendbild von 1889 zeigt sie im Abendkleid, mit Wespentaille und Flechtenkrone, das weiße Gesicht mit Kindermund und Stumpfnäschen bedeutsam gemacht durch helle, schwarz-bewimperte und von schmalen, dunklen Brauen überspannte Beobachteraugen. ...

Von dem elterlichen Gut Lochkow ging sie mit Mutter und Schwester in die Welt. Von einem Gesangslehrer zum anderen – keiner konnte ihr die verlorene Stimme wiedergeben. Das war ein großer Schmerz, denn, sagte sie, die Beziehung zur Musik sei ihr Liebesverhältnis, die zur Literatur ihre Vernunftheirat. ...

Wie Marie Ebner den mährischen hat sie den böhmischen Osten geschildert. Hier fand sie den barocken Linien ihres Wesens entsprechende Schlösser und Schlößchen, und trotz der *[vielen Reisen]* war die heimatliche Umwelt ihre eigentliche Welt. Freilich sind in ihren Dorf- und Schloßgeschichten die bäuerlichen Typen zu unwahrscheinlicher Romantik entfärbt. ...

In einem Brief aus Košátek schrieb mir Ossip Schubin: „Die Ebner

hatte sich als Backfisch vorgenommen, die deutsche Bühne zu reformieren, d. h. mehr oder weniger ein Shakespeare zu werden!!! So hoch hinaus verstieg ich mich nicht. Ich ambitionierte in der Literaturgeschichte die Stellung eines österreichischen Beaumarchais ... ." *[Dazu Hedda Sauer:]* Die Künstler bildeten, neben den Kavalieren, das große Thema ihrer Bücher; da wie dort wies sie auf den Augenblick hin, wo der Abstieg, der Herbst, das Verwelken beginnt. So hatte sie, „der österreichische Beaumarchais", auch die letzten Kaisertage Österreichs gefühlt.

So wenig Ossip Schubin trotz der räumlichen und der literarischen Nachbarschaft eine innere Beziehung zu Frau von Ebner finden konnte, so wenig fand sie den Weg zu ihrem Kompatrioten Rilke. 1921 hatte sie mir geschrieben, sie verzeihe ihm viel, wegen des hinreißenden Cornets[11]. *[Über ihn]* schrieb sie 1925: „Kennen gelernt habe ich ihn in Berlin, in einem Konzert ... Rilke besuchte das Konzert, weil er lernen wollte, Musik zu genießen. ... Man kann natürlich lernen zu unterscheiden, aber die Fähigkeit des Genusses muß angeboren sein." Sein Äußeres beschreibt sie weniger wohlwollend: „Er hatte irgendeine Nase, Augen, die gar nicht in sein Gesicht paßten und vermuten ließen, daß er ein sehr schönes Kind gewesen sein mußte, dazu Schultern wie eine Champagnerflasche und einen violetten Oberrock. ... Er war mir eine enorme Enttäuschung."

Diese Kritik ist nicht allzu ernst zu nehmen. Ossip, von einer gescheiten und vermutlich aristokratischen Mutter geführt, ist zeitlebens ein wenig Kind geblieben, ein Enfant terrible, das gelegentlich altkluge Sprüche tat. Sie war ein altkluges Kind, das alles wie ein Spiel nahm. Am liebenswürdigsten wirkte sie in ländlicher Umgebung, in einem der Schlößchen, die sie mit ihrer Schwester bewohnte; in Krnsko mit den Bildern der Sporcks, dem Zwiebel-Uhrturm, dem von hohem Gebüsch und barocken Heiligenstatuen flankierten Eingang, oder in Košátek, mit dem rotbedachten Türmchen und dem Efeuteppich über dem Treppengeländer im Hof.

5. 12. 1921. Einen wunderschönen Eindruck hatten wir noch in den letzten goldgelben Herbsttagen: den Nachmittag bei O. Schubin und deren Schwester ... auf ihrem vom Grafen Kolowrat gemieteten

Schlosse Košátek; ... Empfang in der Liliputstation eines winzigen tschechischen Dörfchens, durch die das Stationsgebäude um Hauptes-länge überragende Ossip, die „zu bürgerlich" Lula heißt; barhaupt, handfesten Stock in der Hand, pompös anzusehen, drückte sie uns huldvoll einen Kuß auf die Stirn. Marie tat desgleichen als Mondtrabant; ... nach drei Raddrehungen hatten wir das Schloß, das sich als Hintergrund für Lula ebenso gut macht wie als Illustration für ihre Romane ... erreicht. Es hat alles, was zur Feudalität gehört: vielgefältelte Barockheilige, noch an der Straße ... eine Zugbrücke, einen Turm, ... einen Guts- und Geflügelhof. ... Der Park ist schön, mittelgroß, verwildert, und der Kaffee, mit vielen Kuchen und Küchlein, unter einer ockergelben Kastanie, schmeckte vorzüglich. ... Die Zimmer, unwahrscheinlich hoch, sind entzückend. Der Geschmack der beiden Schwestern tobte sich darin aus; ein Paravant von Mariens Hand, Kissen, Decken, Deckchen, Teppiche, Staffeleien, altes Porzellan und Silber, Bilder, Fotos, Blumen. In Lulas Studio Bücherwände, eine Bibliothek aller Sprachen. Zum Abendbrot erschien sie, umgekleidet, in schwarzem Samt, sah vorzüglich aus an ihrem Tisch mit der hohen rotbeschirmten Stehlampe und dem letzten roten Rosenstrauß des Sommers. Gestern las sie, für ein paar Tage in Prag, aus ihren Memoiren vor.

Es gibt viele Passagen, in denen Hedda Ossips Aussehen und Verhalten auf verschiedene Arten als schrullig beschreibt, wie z. B.:

... am allerletzten schönen Oktobertag. In Košátek stand noch das Auto, mit dem die beiden Schwestern von der Fürstin Taxis, wo sie acht Tage zu Gast gewesen waren, heimkamen. Dort wurde uns *[bei einem Besuch]* in das zweite Stockwerk – im ersten war eine Art Kapelle – die Badewanne hinaufgeschleppt und abends die Petroleumlampe gehütet.

Wir saßen abends zu viert bei Tisch: Marie, die ... im Kunstgewerbe wohl ebenso Begabte, hielt sich immer hinter der Jüngeren zurück. Diese spielte uns vor – und so wenig genau sie es auch mit der musikalischen Orthographie nahm, war doch in ihrem Vortrag Beseeltheit wie selten in dem einer Podiumsfigur. ... Ossip plauderte; es war wie eine Fortsetzung ihrer Memoiren, von denen sie nur den Anfang niederge-

schrieben hat; es war ein Ausströmen ihres mündlichen Erzähltalents, das vielleicht noch größer war als das schriftliche und das dessen ganze Zeitstimmung hatte. ...

Seit sie in die Heimat zurückgekehrt war, lebte sie im Winter oft lange Zeit im altbekannten Prager Hotel „Blauer Stern" *[mit ihrer Schwester]* ... in einem behaglichen Doppelzimmer. Es ist geschickt durch mattblaue Vorhänge in zwei Räume geteilt, und mit eigenen, d. h. von der kunstgewerbelnden Schwester selbst entworfenen Möbeln, selbstgemalten Bildern, selbstgestickten Paravants und Kissen und Blumen, die alle Vasen füllen, ebenso wohnlich als künstlerisch eingerichtet. ... Was *[Ossip]* sagt, ist immer gesperrt gedruckt, unterstrichen wie ihre immer noch schönen grauen Augen. ... Wenn Ossip mit ihrem zerzausten Grauhaar auf einem riesigen Chaiselonguekissen liegt und die schönberingte Hand mit anmutiger Affektation zum Kusse reicht, so sieht sie aus wie eine russische Fürstin.

1930, als Antwort auf unseren Glückwunsch zu ihrem 76. Geburtstag schrieb sie uns: „... Die Überständigkeit ist ein ekliger Zustand. Ihr gehört zu den wenigen, die sich noch an Ossip Schubin erinnern – und die sogar den Eindruck machen, mich persönlich noch ein bißchen zu genießen. ... Wo ist die O. S. hin, die jeder kennenlernen wollte, von österreichischen Erzherzoginnen und russischen Großfürstinnen angefangen, der man auf der Straße nachlief? ... wie viele andere bin ich eben vom Schicksal aus der belle étage in die Dachstube verwiesen worden. ...

Manchmal ist mir's, wenn ich mich zu einem Nachmittagsschläfchen hinlege, zumut', als ob's schön wär, überhaupt nicht mehr aufzuwachen. Zu anderen Malen möcht ich mich aufs Tintenfaß stürzen und das viele, was noch in mir brodelt, was ich noch zu sagen hätte, niederlegen. Dann lach' ich über mich. In der jetzt so beliebten Jazz-Belletristique *[sic]* ist kein Platz mehr für mich."

Ihre menschliche Größe lag darin, daß sie sich über die Wechselfälle ihres materiellen Daseins hinwegsetzte. Als der Wohlstand ihres Elternhauses zusammenbrach, haben sich Ossip und ihre Schwester Marie in einem arbeitsreichen Leben wieder die Daseinsform geschaffen, die ihnen angenehm erschien; eine Existenz in Hotels und von ihnen gemieteten Schlößchen mit Equipage, Kutscher und Diener. Dann kam

noch ein finanzielles Mißgeschick, aber als sie ... 1925 ... bemerkte, die Equipagenzeit sei leider vorbei, tat sie dies mit dem ihr eigenen spöttischen Humor. ...

Anmerkungen

1 Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur, Salzburg, 1966.
2 Aus: Meine Kindheit Erinnerungen einer Siebzigjährigen, in Westermanns Monatshefte, Bd. 136, 1924, S. 485–492 und S. 546–564.
3 Weib bedeutet hier eine Frau aus der Unterschicht.
4 Jama, (eigentlich „jama") ist das tschechische Wort für Grube.
5 Es waren besondere politische Rechte damit verbunden.
6 Ruhm auf deutsch, bei Demonstrationen üblich.
7 Eigentlich František Ladislav Rieger.
8 Aus einer prominenten jüdischen Familie.
9 Leipzig.
10 Berlin-Leipzig, 1919.
11 Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke, Leipzig 1914.

Berta Fanta
(1866–1918)



Abb. 14: Berta Fanta

Unter den in diesem Buch vorgestellten Frauen ist nur eine, deren Lebensumstände ohne Schattenseiten zu sein scheinen: Berta Fanta, geborene Sohr. Sie wurde in einer wohlhabenden jüdischen Familie in der Kleinstadt Libochowitz bei Prag geboren, verbrachte aber ihr ganzes Leben in Prag. Dort führte sie um die Jahrhundertwende einen bekannten literarisch-philosophischen Salon.

Die lebhaften, wenn auch unvollständigen Erinnerungen ihrer Tochter Else Bergmann, die hauptsächlich über die Jahre des Salons berichten, sind unsere beste Informationsquelle über Berta Fanta. Ich zitiere hier vor allem aus dieser Quelle. Sie selbst gewährt uns in ihrem Tagebuch einen subjektiveren Blick auf ihr Denken und Fühlen, aber die Eintragungen erstrecken sich nur über einige Jahre ab 1900.

Sowohl bei Berta als auch bei Else ist ein großes Interesse am eigenen familiären Hintergrund erkennbar, mit dem Ziel, sich selbst besser zu verstehen und mehr über ihre Wurzeln zu wissen.

Wie schon mehrfach erwähnt, trennte eine tiefe Kluft die tschechische und die deutsche Kultur in Prag. Berta Fanta und ihre Freunde lasen Belletristik aus Deutschland, Österreich und aus nichtdeutschsprachigen Ländern, aber mit einiger Sicherheit keine tschechische Literatur. Musik war in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Sie besuchte Konzerte von Smetana und Dvořák und scheint sogar eine besondere Vorliebe für deren Musik gehabt zu haben.

Berta Fantas Sohn Otto erinnert sich:

In ihrem Heim versammelte sich in den Jahren vor dem Krieg ein kleiner Kreis philosophisch interessierter Männer. Das Studium der idealistischen Philosophie war das gemeinsame Ziel. Hugo Bergmann war

das geistige Oberhaupt, meine Mutter das verbindende und belebende Element, Felix Weltsch der analytische Kopf, Max Brod aber brachte immer neue Anregungen und Ideen.[2]

Zu ihrem Schwiegersohn Hugo Bergmann hatte Berta Fanta ein inniges Verhältnis. Die folgende Passage aus einem Brief vom 14. Dezember 1914 an Bergmann, der zu der Zeit Soldat in Galizien war, ist geradezu ein Liebesbekenntnis:

Liebes Hugerle! Dein Geburtstag naht heran, und wir müssen Dich entbehren, ich war aber vielleicht noch nie im Geiste so mit Dir verbunden wie jetzt, wo mir so bang nach Dir ist. Ich denke so viel an Dich, an Dein für Dein Alter so merkwürdig abgeklärtes Wesen. ... Könnt ich nur Deine Höhe erreichen, so aber zittre ich für Dich. ... Mit welcher innigen Liebe ich fortwährend an Dich denke, brauche ich Dir nicht zu sagen. Es ist eigentlich eines freien Menschen fast unwürdig, jemanden so lieb zu haben und dadurch so von ihm abhängig zu sein.[3]

Hugo Bergmann erwiderte diese Gefühle mit einer rührenden Verehrung und Bewunderung: Als er allein bei der toten Berta Fanta im Sterbezimmer war, schrieb er auf, was sie ihm und anderen bedeutet hatte:

... Das Leben ist so kalt und wir frieren, und bei Dir gab es immer bereite Wärme, immer Lob, immer Liebe. Und Anregung! ... Wie nahmst Du alles begierig auf. Und Deine Lustigkeit. Habe ich sie noch irgendwo aufgehoben, Deine Gedichte? ... Wir lasen im Sommer '14 Achad Haam[4], zusammen mit Else und Dir, und ich freute mich so sehr Deines Interesses für das, was Dir bis dahin fremd war. Wie viel, Mama, haben wir zusammen in der Theosophie erlebt! Erst habe ich Dich ausgelacht, dann hast Du mich hinübergezogen. ... Wie ein Bienchen hast Du alles Wissen beflogen und Köstlichkeiten gesammelt. Wohin wird all das kommen? Brod sagte heute: „Wenn es ein Fortleben gibt, dann wird sie eine hohe Stufe erlangen, denn sie war ganz rein." Wie viel Züge Deiner Güte müßte ich erwähnen? ... Wie viel Güte gabst Du damals unserer jungen Liebe, von dem Tag an, wo Du mich zu Dir riefst und mir sagtest, Du seist einverstanden, daß ich Else heirate – ich

hatte selbst noch kaum daran gedacht – ... Wie viel Geselligkeit konntest Du entfalten, abends in Podbaba ..., wo Oskar Pollak Boccaccio vortrug. ... Dein Eifer durchwärmte den Abend wie ein Feuer. Dann kamen Tage, wo wir spazierengingen. ... Du erzähltest von Deiner Jugend, von Deiner unendlichen Sehnsucht nach Bildung, ... wie Du Deine Jugendzeit als junge Frau vertrödelt hast, wie spät Du den Weg zur Bildung fandest, sprachst von den Geheimnissen Deiner Liebe und von den Versuchungen Deines Lebens. ...

Dein Leben war nichts als eine Folge selbstgestellter Aufgaben. ... Einmal lerntest Du zur Stärkung Deines Gedächtnisses Gedichte rückwärts aufsagen; dann mathematische Stunden, dann irgendeine Übung, die darin bestand, dem Dienstmädchen täglich eine Stunde zu widmen. Mama, Mama, wie furchtbar ist es, ohne Dich hier zu bleiben. ... Von Deiner Aufmerksamkeit bei allen Gesprächen ... müßte ich noch erzählen. Hast Du doch ein Wort, das ich zufällig damals in Taormina hinwarf – die ganze Schönheit der Landschaft – verschwinde gegenüber dem Gedanken, daß Menschen in Schwefelgruben arbeiten –, jahrelang immer wieder zitiert. Mama, Mama, wo ist nun Dein Feuergeist, wo sammelst Du Weisheit? Es kann ja nicht sein, daß Dein Streben erloschen wäre!

... Dieses Jagen nach interessanten Bekanntschaften! Wie vielen Schwindlern fielst Du in die Hand! ... So suchtest Du Wahrsagerinnen, Spiritisten auf, gingst in vegetarische Küchen. ... Du wußtest, daß die Wahrheit nicht auf den Heerstraßen der Mittelmäßigkeit und der Gewöhnlichkeit lebt, und Dein Schmerz war immer nur, daß Du nicht die Kraft fandest, in das Abenteuer hineinzuspringen. ...

Und wie rührend Deine Sparsamkeit. ... Elses alte Kleider kauftest Du ihr ab ... Gingst im Theater auf die Galerie und machtest so in der Gesellschaft eine Revolution der Sparsamkeit. ... und schenktest dann Else, wenn sie wenig hatte. ... Du standst immer über Dir, beobachtetest Dich und berichtetest von Dir. Du neigtest zur Eitelkeit ... Wie sehr wußtest Du das ...! Wäre dieser Krieg nicht gekommen! Hätten wir unser reiches, schönes Leben von 1914 weitergeführt! Nun ist all das vorbei, und Du, liebste Mami, gehst von uns, wer weiß, vielleicht zu Tode getroffen durch Deine Liebe und Sorge für mich in dieser ganzen Zeit. Bleibe bei mir, Du Lichte, Reine, Gütige.

Wir lassen Else, die Tochter Berta Fantas, an dieser Stelle fortfahren:

Mama war eine Romantikerin, immer sentimental und immer furchtbar traurig. Das Leben in der Familie hat sie abgestoßen, und sie schloß sich mit innigster Liebe an ihre einzige Schwester Ida an. Die zwei schwärmerischen Mädchen, beide sehr begabt und lernbegierig, wuchsen in Prag bei Onkel Ludwig und Tante Luise unter der Aufsicht von französischen und englischen Gouvernanten heran. Sie besuchten eine sogenannte Erziehungsanstalt für höhere Töchter. Während Ida malte, dichtete meine Mutter und spielte sehr schön Klavier. Ich habe in Gesellschaft meiner Mutter diesen kleinen Ort Libochowitz, wo sie ihre Kindheit verbrachte, oft besucht und ging mit ihr alle Wege im Wald. Auf den Wiesen stolzierten Störche, und Veilchen blühten dort in einer Menge, wie ich sonst nie so viel beisammen gesehen habe. Von weitem tönte ein zartes Kirchenglöcklein, in der Familie das „Poppelserglöckel" genannt. Es war sprichwörtlich in der Familie, da es immer später als alle anderen Glocken zu läuten begann. Mein Vater erhielt später den Namen „Poppelserglöckel", weil er stets in Gedanken vertieft den Gesprächen zuhörte und dann meist einen Satz zur Unterhaltung beitrug, den er gedankenlos bereits von einer anderen Person gehört hatte. Wir Kinder warteten schon immer darauf, ... wie wir auch jedes Jahr auf dem ersten Frühlingsspaziergang auf seine Warnung warteten, nicht unter die Bäume zu gehen, da sie ausschlagen könnten. ...

Großmutter war ungemein wohltätig, gehörte beinahe allen Wohltätigkeitsvereinen führend an und gründete außerdem noch eine Menge Institutionen, so z. B. ein Lehrlingsheim und eine allen Religionen zugängliche freie Küche. ...

Während die Großeltern noch in Libochowitz wohnten, kaufte Großmama eine Apotheke mit einem Haus auf dem Hauptplatz. Sie bestimmte, daß mein Vater die Apotheke später übernehmen sollte. Mein Vater hatte zwar die Absicht, die wissenschaftliche Laufbahn anzutreten, und zwar an der Prager Technik, wo er sich in Kristallographie habilitieren wollte. Aber der Befehl meiner Großmutter köpfte diese Hoffnungen, und so wurde er ein ganz gewöhnlicher Apotheker, und noch dazu sollte er sein Leben in dieser kleinen Stadt verbringen! Dieser traurige Aspekt hinderte ihn aber nicht daran, um die Hand



Abb. 15: Das Haus „Zum Einhorn" am Altstädter Ring

meiner Mutter zu kämpfen, und in der ... Laube ... im Garten fiel er vor Mama auf die Knie und bat sie flehentlich, seine Frau zu werden. Meine ... Mutter konnte nicht anders, als ihm beide Hände zum Kuß zu reichen und ein Jawort zu flüstern. ... Beide fuhren nach der Verlobung nach Prag. Mein Vater wurde Tiro[5] in der Apotheke am kleinen Ring bei einem Apotheker. ...

Meinem Vater kaufte Großmama das Haus am Altstädter Ring „Zum Einhorn", da Mama um keinen Preis auf dem Land leben wollte. Großmama besaß in Prag drei Häuser und jahrelang hatte sie eine eigene Equipage, in der sie zum Korso im Baumgarten ausfuhr. Meine Eltern wohnten zuerst in der Leihamtsstraße und übersiedelten dann später in das Haus Altstädter Ring 21. Papa errichtete an die Apotheke anschließend eine Seifenfabrik im altertümlichen großen Hof des Hauses. Er verstand aber nicht viel davon, verlor eine Menge Geld, und so mußte Großmama auch ihrer zweiten Tochter nochmals eine Mitgift auszahlen. Als Apotheker bewährte er sich aber sehr gut, und die Apo-

theke wurde eine der besten Prags. Sie war im Biedermeierstil mit Mahagonimöbeln ausgestattet, mit einer eigenartigen Uhr, die ihr Ziffernblatt im Halbkreis angeordnet hatte, und … der Zeiger war eine gewundene Schlange. … Das Haus hieß … „Zum Einhorn", weil sich im Mittelalter dort ein eigenartiger Vorfall abgespielt hatte. Die Tochter des damaligen Besitzers fiel aus dem Fenster auf eine … Schafherde, brach dem Widder ein Horn ab und blieb auf diese Weise am Leben. Neben unserem Balkon war ein Relief angebracht, das ein Kind in Gretchentracht darstellte, neben ihm ein Schaf mit einem Horn. Eine Inschrift erzählte die ganze Geschichte. Franz Kafka gefiel das großangelegte Stiegenhaus mit dem geschnitzten Holzgitter, er sagte einmal: „Wenn man ein solches Stiegenhaus sein eigen nennt, muß das ganze Leben davon beeinflußt werden."

Andere Einwohner dieses Hauses hatten weniger Glück. So war einer der Besitzer gezwungen, das Schafott zu besteigen, und mit ihm wurde damals *[1620]* … die ganze tschechische Intelligenz und ihr Adel auf dem Altstädter Ring vor dem Rathaus geköpft. … Bei einer Reparatur fand man eine unterirdische Halle, die mein Bruder in eine Kirche umwandelte. … Ein Gang führte bis zur Theinkirche. In diesem altertümlichen Haus, in den saalartigen Zimmern schufen sich meine Eltern ein schönes Heim. Sie hatten große Gesellschaften, Kostümbälle wurden abgehalten und lebende Bilder gestellt. Man führte Goethes Maskenzüge auf, die er in reicher Auswahl für die Weimarer Gesellschaft geschrieben hatte. Tante Ida und Mama sowie viele Freunde des Hauses betätigten sich dichterisch und verfaßten Theaterstücke, die dann von der Gesellschaft aufgeführt wurden. …

Der philosophische Kreis … veranstaltete zu Sylvester eine Theateraufführung. Das Stück wurde vom Dichter Franz Kafka geschrieben, zusammen mit seinem damals besten Freund, dem Kunsthistoriker Oskar Pollak. Es war eine Verulkung der Brentanophilosophie. … Dieser philosophisch-dichterische Kreis war … die zweite Stufe der Entwicklung meiner Mutter. Die erste Stufe war die … Gesellschaft, die sich auf dem deutschliberalen Prag aufbaute. Die Juden hatten damals noch keine Ahnung, daß man ihr echtes Deutschtum einmal anzweifeln könnte, und verkehrten mit ihren christlichen Konationalen auf das herzlichste.

Der Mittelpunkt der damaligen deutschen Gesellschaft war das Deutsche Casino am Graben, wo sich das gesellschaftliche Leben zum größten Teil abspielte. Mein Vater verbrachte den Nachmittag im Lesezimmer. Vorträge wurden dort veranstaltet, unter anderen sprach dort auch Theodor Herzl und löste großes Erstaunen aus. Im reizenden Rokokosaal wurden Kostümbälle veranstaltet. Neben Hugo Salus wirkten auch Friedrich Adler als Dichter in diesem Kreis und ... Rilkes Vater mit herrlichen blauen Augen und einem Spitzbart ... aber Rilke selbst trat nicht hervor. Werfel hat seine ersten dichterischen Eindrücke von diesen Dichtern erhalten. Da meine Eltern eine Theaterloge abonniert hatten und Großmutter Emilie und Großvater Albert im Parterre abonniert waren, hatte ich als Kind oft Gelegenheit, die deutsche Gesellschaft zu beobachten. ... Die Loge gleich neben der Bühne war die Direktionsloge, wo Angelo Neumann mit seiner Frau, der Schauspielerin Buska, und dem Theaterkritiker Teweles saß. Meine Mutter und meine Tante versäumten keine Wagneraufführung, und auch die berühmten Maifestspiele, die viele Berühmtheiten vereinten, wurden besucht. So sah man Sonnenthal, Kainz und den Komponisten Mahler sowie die Wiener Philharmoniker.

Auch die bildenden Künste spielten eine große Rolle im Leben dieser auf reinen Kunst- und Lebensgenuß eingestellten Generation. Ausstellungen wurden besucht, und ein jährlicher Ausflug nach München zu Glaspalastausstellungen war Pflicht. Die Schwester meiner Mutter, selbst Malerin, gründete mit einigen anderen Künstlerinnen den „Klub deutscher Künstlerinnen", der einerseits ein Mittelpunkt des künstlerischen und geistigen Prags wurde und andererseits durch Errichtung einer unentgeltlichen Mittags- und Abendküche für mittellose Künstler großen Segen brachte. Zwischendurch wurden große Reisen unternommen, und alles Aufgenommene wurde für Vorträge verwendet, die meine Mutter und meine Tante im „Verein Frauenfortschritt" hielten.

Dieser Verein wurde von Frau Rychnowsky und Professor Winternitz zur Propagierung der Frauenemanzipation gegründet und vermittelte durch die Einladung bedeutender Persönlichkeiten ein reges geistiges Leben. Mama hielt dort viele Vorträge und war immer sehr aufgeregt. Leider habe ich auf diese Aufregung sehr wenig Rücksicht genommen und kam beinahe jedes Mal vom Eislaufen zu spät .... Ihre

Vorträge waren immer sehr besucht, und es ist vielleicht interessant, daß die christliche Zuhörerschaft weit größer war als die jüdische. Die Jüdinnen der damaligen Zeit waren an ernsten Fragen nur in seltenen Fällen interessiert.

... Der Umgang meiner Mutter war daher meistens christlich, und durch das Vierhändigspielen war sie mit einigen Frauen der besten arischen Gesellschaft befreundet. Eine dieser besten Freundinnen, die Gattin eines Großindustriellen und Waffenfabrikanten, Marie Poedel, fragte sie einmal: „Berta, wir sind doch so gute Freundinnen, sage mir ganz aufrichtig und im Vertrauen: Brauchen die Juden zu Pessach Christenblut?"

Durch die Bekanntschaft mit dieser christlichen deutschen Gesellschaft, die selbstverständlich aus Demokraten bestand, im Gegensatz zu einer rein deutschvölkischen Gesellschaft, die den Juden ebenso selbstverständlich völlig verschlossen war und die sich manchmal durch antisemitische Skandale hervortat, die sich hauptsächlich an der deutschen Universität und Technik abspielten und den vielen jüdischen Professoren und Dozenten schlaflose Nächte bereiteten, konnte sich meine Tante Ida Freund eine bedeutende gesellschaftliche Stellung auf dem Gebiete der Wohltätigkeit schaffen. Sie gehörte einer Reihe von offiziellen Komitees an und war mit der Statthalterin und der Polizeipräsidentin und anderen hochgestellten adeligen Damen bekannt. Schließlich erhielt sie vom Kaiser die hohe Auszeichnung des Elisabethordens. Im Zusammenhang mit dieser Stellung organisierte sie Tanzveranstaltungen, die exklusiv und auf einem hohen künstlerischen Niveau waren.

Das Geheimnis, daß die Teilnehmerschaft ängstlich abgezählt wurde, wurde stillschweigend gewahrt. Es durfte nur ein Drittel Juden teilnehmen, und auch diese wurden von den christlichen Teilnehmern eingeladen, sozusagen nach den Worten Luegers: „Wer ein Jud' ist, das bestimme ich." Diese Abende werden mir unvergeßlich bleiben. Jeder Abend hatte ein Motto; so hieß einer „Goetheabend", und die Teilnehmer hatten die Pflicht, Kostüme aus dieser Zeit zu tragen und markante Persönlichkeiten aus der Weimarer Hofgesellschaft und aus dem Leben und den Werken Goethes darzustellen. ... Ein anderer Abend war ein Spitzwegabend, und ein anderer hatte wiederum Frans Hals als

Motto. Zum Goetheabend erschienen Max Brod und Franz Kafka als Diplomaten mit Frack und Spitzenjabots und Brustbändern, Max Brod mit grünem, Franz Kafka mit rotem Band.

Langsam bereitete sich eine Veränderung im Leben meiner Mutter vor. Eine tiefe Wagnerverehrung erweckte in ihr mystische und religiöse Erlebnisse, und sie wurde eine fanatische Nietzscheanerin. Das tägliche Gespräch war von Aussprüchen Nietzsches und Wagners beherrscht. Wir Kinder bekamen eine sogenannte freie Erziehung, die uns später sehr schadete, da wir haltlos waren. In meiner Familie war die jüdische Tradition schon seit dem Urgroßvater verschwunden. Mein Vater interessierte sich speziell für Mohammedanismus, und es kostete meine Mutter viel Mühe, ihn davon abzubringen, zum Islam überzutreten. Er war beeinflußt von den Schriften des Raschid Bey, eines deutschen Schriftstellers, der den Islam in Mode brachte.

... Nach dieser Nietzsche-Episode lernte Mama den Dozenten Kastil kennen, der ihr und der Tante philosophische Stunden gab. Auf diese Weise wurde ihr Geist der Philosophie zugeführt, sie wurde eine fleißige Hörerin, Externistin an der Universität und ... Schülerin Professor Martys. Sie legte alle Prüfungen ab ... und erwarb sich zugleich die Freundschaft dieses edlen Mannes. Die Brentanophilosophie und deren Einstellung zu den Weltproblemen und zu den übrigen philosophischen Systemen wurde in der Privatwohnung von Professor Marty eifrig diskutiert, die wie ein Heiligtum geschätzt wurde, und in dem philosophischen Kreis, der den Namen „Louvrezirkel" erhielt, nach dem Café Louvre, in dem er sich versammelte.

Diesem Kreis gehörten die Dozenten Kastil und Eisenmayer an, auch Professor Ehrenfels, der hochinteressante und originelle Gegenpol des kühl logisch denkenden Professors Marty, später auch Prof. Einstein. Prof. Ehrenfels trat für die Vielweiberei ein, um Europa vor der „gelben Gefahr" zu retten. ... Außerdem gehörten diesem Kreis der Dichter Emil Utitz an, nachmals Universitätsprofessor für Ästhetik in Rostock und Halle, der Kunstgeschichtler Oskar Pollak, der eine grundlegende Arbeit über den Barockbildhauer Brokoff schrieb, dessen Werke Kirchen und die steinerne Brücke[6] in Prag schmücken, Paul Amann, der Übersetzer französischer Literatur, Professor Oskar Kraus, Schüler Martys und später sein Nachfolger, und einige exotische Christen, wie

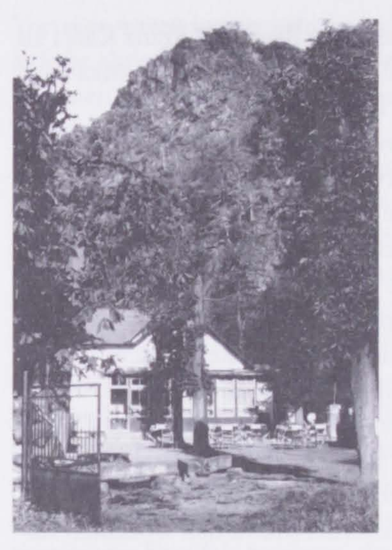


Abb. 16: Die wilde Scharke

ein Baron Nadherny ..., außerdem Max Brod, Felix Weltsch, Franz Kafka, ... Robert Weltsch und noch eine Reihe junger Dichter, darunter Franz Werfel.

Großmama Emilie kaufte eine Villa in Podbaba[7] ... und schenkte sie ihren beiden Töchtern. Das Frühjahr und einen Teil des Sommers verbrachten wir da. Das Haus stammte von der Familie Zdekauer, einer getauften jüdischen Notablenfamilie. Der Garten und das Stiegenhaus waren mit Kopien von griechischen Statuen geschmückt. ... Diese Eindrücke des im Biedermeierstil gebauten Hauses waren bei mir sehr stark ... . Die schönen Spaziergänge durch Felder, Wäldchen und durch die sogenannte wilde Scharke, die schönste Gegend bei Prag, Bootsfahrten und Baden in der Moldau wechselten mit großen Gesellschaften und Familienzusammenkünften und Kartenpartien ab. Man ging oft – zu Fuß nach Prag – durch den Baumgarten und durch Troja, den Park, dessen schöne Statuen aus der Zeit Maria Theresias stammten. ... Die Familie widmete sich auch dem Radsport, und man machte weite Ausflüge in die Umgebung. ...

Große Reisen unterbrachen diese Sommeridylle. Meine Mutter und meine Tante organisierten eine großzügige Wohltätigkeit in dem kleinen Villenort Podbaba. Alte Frauen wurden versorgt, indem man für sie bei der Gemeinde um Unterhaltsbeiträge ansuchte, und meine Mutter und meine Tante gaben selbst aus eigenen Mitteln viel Geld. Der ganze Ort änderte seine Stellung zur Judenfrage. Als meine Familie die Villa übernahm, war ein unvorstellbarer Antisemitismus in der Bevölkerung verbreitet. Wenn wir uns nur auf der Straße zeigten, rief man uns Schimpfnamen nach, und mein Großvater Albert ließ es sich nicht nehmen, den Schreiern nachzulaufen und sie zu verprügeln. ...

Mit der Zeit faßte die Bevölkerung größtes Vertrauen zu unserer Fa-

milie, und wenn wir ausgingen, hörten wir nichts anderes als „ruku líbám, milostpaní, milostpane“ *[Küß die Hand, gnädige Frau, gnädiger Herr]*. Die Ehefrauen kamen sich in allen Eheangelegenheiten beraten. Kinder die von ihren Eltern grausam behandelt wurden, brachte man in Anstalten unter. Schwangere Mädchen, die schon die Absicht hatten, sich in die Moldau zu werfen, wurden bei Hebammen untergebracht, bis sie ihr Kind zur Welt gebracht hatten. ... Die soziale Arbeit in diesem Ort war ausgezeichnet organisiert, und der Ruf der beiden Frauen verbreitete sich in der ganzen Umgebung, so daß wir weit und breit geliebt und geschätzt waren. ...

Die Familie hatte auch einen Tennisplatz gepachtet, wo wir alle einige Male in der Woche *[mit viel Besuch]* aus Prag Tennis spielten. ... In der Villa wurde großzügige Geselligkeit gepflegt, Hauskonzerte, Vortragsveranstaltungen und ein *[alljährlicher]* Sylvesterball.

Der Lieblingsplatz meiner Mutter war ein malerisches Gehöft, das einer christlichen deutsch-tschechischen Familie gehörte, ... mit einer ehemaligen Mühle, mit dem malerischen Mühlenrad und Mühlenbach, und einer Scheuer, deren Dach mit hellgrünem Moos in der Sonne glänzte. Ein Obstgarten, der im Frühjahr ein Blütenmeer war, breitete sich zu beiden Seiten des Mühlbachs aus, an dessen Ufern lila Fliederbüsche ihren Duft mit Apfelblütenduft vermischten. Eine alte Holzbrücke, bewachsen mit Moos und dem zarten Farn Frauenhaar führte zu dem Lieblingsplatz meiner Mutter. Dort, umgeben von Margeriten und blauen Glockenblumen, im Ohr den Gesang der Nachtigallen, ergab sie sich dem philosophischen Studium und ihren dichterischen Arbeiten, während Tante Ida malte. ... Dort führten wir mit Leidenschaft Schillers Dramen mit verteilten Rollen auf. In dieser poetischen Umgebung entstand ein Tagebuch meiner Mutter, und sie gab sich dort Rechenschaft über alle wichtigen Ereignisse ihres Lebens. Leider ist mein Exemplar eine Abschrift meines Vaters, der sich die Freiheit nahm, Stellen, die seiner Ansicht nach anstößig waren, auszulassen. ...

Philosophische Kurse sowie ein Kurs über Goethes Weltanschauung[8] waren in Prag berühmt und brachten meine Mutter mit immer mehr Menschen in Berührung, die geistig strebten und nach Erkenntnis dürsteten. Es war daher kein Wunder, daß sie auch mit theosophischen Kreisen in Verbindung trat. Zuerst war es die rätselhafte Gestalt

der Helene Blawatzki[9], die die Neugierde der Schwestern anzog, und im Zusammenhang mit diesen Studien lernten sie die Frau eines hohen österreichischen Beamten kennen, die sie in mystische Kreise, die gleichzeitig christlich gerichtet waren, einführte. Zur gleichen Zeit beschäftigten sich die Schwestern mit medialen, spiritistischen Phänomenen; meine Tante Ida war selbst ein starkes Medium. ...

Ein schwerer ... Ausziehtisch mit dementsprechend schwerer Einlage erhob sich und flog von einem Ende des Zimmers zum anderen, wo er sich merkwürdig lautlos niedersetzte. Wir eilten herbei, schlossen wieder die Kette, worauf er sich anständig und seelenruhig wieder an seinen angestammten Platz stellt. Als der Dichter Meyrinck bei einer Bekannten mit meiner Mutter zusammentraf, flog eine Kleiderbürste durch ein Fenster hinaus, durch das andere herein. Ein vor kurzer Zeit verstorbener Bekannter, ein Schiffsarzt, meldete sich und bat, man möge seinen Angehörigen das Datum seines Todes mitteilen, ... da der Vater, ein frommer Jude, es schmerzlich empfand, die Jahrzeit[10] seines Sohnes nicht zu wissen. Als nächste Stufe kam das Studium der Besant-Theosophie[11] sowie der indischen Weisheitslehren. All diese geistigen Erlebnisse wurden einem großen Publikum in Gestalt von Vorträgen übermittelt, so daß eigentlich das geistige deutsche Prag ständig an den Geistesentwicklungen der zwei Schwestern teilnahm.

Durch diese Kontakte kamen die Schwestern auch mit der Anthroposophie in Berührung. Rudolf Steiners Vorträge rührten den großen literarisch-philosopischen Kreis auf, und in den saalartigen Räumen meines Elternhauses wurde die Gründung einer neuen anthroposophischen Loge gefeiert. Ich erinnere mich noch an die herrliche Ausschmückung unseres großen Zimmers. Es war ausgeräumt, an den Wänden standen Blattpflanzen, unterbrochen von Sträußen roter Rosen. Auf dem Vortragspult stand ebenfalls ein gewaltiges Rosenbukett; die rote Rose ist ja bekanntlich das Symbol der Rosenkreuzer. An der Wand hing ein Kolossalgemälde, ein schwarzes Kreuz darstellend, umgeben von einem Rosenkranz. Rudolf Steiner gab der Loge den Namen Bolzanologe, nach einem berühmten Prager Philosophen und Professor Hugo Bergmann zu Ehren, der damals gerade eine Arbeit über Bolzano veröffentlicht hatte. Wir alle standen unter dem Zauber der Persönlichkeit Steiners und bemühten uns, jeder nach seiner Art und

Fähigkeit, den schweren Anforderungen, die seine Lehren stellten, zu genügen. Die Vorträge Steiners waren überfüllt, und alle Geistigen waren von den neuartigen Anregungen elektrisiert. Ich erinnere mich während der Vorträge beobachtet zu haben, wie die Augen Franz Kafkas blitzten und leuchteten und ein erfreutes Lächeln sein Gesicht erhellte. Andere wieder schauten skeptisch drein, und es gab sogar Leute, die eingeschlafen waren. ... Die Anhänger und Anhängerinnen Steiners waren über diese Sünden entsetzt, mußten aber jede Bemerkung unterdrücken. ... Berühmt waren auch die Goethekurse *[meiner Mutter]*, in deren Verlauf sie in höchst origineller Weise den geistigen Werdegang Goethes darstellte.

Meine Heirat mit Hugo Bergmann war ein einschneidendes Erlebnis für meine Mutter, ... eine richtige Wunscherfüllung. Sie wünschte sich einen Schwiegersohn, genau wie Hugo Bergmann war, und erhoffte für ihn eine wissenschaftliche Laufbahn an der Prager Universität. ... Da traf uns alle ein furchtbarer Schlag, der Krieg brach aus. Die Verzweiflung meiner Mutter ..., als Hugo Bergmann gleich in den ersten Tagen nach Galizien einrücken mußte, war unbeschreiblich. Tag und Nacht dachte sie an nichts anderes, als ihn irgendwie der Gefahr zu entreißen. ... Als nach zweijähriger Kriegsdauer ein Kollege Bergmanns nach Prag kam, bestürmte sie ihn, ihr zu ermöglichen, mit seiner Abteilung an die Front zu gehen, die sich damals in Ungarn befand. Der Leutnant konnte durchsetzen, daß sie sich als Krankenschwester seiner Abteilung anschließen durfte. Sie hatte unterdessen am jüdischen Spital in Prag einen Krankenpflegerinnenkurs beendet, der ihr das Recht gab, sich als Rote-Kreuz-Schwester zur Front zu melden. ...

So ließen wir sie schweren Herzens ziehen. Leider hat sie sich ... durch die ungewohnten Strapazen eine Nierenkrankheit zugezogen, die schon latent war, sich aber durch die schwierigen Verhältnisse kolossal verschlimmerte. Als sie in der Etappe ankam, mußte sie zwei Tage auf ein Wiedersehen mit ihrem Schwiegersohn warten und benutzte die Gelegenheit, mit dem ... Stabsarzt Schach zu spielen und seine Freundschaft zu erwerben. Als Hugo Bergmann mit einer Herzschwäche ankam, war der Stabsarzt bereit, ihn nach Wien zu schicken. Meine Mutter hatte in Wien den Kommandanten des Parlamentsspitals als theosophischen Anhänger Steiners besucht, und demzufolge wurde

Hugo Bergmann dort aufgenommen. Mein Bruder Otto war damals auch in Wien als Mittelschullehrer tätig[12], und so beschlossen wir, *[in Wien zu bleiben]*. Diese Zeit war für meine Mutter eine große Erholungszeit. Sie verkehrte viel mit Ernst Müller, dem Bibliothekar der Jüdischen Gemeinde, Übersetzer Bialiks[13] ins Deutsche und Herausgeber vieler philosophischer und theosophischer Werke. Auch andere geistige Persönlichkeiten wirkten anregend auf *[sie]*.

Als Hugo aus dem Spital entlassen war, übersiedelten wir noch für einige Wochen in einen Vorort im Wiener Wald, wohin eine Freundin meiner Mutter, eine Schriftstellerin, die unter dem Namen Hermann Dahl vielgelesene Romane schrieb, sie einlud. Diese Freundin ermöglichte, daß ein Gesuch Hugo Bergmanns, als Dolmetscher bei der Armee eingereiht zu werden, positiv erledigt wurde. So waren wir alle glücklich, ihn der schrecklichen Lebensgefahr entrückt zu sehen. Meine Mutter hat immer die Ansicht ausgesprochen, daß Doktor Steiner recht behielt, der sich einmal äußerte, daß Hugo Bergmann den Krieg gut überstehen würde und noch zu großen Aufgaben in Israel berufen sei. Leider hat meine Mutter die Erfüllung des zweiten Teiles seiner Weissagung nicht mehr erlebt. Sie erlebte noch seine Rückkehr nach Kriegsende und seine Berufung nach London als Sekretär des Erziehungsdepartments der Zionistischen Organisation. ... Sie war aus Liebe zu ihrem Schwiegersohn ... und aus Verachtung der faulen Gesellschaftsordnung in Europa entschlossen, mit uns nach Palästina zu gehen, und wollte ihr Leben radikal ändern. In einem Brief an Bergmann schrieb sie:

„Liebes Hugele, ich beschäftige mich jetzt so sehr mit Deinen Palästinaplänen. Da ist eine Aussicht auch für mich, noch nach meinen Wünschen, nach meiner Sehnsucht zu leben. Ich denke mir das so, daß jeder, der in einer solchen Gemeinschaft lebt, förmlich das Segenbringende seiner täglichen Arbeit fühlt, daß man endlich festen Boden fühlt in der Ausübung seiner Pflichten gegen andere, ohne das individuelle Streben aufgeben zu müssen. Welche Vorarbeit wäre nötig, um sich irgendwie vorzubereiten auf eine nützliche Tätigkeit? Ich denke mir, es wäre gut, anständig kochen zu können oder Gartenarbeit zu verstehen. Ich stelle es mir als Ideal vor, noch auf meine alten Tage als Köchin oder Aufseherin einer Küche Euch allen nützlich zu sein. Wenn ich nur

noch den Kopf hätte, Hebräisch zu lernen! Ich kann Dir gar nicht sagen, wie unaussprechlich zuwider mir unsere Gesellschaftsordnung ist. Mir ist, als ginge ich über Sümpfe, in die ich ganz zu versinken glaube. Sollte da eine Rettung möglich sein? Könnte man als Freier unter Freien leben, dann würde mich nichts in Europa halten können. Den Verzicht auf die Genüsse der höheren Kultur denke ich mir für mich sehr leicht. So habe ich jetzt eine Hoffnung vor mir. Dich küssend, Mama."

Sie wollte in einer Kwutzah Köchin sein, sie, die geistvolle, verwöhnte Salondame ... sie starb, weil sie sich beim Teigrühren zu viel anstrengte. ... Sie starb ... auf dem Wege der Verwirklichung ihrer Alijah an Herzschlag. Sie erreichte nur ihr zweiundfünfzigstes Lebensjahr, und ihre allerletzten Worte, bevor sie das Bewußtsein verlor, waren im Ton tiefster Trauer: „Zweiundfünfzig Jahre!"

Es folgen Auszüge aus Berta Fantas Tagebuch, von ihrem Mann ediert und daher leider kein ganz authentisches Zeugnis:

14. November 1900. Ich habe heute einen glücklichen Tag erlebt; schon früh stand ich nach einer angenehm verträumten Nacht angeregt und lebensfähig auf. Es gibt Tage, an denen man es als Genuß empfindet, zu leben und zu erleben, andere, an denen man am Schönsten und Wertvollsten stumpf vorübergeht und alles, was auf ein Mitschwingen und Mitklingen unserer Seele Anspruch erhebt, als etwas Feindliches, Störendes betrachtet. Solche Stimmungen oder Lebenshemmungen treten bei mir regelmäßig auf, immer zu bestimmten Zeiten, und sind mit einer Mattigkeit des Körpers verbunden, die ein gesundes Fühlen verhindert. Eine unangenehme Gleichgültigkeit beherrscht mich dann, die nur zeitweise einem verbissenen Zorn weicht.

Ich fühle gerade an diesen Tagen, wo meine Nerven durch eine physiologische Hemmung verhindert sind, kräftig zu reagieren, das Wahre, Ureigentümlichste meiner Auffassung des Lebens, die Ironie nämlich, daß wir Menschenkinder verurteilt sind, dem Rätsel des Seins gegenüberzustehen und uns nie der Lösung desselben zu nähern, und daß unser ganzes, zuckendes, sprühendes Empfinden seine Wärme in ein kaltes, uns umgebendes Nichts verhaucht. Wenn dieses Gefühl in mir

mächtig wird und ich nicht die Kraft besitze, mich einer bewußten künstlerischen Täuschung hinzugeben, die dann als wahr empfunden auf mich wirkt, fühle ich mich sehr unglücklich und tue mir dann schrecklich leid. Heute also war dies nicht der Fall. Ich war aufnahmefähig und nicht wenig stolz auf mich. Ich hatte so eine rechte Freude an mir, daß ich dem geistreichen Vortrag des Professors Ehrenfels über Wagner, Tolstoi und Ibsen so recht mit Verständnis folgen konnte; ich fühlte förmlich, wie mir im ganzen Körper vom Gehirn aus warm wurde, wie ganze Gedankenreihen und Ketten sich bildeten und loslösten. …

Am Nachmittag war ich wieder bei einer Vorlesung; Otto Ernst trug eigene Dichtungen vor, die von so wahr empfundener Stimmung waren, daß ich meinem Schwesterchen ganz entzückt von Zeit zu Zeit in die Augen sah, als ob ich sagen wollte: „Sind wir zwei Glückspilze, so etwas zu hören, zu fühlen." Wie ein zarter Hauch liegt es über diesen kleinen poetischen Ergüssen, und es ist so riesig angenehm, neben jemandem zu sitzen, von dem man sicher weiß, daß er durch kein Wort, durch keine kalte Miene die Stimmung zerreißen wird. … Im Gegenteil, ein gleichzeitiges Aufblitzen des Auges, ein verständnisvolles Lächeln, bei einer von mir witzig gemeinten Bemerkung, da fühlt man sich kannibalisch wohl. Alle Gesichter, die ich nicht leiden kann, das lange des Herrn Teweles,[14] das breite meiner Tante, das zerraufte, lyrische ihres Schwiegersohnes, verschwinden dann, und ich empfinde nur die wohltuende Nähe meines Schwesterchens, eines Menschen, der mich versteht und den ich liebe mit allen seinen schlechten und guten Eigenschaften, die in meinen Augen weder gut noch schlecht sind; sie entspringen notwendig dem mir so wertvollen Charakter. Hurra, ich bin froh, daß ich sie habe und sie so liebhaben kann.

Eine merkwürdige Wirkung hatte die Stimme des Ernst Wolzogen[15] auf mich, den ich vorige Woche hörte. Es lief mir kribbelnd und prickelnd das Rückenmark entlang; war das eine sinnliche Regung? Ich glaube fast. … Ist es möglich, daß die Klangfarbe oder der Ausdruck einer Stimme so körperlich wirkt? … Ich habe mir durch die Dichtungen Wolzogens, die so ganz meiner Geistesrichtung entsprechen, das Interesse für den Menschen Wolzogen suggerieren lassen. … Diese Stimme, das intimste Stück Persönlichkeit, könnte mir gefährlich werden. …

21. November 1900. Eine Morgenszene bei uns. Mein Mann erwacht mit dem Ausruf: „Schlange, Schlange." Diese Worte haben eine merkwürdige Wirkung, Else … ruft nicht erstaunt, aber angenehm erheitert aus: „Aha, da hat die Mama wieder jemanden im Traum geküßt, nicht wahr, Papa. …" Antwort: „Mische dich nicht in Dinge, die du nicht verstehst!" Dann, sich zu mir wendend, in strengem, forschendem Ton: „Kennst du einen Herrn Kraus?" – „Ich kenne sechs Kräuse", erwidere ich mit Seelenruhe. „So beschreibe mir einen nach dem anderen!" – „Das kann ich kaum, ich würde einen Krauskopf mit dem anderen verwechseln." – „Also gut, machen wir's kurz, kennst du einen mit langem, rotem Bart?" Da ertönt schon von meinen Lippen ein so kraftvolles Lachen, daß mein eifersüchtiger Ehegemahl sich eingeschüchtert fühlt und die Sache mit sich selber ausmacht. Meine angeborene Bosheit kann aber nicht umhin, so aus mir zu sprechen: „Aber Mannerl, gönne mir doch wenigstens im Traum eine Untreue, in Wirklichkeit finde ich doch so nicht den Mut dazu." Was nun folgt, sträubt sich die Feder niederzuschreiben.

Es gibt Schlingpflanzen, deren Stengel spiralförmig wächst. Man hat Versuche gemacht, die entgegengesetzte Richtung zu erzwingen; die Pflanze büßte dabei ihr Leben ein. Die Richtung unserer Charakterspirale wollen die Menschen fortwährend an uns ändern; gelingt der Versuch, dann ist unsere Persönlichkeit gestorben.

26. November 1900. Der Schöpfer der Welt ist nach meiner Vorstellung ein unfaßbares Wesen, welches … in den Gesetzen der Natur für uns eine Rätselschrift bereitet hat. Die Zeichen sind … schwer les- oder lösbar; die vollendete Auflösung wird aber sicher einmal gelingen, dem Wesen des Rätselschreibers aber werden die Errater nie näherkommen, auch nie seine … Zwecke erkennen, denn wenn es mir auch vorstellbar ist, daß eine Mücke durch irgend eine Möglichkeit erkennen könnte, daß mein Finger sich ihr nähert, so ist es mir unvorstellbar, daß sie aus der Fähigkeit meines Fingers, sie zu erdrücken, auf … mein Wesen … schließen könnte, und doch hätte sie … einen kleinen Teil meiner … Person gesehen, während wir nur den abstrakten Willen ahnen.


Abb. 17: Die Karlsbrücke

6. Dezember 1900. ... Schade, daß den fortgeschrittenen Kulturmenschen der lebenserhaltende Instinkt mehr und mehr verlorengeht, den die niedrigeren Organismen im höchsten Grad besitzen. Eine Pflanze wendet ihre Blätter der lebensspendenden Sonne zu, erzwingt womöglich eine günstigere Lage. ... Und was tun wir nachdenkenden Menschenkinder? ... das Althergebrachte sind die Schatten, die unsere Lebensformen verhüllen; aus Instinkt finden wir den Weg nicht mehr zu Wärme und Licht, durch den Verstand ... noch nicht. Wird die Zeit kommen, in welcher wir endlich empfinden lernen, was für uns lebenserhaltend ist, dann würden wir glücklich werden und auch liebenswürdig. Nur wenn wir uns befriedigt fühlen, sind wir Menschen liebenswürdig.

7. Jänner 1901. Jedes Ding hat den Widerspruch im Leib. Wie vertrackt der Gedanke ist, daß man durch verneinende Eigenschaften beweisen kann, daß etwas ist. Von „nichts" kann man nicht sagen, daß es wechselnd etc. ist. ... Negationen setzen etwas Seiendes voraus. Dieser Gedanke wurde bei der Lektüre von Nietzsches „Götzendämmerung", die ich mit Otto F. betreibe, in mir erregt.

Heute nahm mich mein Mann feierlich auf die Seite und sagte in wohldurchdachtem, ernstem Ton zu mir: „Jetzt beantworte mir diese Frage, die ich an dich richte, aber wahr und offen sollst du sein. Ist es möglich, daß eine Frau, die ihren Mann innig geliebt hat, als Witwe einen zweiten wieder lieben kann und ebenso innig?" – „Nein", antwortete ich begeistert. Er schmunzelt in größter Zufriedenheit, ich vollende den Satz, indem ich hinzusetze: „Ich glaube nämlich, nicht nur den

zweiten, sondern ... noch mehrere." Ich hörte nur noch ein heiseres Lachen.

8. Jänner 1901. Das war einmal eine tolle Neujahrsnacht. Wir erlebten den Zwölf-Uhr-Schlag auf der steinernen Brücke.[16] Goldbrunner zog eine uns zivilisierten Menschen nötige Keramik hervor und entlockte ihr zwölf feierliche Schläge mit dem Kochlöffel ...

Meine Religion

1. Bete den Schöpfer nicht nach Menschenart an, damit erniedrigst du ihn. Er ist unfaßbar in seiner unendlichen Güte.
2. Schaffe dir nach seinem Vorbild deine eigene Welt, in der die Gesetze deines Wesens herrschen.
3. Behandle deinen Körper und Geist mit Vernunft, auf daß du gesund lebest auf Erden.
4. Versuche überall Schönheit und Kunst zu finden; wenn du mit allen Sinnen suchst, bist du schon in das Reich der Schönheit gedrungen.
5. Gib den Armen von deinem Geld und nicht von deinem milden Sinn, und suche die Reichen an Geist, daß sie dir von ihrer Münze geben.

Wie lange wird das meine Religion bleiben? ...

19. Jänner 1901. Die heutige Ehrenfels[17]-Vorlesung war besonders interessant. Der Hauptgedanke war ...: Wie können wir ... den Sinn der Schöpfung als zweckdienlich betrachten? Sind wir doch der kleinste Teil ... der Welt. ... Mit unserer Kenntnis von drei Dimensionen, es gibt gewiß Geschöpfe in anderen Welten mit vier-, ja hundertdimensionalen Empfindungen; dieser Gedanke ist so groß, daß man das Gefühl hat, darin unterzugehen. Ich sagte zu Ida: „Ja, wieso haben sich dann diese überlegenen Geschöpfe noch nicht mit uns Erdenbewohnern verständigt?" Sie antwortete: „Kümmerst du dich um den Floh? ... Ich glaube, daß wir dreidimensionalen Würmchen eben die Annäherungsversuche ... gar nicht verstanden haben. ... Was würde es dem Floh nützen, wenn wir in unserer Sprache zu ihm reden würden ...?"

29. Jänner 1901. Was reizt … uns zum leben? … Ich will den nächsten Tag erleben, weil … er anders sein wird als der vergangene. …
6. Feber 1901. Gestern war das fünfzigste böhmische Kammermusikkonzert. Ich war mit Ida allein, ein seltener Fall, ein Andante-Satz aus einem Smetana-Quartett hat mich tief ergriffen; es war mir, als ob die Viola und das Cello das allgemeine über uns schwebende Schicksal in Gestalt einer getragenen schwermutsvollen Grundmelodie verkörpern wollten, während die beiden Violinen, bald freudig zitternd, beschwingt, bald leicht darüber hinwegschwebend, bebend und zuckend, unser kleinliches, individuelles Los, unser persönlichstes Erleben wiedergeben sollten. Dem folgte ein geistsprühendes Quintett von Dvořák, eine Überfülle slawisch gefärbter musikalischer Gedanken in liebenswürdigster Form, virtuos gespielt. Man hatte das Gefühl, daß die Instrumente gar nicht berührt werden, sondern von selbst die ihnen innewohnende Klangschönheit ausströmen. …

12. Feber 1901. Als ich heute mit Else übte und achtgab, daß sie ja keine Note mit der anderen verwechsle und daß die Finger genau nach Vorschrift gekrümmt seien, überkam mich der ungeheuerlich unruhige Gedanke, was alles in diesem Augenblick in der Welt vorgehen möge. Mir schwindelte bei dem Erinnern an all das Leben in Höhe und Tiefe. … Mit rasender Schnelligkeit flogen meine Gedanken durch dieses Wirrsal, und unwillkürlich drückte ich beide Hände an meine Schläfen, um mich zu beruhigen. Das gelang auch sogleich. … Ich dachte mir: Tue nur still deine Augenblickspflicht, du winziges Augenblickswesen. … Das unermeßliche Saitenspiel der Welt würde dich sonst im ungeheuren Wirbel mit fortreißen in den Abgrund. …

15. März 1901. Ich verlebte einen besonders genußreichen Abend im Theater. Mein geliebter Zarathustra erschien vor mir in einem genialen Tongemälde verkörpert. Jetzt habe ich diese Gestalt zweimal in mir aufgenommen: durch Nietzsches Kunstwerk … und nun die erhabene Symphonie von Strauss. … Mit allen Sinnen habe ich jetzt den Geist meines geliebten Nietzsche aufgenommen. … Besonders das Nachtlied und das Kapitel „Von der großen Sehnsucht" erstanden durch diese tiefen Melodien in ihrer traurigen Schönheit vor mir. Das in rühriger

Größe dahinströmende Naturthema auf zitterndem, tremolierendem Grund verkörperte meisterhaft die Größe der herrschenden Natur und unsere unsichere, wechselnde Naturerkenntnis.

3. Mai 1901. Durch den heutigen Ehrenfels-Vortrag ist mir ganz klar geworden, wieso ich und Max auf den Gebieten der Künste so verschieden empfinden. ... Bei meinem Mann ist der plastische Sinn sehr, der Gefühlssinn schwach entwickelt, daher das Verstehen eines Bildhauerwerks oder einer architektonischen Schönheit. Bei mir ist der plastische Sinn kleiner ... der Gefühlssinn aber, der durch eine reiche Phantasie und Gedankenwelt hervorgerufen wird, in hohem Maße vorhanden, daher die erhöhte verständnisinnige Freude an einem Musikwerk und an einer dichterischen Tat. ... Wir sympathisieren mit solchen Menschen, die dieselben Neigungen und Abneigungen haben ... daher auch im Großen der nationale und Rassenverband.

14. Mai 1901. Ida, ich und der große Otto verbrachten einige Tage in Libochowitz. Mit Sehnsucht warteten wir auf den Augenblick, bis wir die Stätten unserer Jugend wiedersehen konnten. ... Von Erinnerungsbildern umgeben, saßen wir auf dem Postament des ländlichen Heiligen auf dem Marktplatz. ... Mit unsichtbaren Schritten näherten sich uns alle die Erlebnisse und Personen, die in früheren Zeiten auf uns gewirkt. ... Das Jägerhaus und der Schebin[18] prangten in unbeschreiblicher Blütenpracht. Der Schloßgarten lockte ... eine Fülle von ... Empfundenem hervor. Es war eine Märchenstimmung ... wie sie nur Erwachsene empfinden können. ...

4. Juli 1901. Ich bin von einer fünftägigen Reise zurückgekehrt, die ich mit Idchen unternommen habe ..., per Rad nach Dresden, durch eine reizvolle Gegend. ... Das ist eine Prachtfärbung und das Vogelgezwitscher. ... Dieser dunkle Teich, das ist eine Landschaft von Leistikoff, dort ein Böcklineffekt usw. In Dresden besuchten wir die Kunstausstellung, welche eine Fülle von Sehenswertem brachte, einen herrlichen Kopf des Malers Wiscelenus, einen märchenhaft geheimnisvollen Ludwig Hoffmann. ...

Nachmittags. ... radelten wir ... nach Meißen, um die stolze ...

Albrechtsburg bei glühender Abendbeleuchtung zu erwischen. ... In bläuliche Schatten gehüllt, hoben sich Städtchen und Schloß scharf vom gelb-roten Hintergrund ab. ... Von der *[Dresdener Bildergallerie]* statteten wir den ... herrlichen Colibris und Paradiesvögeln einen Besuch ab; das sind eingefangene Sonnenstrahlen. ... von dort ging's über Pillnitz, wo zufällig ein Stück hinfälliger Menschlichkeit in Gestalt des Königs und ein dickes Endchen Weiberphilistertum als Königin von Sachsen verkörpert, vorbeifuhren. Abends wurde ich von meinem Mann mit sehnsüchtigen Wünschen empfangen. ...

1. August 1901. Es gibt verschiedene Arten von Pessimismus. Unter einem ... Scheinpessimismus leben Menschen *[wie Mama]*, welche ... oft von Leiden und Nichtigkeiten unseres Daseins sprechen, sich aber *[dabei]* riesig wohl fühlen. ... Dann wieder Pessimisten, welche, wie der Vater, vom kleinlichsten Schwarzsehen befallen sind; auch solche verdienen den Namen eigentlich nicht, denn gerade weil sie die Dinge ... für zu wichtig halten, ... beunruhigt und betrübt sie alles. Die eigentlichen Pessimisten ... fühlen den Unwert sämtlicher Lebensumstände. ... Die graue Gleichgültigkeit hüllt sie ein, ... so daß sie nicht einmal im Besitz ihrer Freiheit bleiben, ... welche sie zum Selbstmord führen müßte. ...

23. August 1901. ... Mein Mann ... in seiner brutalen, gesunden Männlichkeit gibt sich frag- und gedankenlos der Sinnlichkeit hin, und ich weiß gerade diese stumpfe Unempfindlichkeit ... an ihm zu schätzen; würde er so fein nuanciert und verständnissinnig auf meine Eigenart eingehen, wie ich auf die seine, dann hätte er mich bald satt ... und er würde fortwährend nach Abwechslung streben.

24. August 1901. Mein Schwiegervater besuchte mich gestern nach fünfzehn Jahren. Es war, als ob der Vertreter einer fremden Welt neben mir sitzen würde; ich betrachtete das alte Wundermännchen mit liebevollem Verständnis und dachte mich lebhaft in seine Empfindungen ein. Er saß in unserem Gartensalönchen, nahm ein Buch nach dem anderen in die Hand, denn daß es drei Bücher geben könnte, die gleichzeitig unbenützt auf einem Tische liegen und so viel Geld kosten, war ihm in sei-

ner kindlichen Auffassung am auffallendsten, und deshalb ergriff er sie wie das Kind das glänzendste Ding, das ihm fremd ist. Dann kamen alle die naiven Fragen: warum Else eigentlich lerne, weswegen so viele Butterbrote aufgestrichen werden, was wir in Podbaba treiben, wenn wir keine Milch- und Kuhwirtschaft haben. Dazwischen erklärende Worte über die merkwürdige Tatsache, daß er so schöne Stiefel anhabe. Die Mädchen, seine Enkelinnen, nahmen ihm seine alten, schlechten ... vor der Nase weg und setzten die schön modern lackierten dafür hin, so mußte er ... in sie hineinschlüpfen. Dann der Jammer über die vielen weißen Krägen und Taschentücher; die bösen Mädchen hatten die zwei großen roten, die er für drei Reisewochen mitnehmen wollte, gegen ein Dutzend weißer vertauscht. Sogar Trikothandschuhe sollte *[er]* über seine groben, abgearbeiteten Bauernhände ziehen, um in Prag seinem eleganten Oberstleutnantsohn nicht weh zu tun. Ein derber Klotz, der nichts anderes als Müdigkeit nach schwerer körperlicher Arbeit, Hunger und Durst kannte. ... Das ist ein Mensch wie ein Stück Fels, hinausgewachsen aus Mutter Erde, sich nährend, weiterlebend, ohne Absicht, ohne Bewußtsein seiner selbst, nicht angekränkelt von irgend einem Gefühlswurm, ohne Vater- und Menschempfinden, einfach, leer, natürlich und kräftig. Wie ein Baum im dichten Walde sinkt, vom Alter gebrochen, so wird er einst sterben, ohne eine Leere zu hinterlassen. Er hat keinen Berührungspunkt mit der Welt der anderen, aber auch keine eigene Verstandes-, sondern nur eine Instinktwelt.

31. August 1901. Durch die Anwesenheit Mautners ... komme ich gar nicht dazu, meinen gewohnten Beschäftigungen nachzugehen. Seine stark ausgeprägte geistige Persönlichkeit lenkt meinen Gedankengang in sein Fahrwasser, meine Neigung, mich grüblerischen Hypothesen betreffs der Welteinrichtung und Erscheinungen hinzugeben, kämpft vergeblich gegen seine Verstandesrichtung an, welche ihm bestimmte Grenzen in dem Streben nach Erkenntnis vorzeichnet. Innerhalb dieser Grenzen liegen alle uns durch unsere Sinneskräfte und Erfahrungsschätze zugänglichen Gebiete. Dieses Gedankenfeld ist außerordentlich gedehnt, wird von seinem originell zugreifenden Verstande nach vielen Seiten ausgiebig und fruchtbringend bearbeitet. Er sieht mit freudiger Spannung ... auf die noch dunkel vor ihm liegenden

Strecken, und es erfüllt ihn die anregende Gewißheit, mit der fortschreitenden Lebenszeit immer weiter in das unbekannte Gebiet zu dringen. Jede Denk- und Empfindungsweise aber, die über diese Grenzen hinausführt, ist ihm fremd. ...

8. Oktober 1901. Ich habe versucht, meine Aufmerksamkeit auf den Inhalt der verschiedensten Bücher zu lenken, Machs Versuch, den Vergleich des Physischen mit dem Psychischen, und Brentanos Philosophie habe ich begonnen zu lesen. Es wollte mir nicht gelingen, eine Gedankenkette zu bilden; immer wieder riß dieselbe entzwei. ... Ein Roman, ... „Familie Ursleu" von Ricarda Huch[19], hat mich außerordentlich gefesselt, durch den lebensvollen Ton stürmischer Leidenschaft und die wahr empfundenen, aus der Tiefe der leidenden und fühlenden Menschenbrust geholten Gedanken und Bilder; durch die beiden Stücke von Björnson „Über unsere Kraft" begann meine schlafende Gedankenwelt aufzuwachen. ... Der ... klare Gedanke, daß alles, was unsere ... Kraft übersteigt, schädlich ist und zum Untergange führt ... ist groß und überzeugend. ... Ich verbrachte nach dem Theaterabend eine schlaflose Nacht; Wahnsinn, Mord, Selbstmord und Dynamit verträgt mein Nervensystem nicht.

Else ist ein hübsches, rotwangiges Mädchen; wenn wir zusammen über die Gasse gehen, ist es, als wollten die Leute sagen: Die Mutter ist noch eine schöne Frau, die Tochter schon schön. Else faßt die Ereignisse im Leben resolut auf. Hat sie einen Wunsch, so sucht sie denselben mit allen Mitteln zu erreichen; gelingt es ihr aber nicht, dann hat sie kaum ein Bedauern für seine Nichterfüllung. ... Jedenfalls erscheint mir dieser Trieb sehr selbsterhaltend. ...

17. November 1901. Meinem schrankenloses Sehnen nach geistiger Anregung, nach Wachrüttelung meiner schlummernden Kraft ... wurde gestern durch einen Vortrag ... über Böcklin ein Ziel gesetzt. Mir ist in der letzten Zeit soviel Lebensbejahendes verlorengegangen, daß ich noch fortwährend wie vor einem Grabe stehe, in welches das Schicksal ein Stück meines eigensten heißen Gefühls versenkt hat. Ich verkehre mit denselben Menschen, aber ihr Äußeres erscheint mir wie eine bekannte Hülle, hinter welcher ein fremder, kalter Mensch steckt.

Solange ich mich einer wohligen Täuschung über mich selbst hingeben konnte, lebte ich freudig und erwartungsvoll. Jetzt, wo die Wirklichkeit mit brutalen Tatsachen zu mir spricht, hat sie den bunten Schleier der schönen Möglichkeiten weggerissen. Entzaubert steht mein eingebildetes Märchenland da. ... Aus diesem lähmenden Wirklichkeitsempfinden hat mich also der Vortrag geweckt. Diese ... herzberauschende, Gott offenbarende Täuschung durch die Werke Böcklins, dieses starken Neuschaffers von herrlichen Geschöpfen ... wurde mir durch die meisterhafte ... Beredsamkeit vermittelt. ... Die anregenden und in reizvoller Form gegebenen Gedanken brachten alle meine Geistersaiten mit ins Schwingen. ... Da hatte ich es wieder, mein verlorenes Märchenland, neu bevölkert ... es zieht mich wieder in die lauschigen Laubgänge des Lebens ... ich fühle wieder Schönheit und leuchtende Farbenpracht. Des Schauens selige Lust war wieder hier, ... das Bewußtsein seinen Werken und lockenden Irrgärten folgen zu können, beglückte mich so, daß ich ... meinem aufhorchenden Mann und Else fast den ganzen mächtigen Eindruck wiedergeben konnte. ...

14. Dezember 1901. Das gestrige Seminar gestaltete sich besonders anregend oder eigentlich aufregend. Es war eine hochnotpeinliche Gerichtsverhandlung. Mein edler, königlicher Nietzsche der Angeklagte, ein kühler Verstandesprotz sein öffentlicher Ankläger, fremde, ihn nicht kennende Zuhörer seine Richter. Man nahm ihm seine strahlende, diamantenbesetzte Krone vom Haupt, indem man sie als ... Talmigold bezeichnete, seine Prachtgewänder, die unzählige Augen entzückt und in glückliche Stimmung gebracht, wurden ihm nach und nach vom Leib gerissen, sein Geist und seine Früchte als wurmstichig erklärt und verlästert. Ich ... übernahm die Verteidigung meines Lieblings. Es stand mir plötzlich eine reiche Ausdrucksfähigkeit zu Gebot. ... Ich schilderte den Rausch, die Wonne, die mir Nietzsche bereitet, ... die Fülle von Freiheit und schönem, selbstbewußtem Wollen, die er mir einflößte. Ich glaube, es war den beiden Herren *[Doz. Kastil und Prof. Ehrenfels]* ziemlich unheimlich zumute bei diesem Gefühlsausbruch; einem Elementarereignis gegenüber fühlt man sich immer beklommen.

Hier folgt einer von den vielen kleinen, Berta Fantas kleinen Sohn betreffenden Einschüben. Ein Ausspruch Ottos: „Wenn ich die Torte anschaue, läuft mir das Wasser im Munde herum."

März 1902. Ich empfinde förmlich den Flügelschlag des dahinfließenden Lebens, ich möchte es am liebsten zum Stillstehen zwingen, seinen Inhalt zusammenpressen. ... Die bewußte Zwecklosigkeit, mit welcher der reife Mensch sein Leben ausfüllt, wird im kindlichen oder noch mehr im jugendlichen Alter zum unklaren Hoffen und Wollen. Dieser nach Reife strebende Gemütszustand braucht zu seiner Entwicklung Regen und Sonnenschein, Sturm ohne Stille. Else macht eben diese Entfaltung durch, bald unglücklich feindlich dem Erlebten gegenüber, bald wonnestrahlend voll Selbstbewußtsein, nie ruhig abwartend, sich begnügend, heute heftig verliebt, morgen ebenso heftig hassend. Bei Otto führt der nörgelnde Verstand die Führerrolle seiner Empfindungswogen. Er ist ein realistisch denkendes Kind, das sich selten von seiner Phantasie über sich selbst hinaustragen läßt. ...

30. Juli 1902. Ich will des heutigen Tages besonders Erwähnung tun, weil er mir viele wohltuende Augenblicke des inneren Ausgeglichenseins und der geistigen Befriedigung brachte. Gleich früh im Bett ... studierte ich die Psychologie von Marty. ... Es erfüllte mich ein warmes Interesse für den Gegenstand, meine Energie war geweckt. ... Dann später, nachdem ich die häuslichen Arbeiten erledigt hatte, las ich Eckermanns „Gespräche mit Goethe". Es ist ein eigener, großer Genuß, einer so erhabenen Persönlichkeit wie Goethe ist, nahezukommen, sein Leben und Streben mitzuempfinden. Nachmittags dann einen ordentlichen Schluck Beethoven und das Erfüllthaben meiner Pflicht, ich meine ... das Spielen sämtlicher Tonleitern in entgegengesetzter Richtung, jetzt, abends, ein Flußbad in Gesellschaft meines ... Töchterchens, diese Notiz im Garten schreibend, umgeben von schön rot blühenden Glockenblumen und blau beränderten Beeten. Herz, was kannst du mehr verlangen? Es wünscht auch heute nichts mehr, dieses wunderliche Herz, aber über Nacht ändert sich diese Genügsamkeit. Morgen kann's dieselben Glücksmöglichkeiten für mich geben, aber nicht die Fähigkeit, sie aufzunehmen. Deshalb verzeichne ich diesen Tag besonders. ...

20. Oktober 1902 ... Spinoza meint, daß wir bei jeder Vervollkommnung unserer Seele Freude und Friede empfinden. ... Ich würde ihm gern ... zustimmen, nur frage ich mich ... hat sich mein Wesen vervollkommnet, wenn ich Freude bei geschmeichelter Eitelkeit fühle oder wenn ich ein Vergnügen daran habe, wenn jemand, den ich nicht leiden kann, ... eine Unannehmlichkeit hat? Wo haben diese Lustgefühle ihren Quell ...? Ich möchte Nietzsches Ansicht vom Willen zur Macht zur Hilfe nehmen. In beiden Fällen wird unser Machtgefühl über andere gesteigert; indem uns einer schmeichelt, sind wir ihm in diesem Augenblick überlegen; indem ein von uns Gehaßter Leid empfindet, wird er geschwächt und kann uns weniger schaden, also sind wir auch da vollkommener geworden. Sollte sich die angenehme Empfindung so deuten lassen?. ... Wir Menschen sind beim Lesen unserer psychischen Zustände erst beim Buchstabieren angelangt, wie sollen wir die komplizierte Schrift entziffern können? ...

22. November 1902. Wenn ich mit der Großmama allein bin, lenke ich das Gespräch immer auf Ereignisse aus vergangener Zeit. Die sind der alten Frau frisch im Gedächtnis, während ihr das Erfassen gegenwärtiger Zustände große Schwierigkeiten macht. Lebendig steigen dann ... die längst Verstorbenen ... vor mir aus dem Nichts, alle die Vorfahren, die so schwer am Leben litten. Der Grundton ist immer derselbe: Arbeit, Not des Lebens. Zwei Ausnahmen bilden ein Urahn Taussig aus Budín, dem das Streben nach Erkenntnis das Gelehrtenstübchen erhellte,[20] und mein Großvater Simon E., der das Leben als kurzweilige Komödie aufzufassen verstand und sich bei den ernsten Stellen angenehm rühren, bei den heiteren gut unterhalten ließ. ...

7. Jänner 1903. ... Ich sitze in meinem harmonisch schönen Zimmer am Abend beim Tisch, mein Mann lesend mir gegenüber, Else schlafend in ihrem Aufschlagbett, Otto ist auch endlich zu Bett gegangen, nach endlosen Vermahnungen und Androhungen von Gewaltmaßnahmen. ... Jetzt trat Ruhe ein, und es kommt eine beruhigende Friedensstimmung über mich. Ich fühle einen so sicheren, gefahrlosen Augenblick, aber schon ist mir, als ob dunkle Schleier über dem Kopfe meiner lieben Kinder hin und her wehen würden. Ich sehe sie entfernt aus dem

schützenden, traulichen Elternheim mitten in des Lebens Unruhe auf verschlungenen Wegen, wo die verschiedensten Gefahren drohen, marschieren. Warm steigt es mir in die Augen; in solchen Momenten beten zu können muß eine geistige Delikatesse sein. …

11. März 1903. … Jetzt ist meine Zeiteinteilung folgende: Drei Stunden am Tage gehören meiner Ausbildung …, da studiere ich etwas, was mein Nachdenken fördert. Freilich halte ich eine solche Tätigkeit nur eine halbe Stunde an einem Stück aus. Ich muß dazwischen ausruhen, oder ich übe Klavier. … Die andere Zeit des Tages widme ich gleichmäßig den Menschen, die ich liebhabe oder zu denen ich im Pflichtverhältnis stehe. Ich finde, daß man Befriedigung findet, wenn man die Forderungen der Liebe, aber auch die Pflicht erfüllt. Im Sommer ist es mir ein Bedürfnis, … in der freien, frohen Natur eine Zeit des Tages zu verbringen und ihren ganzen Zauber auf mich wirken zu lassen. Insofern bin ich absolut nicht Stoikerin; die ganze schöne Welt der Erscheinungen will ich mitempfinden. Im Winter lasse ich mit Vorliebe Theaterstücke, Musik und sonstige Kunstwerke auf mich einwirken. Auch eine jährliche Reise findet in meinem Lebensplan ihren mit Überlegung angewiesenen Platz. Oft zerreißen äußere Hindernisse oder innere Störungen den festgesetzten Plan; die gehen aber vorüber, und ich finde immer wieder Gelegenheit, demselben nachzuleben.

… Ich habe bis jetzt angenommen, daß ich dadurch, daß ich mich selbst glücklich … mache, auch meinen mir Nächsten Freude und Frieden bringe. Von einem zufriedenen Menschen geht Wohlempfinden auf die anderen über. …

26. Juni 1903. Ich lese jetzt die Bhagavad-Gita oder die Lehre vom göttlichen Sein. In dem Buch wird ein Trunk kredenzt, der aus der Seele der indischen Weisen gepreßt ist. Berauschend durch Kraft, Alter und Eigenart, aber nur für den süß und begehrlich, der sich zum reinen abstrakten Denken durchgerungen hat, durch alle verschlungenen Irrpfade der Sinnenwelt gewandelt ist, ohne sich auf dem Wege von all der Pracht und dem Glanz blenden zu lassen. Nicht stumpfsinnig und unempfänglich vielleicht, nein, bewußt all dieser Herrlichkeit, dieselbe doch verachtet um einer besseren willen, die, aus seinem Innersten strö-

mend, ihn zum göttlichen Sein führt; durch Arbeit, Entsagung und Pflichterfüllung hindurch, zur Entdeckung der verborgenen Seelenkräfte, welche bei uns gewöhnlichen Sterblichen tief schlummern und minderwertige Seeleneigenschaften hervorbringen, die man als Träume dieser eigentlichen Kräfte denken mag. …

2. Juli 1903. Ein Mensch nur bin ich, einer jener Tropfen, die vereint das Weltmeer bilden des gesamten Menschendaseins, ein Stäubchen einer allgemeinen Masse, und doch Alleinbesitzer eines Reiches, das scheinbar ohne Grenzen ist. …

Die Inschrift auf ihrem Grab auf dem Straschnitzer Friedhof hat Berta Fanta selber verfaßt:

Herbstes Farben, Herbstes Pracht
Sonne strahlend sie durchlacht.
Ist das Sterben gar so schön,
Möchte ich auch so vergehn,
Satt an Freude und an Lust,
Nicht ermattet noch die Brust,
Mitten aus der Daseins-Fülle.
In die Ruhe, in die Stille

Anmerkungen

1 In: Fanta Collection, Leo Baeck Institute, New York.
2 Aus: Dichter, Denker, Helfer. Max Brod zum 50. Geburtstag, Hrsg. von Felix Weltsch, Mährisch Ostrau 1934, darin: Die Handschrift, S. 102f.
3 Bergman-Archiv, Hebrew University, Jerusalem.
4 Früher Theoretiker des Zionismus.
5 Angehender Apotheker.
6 Jetzt Karlsbrücke genannt.
7 Ein Vorort von Prag.
8 Wahrscheinlich sind Kurse gemeint, die Berta Fanta abhielt.
9 Russische Spiritistin.

10 Todestag.
11 Annie Besant, bekannte englische Theosophin.
12 Mittelschullehrer waren in Österreich-Ungarn Gymnasiallehrer.
13 Ein früher zionistischer Dichter, der auf Hebräisch schrieb.
14 Direktor des Prager Deutschen Theaters.
15 Ernst Ludwig Freiherr von Wolzogen schrieb Gesellschaftsromane.
16 Der alte Name der Karlsbrücke.
17 Christian Freiherr von Ehrenfels war Professor in Prag.
18 Konnte nicht mehr festgestellt werden.
19 Der Roman heißt „Die Erinnerungen Ludolf Ursleus des Jüngeren".
20 J. G. Seume berichtet im „Spaziergang nach Syrakus", daß er sich von diesem einen Band Kant auslieh.

Hermine Hanel
(1874–1944)

Hermine war die Tochter einer jüdischen Mutter und eines katholischen Vaters. Die Mutter starb kurz nach ihrer Geburt, und so wurde sie von ihren jüdischen Großeltern, zusammen mit den neun jüngeren Schwestern ihrer Mutter, in einem imposanten Haus in der Prager Neustadt großgezogen. Der Großvater war eine patriarchalische Persönlichkeit, und obwohl die Familie wohlhabend war, wurde der Haushalt in mancher Hinsicht spartanisch geführt.

Wie die meisten jüdischen Frauen, die in diesem Band vertreten sind, verließ Hermine schon als junge Frau Prag, um zu versuchen, sich als Malerin, Zeichnerin und Schriftstellerin eine Existenz aufzubauen. Sie zog zuerst nach München, dann nach Wien und schließlich erneut nach München.

Als sie mit fünfunddreißig Jahren bei ihrem zweiten Münchener Aufenthalt und nach einem Jahrzehnt selbständigen Lebens in eine großbürgerliche Münchner Familie einheiratete, beendete Mizzi ihr bohemehaftes Leben. Von ihrer Tochter Lilli Deiglmayr erfuhr ich, daß sie aber auch danach noch weiter ihren Interessen nachging. Hermine Hanel schrieb Märchen, Novellen, Reisebeschreibungen und Romane und arbeitete als Illustratorin, bis die nationalsozialistischen Rassengesetze ihr verboten, zu publizieren und öffentlich aufzutreten. Ihr zweiter Ehemann Ludwig Deiglmayr starb 1937, Hermine 1944, während eines Bombenangriffs auf München.

Hermine Hanel litt, besonders in ihren jungen Jahren, unter den Begrenzungen der bürgerlichen Konventionen ihrer Zeit für Frauen ihres Standes. Wenn sie diese Konventionen auch nicht prinzipiell in Frage stellte und durchaus die Privilegien einer Tochter aus gutem Hause – des „Herrschaftskindes", wie sie in ihrer Autobiographie einmal schreibt –, genoß, so versuchte sie doch mehrfach, die Fesseln abzustreifen, die ihr dadurch auferlegt waren, und nahm dafür auch Nachteile in Kauf, z. B. den Makel der Scheidung einer Ehe, die sie nur eingegangen war, um ohne die Bevormundung durch ihre Großmutter frei leben zu können. Bis zu ihrer zweiten Ehe mit fünfunddreißig Jahren blieb sie zwiespältig gegenüber der eigenen weiblichen Identität und hielt auch von anderen Frauen nicht

viel: weder von ihrer Großmutter, die ihr die Mutter vertreten hatte, noch von ihren neun Tanten, mit denen sie aufgewachsen war, oder von anderen Frauen, mit denen sie in Berührung kam.

Sie scheint fast keine Freundinnen gehabt zu haben. Dagegen schrieb sie viel über ihre männlichen Freunde, die meistens viel älter waren als sie und prominente Positionen innehatten. Positive Charaktereigenschaften, z. B. ihre Großzügigkeit und Ungeziertheit, hielt sie für etwas Männliches, für Eigenschaften eines „Gentleman", die sie daran hinderten, als Frau glücklich zu sein. In ihrem Zwiespalt ging sie sogar so weit, dem frauenfeindlichen Urteil Otto Weiningers, eines antisemitischen jüdischen Philosophen, daß Frauen nur „sexuelle Wesen ohne Charakter und mit Mutterinstinkt" seien, zumindest teilweise zuzustimmen.

So war Hermine Hanel trotz mancher Ausbruchsversuche ein Kind ihrer Zeit und eine Gefangene der damaligen Anschauungen und Konventionen. Dies äußerte sich auch in ihren Beziehungen zum anderen Geschlecht, in denen sie die freiwillige Unterordnung suchte. Über den vierzig Jahre älteren Baron Johann Chlumecky, einen bedeutenden österreichischen Politiker, mit dem sie befreundet war und dem sie nach Wien folgte, obwohl sie betonte, daß ihre gegenseitigen Gefühle nur wie die zwischen Vater und Tochter waren, schrieb sie einmal: „Er wußte, daß eine Frau wie ein Kind behandelt werden will, mit Strenge und Güte und Zärtlichkeit. Zur rechten Zeit Befehl und zur rechten Zeit Liebkosung, straffer Wille und zartes Gefühl, sich als Kind des Mannes fühlen, wieder jung und schutzbedürftig sein, bedeutet des Weibes höchste Erfüllung."

Ihre zeitgebundenen Ansichten mögen dazu beigetragen haben, daß sie heute als Schriftstellerin vergessen ist. Im folgenden zitiere ich Ausschnitte aus ihrer Autobiographie.

Der Vater meiner Mutter war von ganz einfacher Herkunft. ... Er war aus dem böhmischen Provinzstädtchen ... in die Hauptstadt gekommen, wo er ... einen Freitisch in wohlhabenden Familien erhielt. ... Anspruchslos, von zäher Gesundheit und eiserner Energie, intelligent und ehrgeizig, gelang es ihm, sich in dem Geschäft, in das er als Gehilfe eingetreten, auszuzeichnen ... und es bald selbst zu erwerben.

Als er mit dreißig Jahren ein um zehn Jahre jüngeres Mädchen heimführte, verfügte er bereits über einen bescheidenen Wohlstand, der sich durch seine Heirat vermehrte. Großmama entstammte einer angesehenen, jüdischen, wohlhabenden Kaufmannsfamilie ... und hatte

eine gute Erziehung erhalten. Sie sprach ... englisch und französisch, las viel, wenn auch wahllos, spielte Klavier und verfertigte feine Stickereien. ...

Großpapa war Alleinherrscher im Haus. ... Die Energie, mit der er sich ... zum angesehenen Großkaufmann emporgearbeitet hatte, hielt ihn auch im Alter aufrecht. ... Er stand im Sommer und Winter um sechs Uhr auf, schlief im ungeheizten Zimmer, nahm ein kaltes Bad und arbeitete von früh bis spät in seinem großen Hopfengeschäft. Er forderte von seiner Umgebung die gleiche Selbstzucht. ... Großpapa war von untersetzter, stämmiger Gestalt, sein Gesicht zeigte noch im Alter frische Farben, Backenbart und Haare waren weiß, die Augen blau und scharfblickend. Großmutter, klein, lebhaft, mit funkelnden, schwarzen Augen und raschen Bewegungen, kindlich und voll Humor, ordnete sich dem Willen ihres Mannes unter. ... ihre Gedanken umkreisten ihren Gatten und ihre Kinder. ... Sie blieb bis in ihr hohes Alter ein harmloses, unselbständiges Kind. ... Sie war gütig gegen Untergebene und freigebig gegen alle Bedürftigen; ihre Güte wurde oft mißbraucht. ... Persönlich anspruchslos, jammerte sie über das rätselhafte Verschwinden des Geldes, das ihre kleinen Frauenhände nicht festzuhalten wußten.

... Der Ehe meiner Großeltern sind zehn Töchter und zwei Söhne entsprossen. ... Meine Mutter war die Erstgeborene und des Vaters Liebling. Sie soll anders als ihre leichtlebigen Schwestern gewesen sein. Tief *[sic]* veranlagt, naturliebend, phantasievoll und eigenwillig, mag sie sich in dem großen Haus oft einsam gefühlt haben. ... Sie war keine Schönheit, doch eine anmutige Erscheinung, mit braunen Rehaugen im schmalen Gesicht. Da begegnete sie meinem Vater und faßte eine tiefe Leidenschaft für den um zehn Jahre älteren Mann. Papa entstammte einer Patrizierfamilie, die ihr Deutschtum hochhielt und in Prag ... zu den angesehensten Geschlechtern gehörte. ... Er ... war ein schöner Mann. ... Sein edel geschnittenes Antlitz mit der schmalen Nase, dem ausdrucksvollen Mund, der hohen, von braunen Locken umrahmten Stirn *[und]* seine schlanke Gestalt ... betörten die Siebzehnjährige so sehr, daß sie ihr Schicksal in ihm sah.

Da meines Vaters Natur passiv war, muß ich annehmen, daß meiner Mutter Liebeswillen ihn zu jener Verbindung drängte, die er der ge-

waltigen Hindernisse halber, obwohl er die Liebe des Mädchens erwiderte, wohl nicht angestrebt hätte. Seine Familie war streng katholisch und die Heirat zwischen Christen und Juden damals sehr selten. Großpapa ... trat ihrer Leidenschaft energisch entgegen. Seine Älteste aber, die seinen eisernen Willen ... geerbt hatte, ... grämte sich über das Heiratsverbot so tief, daß ihre Gesundheit gefährdet war. Der alte Hausarzt erklärte: „Hermine kann ... aus Gram schwindsüchtig werden.“ Und da fügte sich der Vater schweren Herzens dem Willen seines Lieblings.

Die junge Frau wurde konfessionslos. Die Trauung fand auf dem Standesamt im Rathaus statt, was ungeheures Aufsehen erregte, da diese Eheschließung die erste Ziviltrauung zwischen zwei Andersgläubigen in Prag war. ... Nach einem Jahr gebar sie einen Knaben, der aber schon nach einigen Monaten an einem Halsübel starb. Und wieder ... brachte sie ein Knäblein zur Welt, das nach wenigen Wochen seinem Brüderlein ins Schattenreich folgte.

... Mein Vater, der Chef eines großen Eisengeschäftes war, erlitt ohne sein Verschulden beträchtliche Verluste, so daß die Sorge das vom Tod gekennzeichnete Haus verdüsterte. Papa wandte sich an seinen Schwiegervater um Hilfe, die ihm nicht gewährt wurde. Und die Entfremdung der beiden Männer, die bis zu Großvaters Tod währen sollte, hat auch mich später in Zwiespalt gebracht.

Im vierten Jahre ihrer Ehe kam ich an einem milden Septemberabend zur Welt. Die Juden feierten den Versöhnungstag, ... Großmama, sonst keine eifrige Tempelbesucherin, wohnte dem Gottesdienst bei. Als man ihr die Botschaft brachte, bestieg sie ungeachtet des Verbotes, an jenem Bußtage zu fahren, einen Wagen und eilte zu ihrer Tochter. So war ich, zwischen zwei Rassen stehend, am Versöhnungsabend geboren. ... Ich war ein kräftiges Kindchen, und man hoffte, die geprüfte junge Mutter würde ... neu erblühen. Da wurde sie ... mit Kindbettfieber angesteckt. ... Viele Wöchnerinnen fielen dieser tückischen Krankheit zum Opfer. Mama war von ihrem Leiden so erschöpft, daß sie sich nach Erlösung sehnte und ihr Kindchen mit matter Gebärde von sich wies, als wollte sie sagen: „Fesselt mich nicht durch Liebesbande ans Leben. ...“

So kam ich ... ins Haus der Großeltern. ... Gegen Weihnachten

hatte Mama ausgelitten. Sie starb ohne die Tröstungen der Taufe und der letzten Ölung, die man ihr angeboten, als Heidenkind. Ihr letzter Wunsch war: „Ich will bei meinen Knaben ruhen. Blumen und Musik mögen mir das letzte Geleit geben!"

Meine Mutter starb mit zweiundzwanzig Jahren. ... Da sie gestorben war, ohne in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche einzukehren, verwehrte ihr der Klerus das Begräbnis in der Familiengruft auf dem katholischen Friedhof, wo ... ihre getauften Knäblein ruhten. Und erst nach ... peinlichen Verhandlungen mit der obersten kirchlichen Instanz wurde durch den Dispens des Papstes die Beisetzung der „Ketzerin" neben ihren Kindern bewilligt.

Der Pöbel von Prag hatte sich vor dem Friedhof angesammelt und schimpflich benommen. Papas Familie zeigte keine große Teilnahme an dem Verlust der jungen Frau, die sich ... nie in ihr Vertrauen gedrängt hatte. ... Großpapa ... vergaß die Demütigungen nicht. In *[seinem]* Groll ... bestimmte er, daß ich nicht getauft werden sollte. Mein Vater fügte sich seinem Wunsch Auch sein Schmerz über das Vorgehen der Geistlichkeit ... war so tief, daß er später zum evangelischen Glauben übertrat ...

Die Großeltern wollten sich von mir nicht trennen. ... Papa wußte mit dem pflegebedürftigen Kindchen nichts anzufangen, und so ... wurde ich mit den Tanten, von denen die jüngste erst sechs Jahre zählte, aufgezogen. Nach meiner Mutter „Hermine" genannt, erhielt ich den Kosenamen „Mizzi", der mir bis ins Alter geblieben ist. Die kleine, schwarzhaarige und dunkeläugige Mizzi war den Tanten ein willkommenes Spielzeug. ...

In meinem ersten Lebensjahr wurde ich von einer tschechischen Amme betreut, einer gutmütigen, einfältigen jungen Bäuerin, bei der ich kräftig gedieh. Božena ... kam jeden Herbst an meinem Geburtstag ... und brachte ihrer „Milchtochter" ein Geschenk ... Ich empfand die Ungerechtigkeit des Schicksals, das eine arme Frau zwang, ihr Neugeborenes zu verlassen, um ein fremdes Geschöpf zu nähren. ...

Später wurde ich einer Kinderfrau anvertraut. ... Die „kleine Aninka" war äußerst beliebt. ... sie konnte kaum lesen und schreiben, aber sie erzählte wundersame Märchen und Geschichten und sang mich mit heiteren Volksliedern abends zur Ruh'. ... Ich beherrschte und

liebte sie. ... Die schwache Großmama war froh, daß die verläßliche Person mit dem eigensinnigen Kind zurechtkam. ... Großvater aber, der einen Eigensinnsauftritt ... belauschte, machte unserem ... Verhältnis von Gebieterin und Sklavin ein jähes Ende. Er erklärte, es sei Zeit, daß ich in strenge Zucht käme. ... ich bekam eine Gouvernante. ... Wenn man mich fragte: „... Was macht Dir Freude?“, erwiderte ich: „Schenkt mir ein Pferdchen!“ Man schüttelte den Kopf. „Sie ist nicht mädchenhaft. ...“

Unser ... Haus stand in der stillen Stefansgasse. ... Mit blitzenden Fenstern ... war das Haus behäbig anzusehen. ... Rechter Hand gelangte man über die stattliche, mit rotem Teppich belegte Herrschaftstreppe in ... die Gesellschaftsräume, in denen es stets *[nach Blumen]* duftete, die ... in unserem Treibhaus gezogen waren. Das Speise- und die Empfangszimmer ... waren ... mit Damastmöbeln, hohen Pfeilerspiegeln in goldenen Rahmen, mit dicken Perserteppichen, mit prunkvollen Vasen und mit Bildern geschmückt. Der größte Salon, goldgelb im Barockstil eingerichtet, wurde vom blauen Himmel überwölbt, Engel, Vögel, Schmetterlinge flogen über die Himmelsdecke, üppige Früchte- und Blumenkränze zogen sich an den Seiten entlang. Im kleineren Salon waren die schwarzen Ebenholzstühle mit pfaublauer Seide überzogen. Das Speisezimmer wurde von bunten Butzenscheiben verdunkelt, auf der mächtigen, geschnitzten Eichenholzkredenz standen gewaltige Humpen und Krüge, es blitzte von silbernem Gerät. ...

Im Gegensatz zu den reichen Gesellschaftsräumen waren die schmalen Schlafzimmer der Großeltern von größter Einfachheit, auch Großvaters Arbeitszimmer mit seinen schwarzledernen Möbeln war, seinen Lebensgewohnheiten entsprechend, streng, fast kahl. Vom vorderen Flügel des Hauses führte ein längerer Korridor in den rückwärtigen Flügel ... *[in]* das Tantenreich, und mitteldrin war meine Kinderstube. Hier gab es ... nur alte Möbel, irgendwie zusammengestellt, Schulbücher, Photographien, Cotillonorden und verwelkte Blumensträuße. ... Hier war meine Heimat. ... Und es gehört zum köstlichsten Besitz meines Lebens, daß ich auf eigener Scholle wachsen durfte.

Der mittelgroße Stadtgarten, von Häusern umgrenzt, mit hohen, schönen Bäumen, gepflegten Rasen und Blumenbeeten ... war mein

Garten Eden. ... Der rückwärtige Teil gehörte uns Kindern. Ich pflanzte in meinem Beet Radieschen, Bohnen, Kukuruz *[Mais]*, Erbsen und Salat und hegte den kühnen Plan, mein spärliches Taschengeld durch Gemüsezucht und -verkauf zu mehren. ...

Großvater, der bis ins hohe Alter eine spartanische Lebensweise führte, ... wetterte vergeblich gegen die steigenden Ausgaben. Der Toilettenaufwand ärgerte ihn so sehr, daß er befahl: „Die Kinder bekommen Hauskleider aus Rupfen!" Und wir trugen dann im Garten Kittel aus Hopfensäcken genäht.

Der Sterbetag meiner Mutter war um die Weihnachtszeit. Großmama vergaß nie, Mamas Grab mit Blumen zu schmücken. Auch am Allerseelentag legten wir einen Kranz auf ihre Ruhestätte. ... Großmama streichelte meine kalten Wangen. „Sei nicht traurig – ich liebe dich wie mein eigenes Kind!"

Manch unbedachtes Wort prägt sich einem Kind ein. ... „Die Kleine hat kein Herz", sagte man, weil ich scheinbar niemanden liebte. ... Das Gefühl, anders und unverstanden zu sein, hat mich seit meiner frühen Kindheit beherrscht. ... Als ich ... erfuhr, daß Mama nach meiner Geburt gestorben war, quälte mich der Gedanke meiner Schuld. Der Tod ... beschäftigte meine Phantasie. Eindrücke der frühen Kindheit sind so nachhaltig, daß man ein Kind nicht genug vor unliebsamen Eindrücken beschützen kann. Ein Stubenmädchen ... führte mich ... in ein Panoptikum, wo ich mit Grausen die bleichen, gespenstischen Köpfe berühmter Könige, Künstler und Verbrecher sah. ... Der Geruch des Wachses machte mich krank. Mein Ekel vor Wachs war von nun an so unüberwindlich, daß ... mich sogar der Anblick einer Kerze elend machte ... ich aß auch nie mehr Honig.

Die Familie meines Vaters, die im Ausüben ihrer religiösen Pflichten streng war, ohne den Sinn der christlichen Liebe zu erfassen, kümmerte sich nicht um das mutterlose Kindchen. Papas Eltern waren gestorben. Seine Stiefmutter und seine Geschwister waren hochnäsig und kalt. ... Die zahlreichen Brüder und Schwestern Papas waren schöne, vornehme Erscheinungen; die Mädchen spielten eine Rolle in der deutschen Gesellschaft Prags. ...

Mein Vater lebte zurückgezogen und arbeitsam in seiner kleinen Wohnung. Er besuchte uns etwa zweimal in der Woche. Er vermied es,

das Haus während meines Großvaters Anwesenheit zu betreten ... das Verhältnis zwischen meinem Vater und der Großmutter aber blieb herzlich. Ich war stolz auf meinen stattlichen Papa. Mein früh erwachter Schönheitssinn freute sich an seiner Erscheinung, seine Berührung war mir angenehm, ich fühlte mich blutsverwandt. Die geheime Anziehung des Geschlechtes, die zwischen Vater und Tochter, wie zwischen Mutter und Sohn im Unterbewußtsein wirkt, einte uns. Papa hätte mein Herz und mein Vertrauen leicht gewinnen können, denn ich sehnte mich inmitten der widerspruchsvollen Weiblichkeit nach männlicher Führung. ... Ich glich ihm äußerlich, aber unsere Charaktere waren verschieden. Mein Eigenwille stieß ihn ab.

Er war zurückhaltend und verschlossen, ... Liebe allein konnte mich zähmen. Papa versäumte es, mit mir von der toten Mutter zu sprechen und mich durch dieses gemeinsame Liebesgedenken an sich zu binden. Ich glaube, daß *[ihr]* herber Charakter ihm Schwierigkeiten bereitet hat und daß er, den gleichen Eigensinn im Töchterchen findend, an Peinliches erinnert wurde. ...

Großmamas ... Bitten, er möge mich zurechtweisen, verstimmten ihn. ... Er wurde mir nicht vertraut. ...

Als ich sechs Jahre alt war, sagte Großmama: „Dein Vater wird wieder heiraten!“ Ich fürchtete mich, weil ich an die böse Stiefmutter in „Schneewittchen“ und „Aschenbrödel“ dachte. Als mich aber die kleine, zarte junge Frau bescheiden bat, ich möge sie Mama nennen, schwand meine Angst. Mama stammte aus einer deutschen Prager Familie; sie war gebildet, liebenswürdig, musikalisch und sanftmütig. ... Sie hatte mich lieb und war stets als Vermittlerin zwischen ihm und mir bemüht. Meine Eltern wollten mich zu sich nehmen, aber die Großeltern konnten sich von der kleinen Miezekatze, die sie trotz ihrer Wildheit innig liebten, nicht trennen. ...

Kein Sagen- und Märchenbuch ist so herrlich, wie das lebendige Bilderbuch der Stadt. Am Ufer der Moldau versinkt die laute Welt. Wenn man den Brückenturm mit den steinernen Gestalten der Könige vor der Karlsbrücke betreten hat, ist man im Wunderland. Sechzehn stolze Brückenbogen wölben sich über den Strom und die Pfeiler tragen Heiligenstatuen. ... Alle überragend, steht, das Haupt von Sternen umgeben, der Schutzpatron des Böhmerlandes, der heilige Johann von

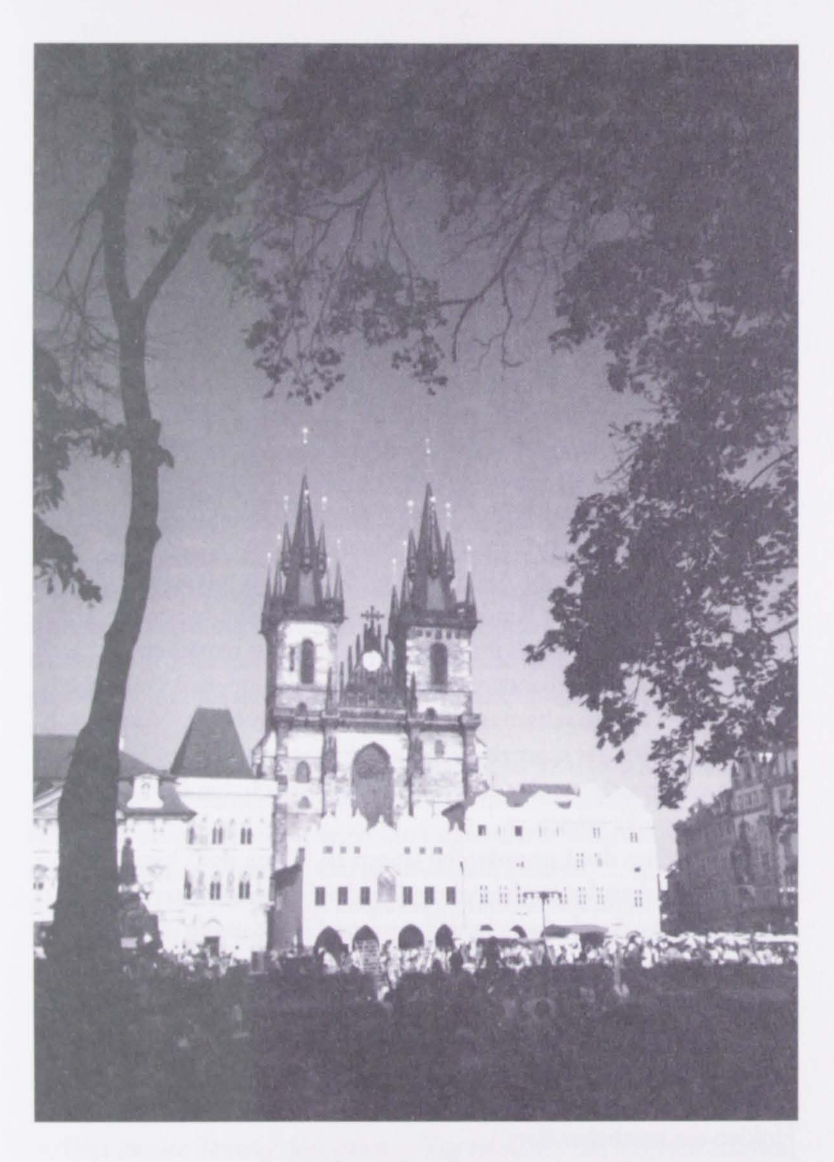


Abb. 18: Der Altstädter Ring

Nepomuk. Zu ihm wallt am Nepomuktag im Mai das ganze Volk. Die Stadt zeigt an jenem Frühlingstage ein buntes Gewirr von Landleuten in malerischer Tracht. …

Jenseits des Stromes, auf der Kleinseite, in schmalen, steil ansteigenden Gassen steht Palast an Palast. Ich entziffere die Sinnsprüche der steinernen Wappen. … Manche Paläste sehen unbewohnt aus, vor anderen aber steht ein stattlicher, goldbetreßter Torwächter. Auf der Höhe des Hradschins starren die geschlossenen Fenster des Schlosses wie erblindet ins Sonnenlicht. … Zu Füßen des Hradschins ruht die Stadt mit den hundert Türmen, den funkelnden Kirchenkreuzen und dem Gewirr der Dächer, von … blühenden Hügeln umrahmt. Gespenstisch starrt die Ruine der Daliborka in den blauen Himmel. In der Tiefe des Turmes, wo Verurteilte dem Hungertod preisgegeben wurden, stehen an den feuchten Wänden die verblaßten Spuren der mit Blut geschriebenen Worte gequälter Menschen.

Ich … flüchte ins nahe Alchimistengäßchen, das mit seinen mannshohen Häuschen einem Kinderspielzeug gleicht. Hier haben die Alchimisten unter Kaiser Rudolf ihr tagscheues Gewerbe betrieben und nach verborgenen, auf verblichenen Pergamenten gefundenen Geheimlehren das edle Gold in seltsam geformten Gefäßen gebraut. Nun bewohnen arme Leute das schmale Gäßchen. Frauen stehen vor hölzernen Trögen und waschen, während blasse Kinder nach den Klängen einer Mundharmonika tanzen. …

Die Glocken der Loretokirche läuten zu Ehren des Ostertages. … Ich betrete den säulengeschmückten Rundhof der mittelalterlichen Kirche und blicke durch das schmiedeeiserne Gitter in die geschmückte Kapelle. … Der Bogengang des Klosterhofes ist mit verblaßten Fresken aus dem Leben der Heiligen geschmückt. Staunend betrachte ich die Statue einer Heiligen. … Die Legende sagt, daß diese fromme Königin von einem Verführer versucht ward und Gott bat, sie zu entstellen, um der Sünde nicht zu verfallen. … Und siehe, es wuchs der Holden ein stattlicher Bart. …

Eine andere Seite des unerschöpflichen Bilderbuchs zeigt den alten Judenfriedhof, der … in der grauen Steinwüste des Ghettos liegt. … Geheimnisvoll lockend ist der Kleinstädter Ring, mit seinen gewölbten Laubengängen, wo im Dunkel unterirdischer Läden manche Seltsam-

keit feilgeboten wird. ... In der kleinen düsteren Synagoge ... hallen die Schritte auf dem steinernen Boden. ...

Ich liebe die Moldau mit ihren Brücken und ihren Inseln, die wie große Gärten auf dem Wasser schwimmen, ich liebe den Kranz der blühenden Hügel um den Strom. ... Wenn die Moldau unter der vereisten Decke des Winters schläft, wenn dann des Frühlings Weckruf ihre Fesseln sprengt ... reißt mich die Stimme von Mütterchen Moldau aus dem Schlaf.

... An einem trüben Novemberabend kam Mademoiselle Claire Doucet aus Genf. Als sie das Zimmer betrat, klein, zart und reisemüde, und mir schüchtern lächelnd die Hand reichte, fühlte mein kindlicher Instinkt ihre Willensschwäche. Wir wurden Freunde und Verbündete. Sie verschwieg meine Unarten. ... Ich lernte bald französisch plappern und las die Bücher der Bibliothèque rose, die „Malheurs de Sophie", „Les deux petites filles sages" und andere Geschichten, wo kleine Mädchen in Krinolinen und langen Spitzenhöschen auf artigen Bildchen allerlei erlebten. Diese zahmen Bücher langweilten mich, ich las viel mehr Indianer- und Abenteuergeschichten. Ich mochte nur Jungenbücher und Knabenspiele. Mein größter Schmerz war, ein Mädchen zu sein. ...

Nach drei Jahren sollte ich ... Englisch lernen, und Mademoiselle Doucet nahm betrübt von uns Abschied. Ihre Nachfolgerin, Miß Evelyn Muff, eine kleine, griesgrämige Engländerin unbestimmten Alters mit verwischten Zügen ... und graubraunen Haaren, ... sprach englisch durch die Nase. ... Farblos langweilig, hatte sie an nichts Freude und lachte nie. ... Am Sonntag blieb sie den ganzen Tag in ihrem Zimmer und las die Bibel. ... Ich mochte Miß Muff nicht riechen und versuchte sie fortzuekeln. ... Großpapa ließ mich in sein Arbeitszimmer kommen. ... „Wenn Du Dich nicht änderst, schicke ich Dich in eine Besserungsanstalt ...!" Sie verließ bald das Haus, und ich kam ... ins deutsche Mädchenlyzeum. ...

Was *[meine Tanten]* den ganzen Tag trieben? Sie spielten Klavier, Violine und Mandoline, sie sangen, sprachen englisch, französisch und italienisch, sie kochten und nähten, sie malten auf Seide und Porzellan, sie lasen und schrieben Briefe, sie kokettierten, tanzten, turnten und liefen Schlittschuh, sie plauderten und lachten. Sie konnten alles und doch

nichts gründlich und bereiteten sich auf ihren zukünftigen Hausfrauenberuf vor.

Doch dann kam mitten im Töchtersegen der ersehnte Stammhalter. Die jungen Tanten verliebten sich leicht, schwärmten für Schauspieler und Sänger. ... Großvater, der sich ... plagte, um seinen Töchtern eine entsprechende Mitgift zu schaffen, beachtete keine sentimentalen Regungen. ... Er wollte sie gut versorgen und ... wählte die Schwiegersöhne nach Beruf und Einkommen. ... Jedes Jahr schied eine Tochter aus dem Hause. ... Ich unterhielt mich herrlich auf dem Polterabend und den Hochzeiten, die immer im großen Freundeskreis gefeiert wurden. ... Da gab es viele kleine Vettern und Kusinen. Meine gleichaltrige Kusine Vally teilte meine Spiele und meinen Unterricht.

Ich bedauere, daß ich die alttestamentarischen Feste, die Heinrich Heine in seiner „Prinzessin Sabbath" besingt, nicht kennenlernte und daß die alten Bräuche frommer Familien bei uns nicht gepflogen wurden. Wir knabberten wohl zu Ostern das ungesäuerte Brot, das die Israeliten in der Wüste gespeist, doch feierten wir nur die Feste der Kirche. Der heilige Nikolaus erschien mit Bischofsmütze und Krummstab und verteilte seine süßen Gaben. Am Abend hing man ein Strümpflein ans Bett, um im Morgengrauen nach dem gefüllten Strumpf zu langen. ... Am heiligen Abend strahlte die Tanne im Lichterglanz, lange Tische mit Gaben für uns und die Dienerschaft erstreckten sich an den Wänden. Nachdem ich am Abend bei Karpfen und Gänsebraten, bei Kuchen und Wein so müde geworden war, daß man mich ins Bett tragen mußte, erwachte ich früh und schlich auf den Zehenspitzen ins Weihnachtszimmer. ...

Nach dem Tod eines Sohnes kaufte der Großvater seinem zweiten Sohn eine Spinnerei in Nordböhmen.

Wir verbrachten nun jeden Sommer drei Monate im Wohnhaus der Fabrik ... in jenem an Schlesien grenzenden Teil des Landes. ... Das Isergebirge ... ist tiefes Waldland. ... Es war uns Kindern streng verboten, die Werkstätten an Wochentagen zu betreten. ... Doch mißachtete ich das Gebot. ... Ich betrat die Säle. ... Graue Gestalten strömten in den ... Schlund des Ungeheuers. ... In mein Wohlbehagen drängte sich

das Gefühl des Mitleids mit den Wesen, die dem Ungeheuer verfallen waren ... Um sechs Uhr entließ das Ungeheuer seine Sklaven. ... Mein soziales Gerechtigkeitsgefühl empörte sich gegen die Untersuchung, die sich ... Arbeiter ... gefallen lassen mußten. Da jedoch öfters Diebstähle ... vorkamen, war dies ... notwendig.

Die Fabrik beschäftigte fünf- bis sechshundert Arbeiter, von denen ungefähr ein Drittel Tschechen waren. Großpapa schätzte letztere wegen ihrer Arbeitsamkeit; aber die Gemeinschaft der zwei feindlichen Nationen führte häufig zu schweren Reibereien, ja zu Kämpfen. Ein betrunkener tschechischer Arbeiter wollte unser Haustor mit der Axt zertrümmern. Es gab so blutige Raufereien, daß wir während einiger Sommerwochen einen Posten Gendarmerie zum Schutz der zahlreichen Weiblichkeit im Hause einquartiert hatten. ...

Der große Garten ... führte in den Hochwald. ... Ich streifte von früh bis abends allein in den Wäldern umher. ... Großmama jammerte: „Du wirst von umherstrolchenden Arbeitern überfallen oder von Zigeunern gestohlen werden!" Der Gedanke, von Zigeunern geraubt zu werden, reizte mich. ... Die Vorstellung, mit den Landstreichern in einem vom kleinen Pferd gezogenen Wägelchen durch die Welt zu ziehen, verlockte mich, und ich stellte mir vor, ich sei gar nicht das Kind meiner Eltern. ...

Als einziges Kind hatte ich meiner Mutter Vermögen, auf das Papa keinen Anspruch erhob, geerbt. Großpapa verwaltete es, auch wurden meine Erziehungskosten davon bestritten.

Monsieur Buonaparte Andrée *[sic]* Chapeau. ... war ein alter Franzose, der uns Tanz und Manieren beibringen mußte. Jeden Samstagabend versammelten sich einige Kinder befreundeter Familien, meine Vettern und Kusinen in unserem goldgelben großen Salon, wo uns der Meister in die Geheimnisse des Walzers, der Française, der Quadrille à la cour und der Mazurka einweihte; auch lernten wir ebenso reizvolle wie schwierige Nationaltänze wie Czardas, spanische Kastagnetten- und Tamburintänze, schottische und slawische Tänze. Wir lernten uns gerade halten, graziös schreiten und uns verbeugen, mit Anstand in ein Zimmer treten und grüßen, auf einem Stuhl sitzen und liebenswürdig lächeln. Der hagere, bewegliche Herr ... stand, seine Violine in der Hand, unterm Kronleuchter, mit Frack, Spitzenjabot, kurzen Hosen,

schwarzen Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen. ... Unsere Anstrengungen wurden in den Pausen belohnt, da wir Mandelmilch, ... Limonade tranken, wenn es hoch herging, auch Gefrorenes und Kuchen schmausten. ... Jeden Winter gaben wir einen Hausball. ...

Ich trug ein weißes Stickereikleidchen, mit breiter blauer Seidenschärpe, meine dunklen Haare fielen in Korkzieherlocken auf die Schultern, die sechs gestärkten Volants meines Unterrocks wippten, ich glich einer Ballettänzerin. Und dann führte ich einen Solotanz vor ... und ich machte meine Sache so gut, daß ... sich die Herren um die Ehre stritten, mit dem kleinen Mädchen zu tanzen. ...

Ich habe nur einen Menschen in meiner Kindheit gehaßt und gefürchtet, das war mein Klavierlehrer Aloys Gutherz. Er verdarb mir die Freude an der Musik; trotz meiner Tränen und Bitten ließ Großmama sich nicht erweichen, mir einen anderen Lehrer zu geben. ... „Wenn er streng ist, um so besser." ... Er ... bohrte, wenn ich die Hände nicht hoch genug hielt, mit seinem scharfgespitzten Bleistift in meine Handfläche. ... Ich haßte meinen Lehrer, und er konnte mich nicht leiden. ... Ich wurde fünf Jahre lang zweimal in der Woche von ihm gemartert. Musik wurde mir verhaßt. ...

Zu den fossilen Gestalten, die in unserer Zeit ... ausgestorben sind, gehört die Friseuse, eine wichtige Persönlichkeit, Berichterstatterin der Tageschronik. Die Tanten wurden von der Jungfer frisiert, ihre langen, zu Zöpfen geflochtenen Haare in einer Krone aufgesteckt, der Stefaniefrisur, wie sie nach der Gattin des Thronfolgers Rudolf hieß. ...

Fräulein Katinka Vocůvková, unbestimmten Alters, immer atemlos und in Eile, kam nach dem Frühstück und erzählte, während sie ihres Amtes sorgsam waltete, daß Herr H. ... mit Fräulein M. zwei Quadrillen getanzt habe und sich infolgedessen mit ihr verloben würde, daß Baronin K. spätabends mit einem Leutnant im Stadtpark gesehen worden war und Frau Kommerzienrat gestern von Zwillingen entbunden ... sei. Sie wußte alles, ersetzte die Morgenzeitung und erfreute sich des Vertrauens ihrer Kundinnen. ...

Eine andere fossile Gestalt der prähistorischen Zeit ... ist der Wichser. Ein blitzblankes Parkett war der Stolz jeder guten Hausfrau. Bohuslav Pratička ... ein junger, freundlicher Tscheche, kam am Samstagmorgen, entledigte sich im Vorraum seiner Schuhe und Strümpfe und

rutschte barfuß, den rechten Fuß auf seiner Bürste, während einiger Stunden über die mit Wachs eingeschmierten Böden des Salons. ...

Großvater vergaß nie seine karge Jugend, da er sich am Tisch der Reichen sättigen durfte, und so wurden bedürftige deutsche Studenten oder Kaufmannslehrlinge, gleichviel welcher Konfession, zweimal in der Woche bei uns verköstigt.

Wir hatten verschiedene Hauslehrer. ... Ein großer, magerer Student mit einem intelligenten Gesicht und halblangen Haaren, der später als Deutschenführer und Abgeordneter in Österreich viel von sich reden machte, überwachte eine Zeitlang auch meinen Unterricht. ... Er war wegen Majestätsbeleidigung eingesperrt gewesen, und dieser Umstand machte *[ihn]* in meinen Augen interessant.

Die Toilettenfrage spielte im Zehntöchterhaus eine große Rolle. Die jungen Mädchen waren anmutige Erscheinungen und stets geschmackvoll gekleidet. Da man das Schneidern im Hause für billiger hielt, wurden die Kleider von der Kammerjungfer genäht.

Die vermeintliche Ersparnis ... war aber keine, weil die Jungfer das ganze Jahr beschäftigt werden mußte und man immer wieder neue Stoffe kaufte oder alte Kleider zertrennte und modernisierte. ... In unserem Korridor standen hohe Kästen mit der Aussteuer meiner Tanten gefüllt.

Die gute Großmama war sehr eitel, und weil Schönheit als die wichtigste Eigenschaft eines Mädchens galt, pflegte sie unser Äußeres. Beim Schwimmen trug man lange Ärmel. Der Badeanzug aus schwerem Wollstoff mit langer Jacke und die gelbe Wachstuchkappe waren ebenso unbequem wie unkleidsam. Ich mußte, um einen Kropf zu vermeiden, mit einem würgenden Tuch um den Hals schwimmen. Wir schliefen auf harter Matratze, ohne Kopfkissen ... und als ich ein Backfisch geworden war, führte Großmama ihre mißratene Enkelin zu ... Professor Gussenbauer. ... Lächelnd versicherte er Großmama ... mein Skelett sei tadellos, und steckte das hohe Honorar ein.

Leider hatte ich Sommersprossen, und so wurde ich immer wieder gemahnt: „Setze dich der Sonne nicht aus!“ ... Man quälte mich mit dichten weißen Gazeschleiern, man wusch mich mit Märzschnee und Gurkenmilch, und da dies nichts nutzte, wurde mein Gesicht mit einer ... Wundersalbe eingeschmiert, daß meine Haut brannte und sich schälte. Meine ... rauhen Arme wurden so lange mit ... Sandseife ge-



Abb. 19: Hermine Hanel
als junges Mädchen

rieben, bis sie bluteten und meine Hände mit Kampfer eingerieben, so daß ich nachts einen Nieskrampf bekam. Ich hielt mich ... für ein Scheusal und war ... überrascht, als ich ... von einem Gymnasiasten ein himmlisches Wesen genannt wurde.

Robinson, Don Quichotte, Gullivers Reisen und andere Werke der Weltliteratur wurden uns in den für die reifere Jugend bearbeiteten Ausgaben verwässert gegeben. ... Ich las die so berühmten Jugendschriften von Nieritz und Hoffmann, berauschte mich an den Abenteuern Jules Vernes ... und erwärmte meine Phantasie an der verlogenen Backfischliteratur von Klementine Helm, Eschtruth und den Romanen der Heimburg und der Marlitt. Spielhagen und Gustav Freytag, Ebers und Dahn aber gaben meinem jungen Geist würzigere Nahrung. Englische und französische Kindergeschichten wurden im Original gelesen. ...

Tiefen Eindruck machte mir die Bibel. Auf dem Ebenholztisch unseres Salons lagen zwei Prachtexemplare des Alten und des Neuen Testaments von Gustav Dorés Meisterhand illustriert, und ich wurde nicht müde, in der Heiligen Schrift ... zu lesen. Noch stärker als das Wort prägten sich mir die Bilder ein, wie ich überhaupt stets am meisten durch sinnliche Wahrnehmung gelernt habe. Neben der Bibel liebte ich die deutschen Heldensagen ... von der Weltesche, von Walhall, von den Göttern Baldur und Loke, Odin und Thor, die beeinflußten mich tiefer als die Sagen des klassischen Altertums. Vor allem aber erschloß sich mir die Märchenwelt. Unsere deutschen Volksmärchen, irische Elfenmärchen, Andersen und die Fabelwelt der Romantiker sind auch heute noch meine teuersten Freunde. ... Als ich selbst zu gestalten versuchte, da habe ich als Märchendichterin und Malerin mein Eigenstes gegeben.

Der häusliche Unterricht, den ich vier Jahr lang mit meiner gleichaltrigen Kusine Vally nahm, wurde uns zu langweilig, und wir freuten uns, die öffentliche Schule zu besuchen. Das Mädchenlyzeum ... wurde von vorzüglichen, freisinnigen Lehrkräften geleitet und von den Töchtern der oberen Stände bevorzugt. ...

Die Lehrer erkannten mich bald als ein begabtes, aber ein wenig nichtsnutziges Mädchen. ... Geographie, Geschichte, Mythologie, Naturgeschichte und Literatur fielen mir leicht; meine Aufsätze waren originell und bildhaft, doch in Mathematik und Grammatik versagte ich ganz. Bei den Mitschülerinnen beliebt, nahm ich eine führende Stellung bei allen Streichen ein. ... Doch ich besaß keine intime Freundin. Die Überzahl der Weiblichkeit in unserem Haus ... hatte nebst meiner knabenhaften Veranlagung zur Folge, daß ich mich ... nach ... einem Freund sehnte. ... Der große Schmerz meines Lebens war, kein Junge zu sein.

Der Religionsunterricht wurde getrennt vom katholischen, dem evangelischen und dem jüdischen Geistlichen erteilt. ... Durch mein Heidentum nahm ich eine Ausnahmestellung ein, und ... mein Gefühl der Isoliertheit wurde noch verstärkt. Es ist für die Entwicklung eines Kindes ungünstig, wenn es außerhalb einer Glaubensgemeinschaft erzogen wird. ... Mein früh entwickeltes Selbstbewußtsein, meine reiche Umgebung, das Ansehen der Familie ließen mich als Herrenkind fühlen. ... Der Erwachsene mag es mit seinem Glauben halten, wie es sein Gewissen befiehlt, das unmündige Volk aber und das Kind bedürfen ... des Glaubens.

... Meine geschmackvolle Kleidung gab mir Ansehen unter den Kameradinnen, auch mit der Verteilung von Süßigkeiten kargte ich nicht. ... Mittags erwartete mich die unvermeidliche Gouvernante, und ich mußte auf dem Spaziergang englisch oder französisch sprechen. Allein auf die Straße *[zu gehen]* wurde uns als unschicklich verboten. ... Meine Großeltern haben den Fehler begangen, mich stets ältlichen Fräuleins ... anzuvertrauen, anstatt mir in einer jungen, lebensfrohen Erzieherin eine Freundin zu geben. Ich wurde immer ... schwerer zu lenken. Jeder im Hause übte seine Erziehungsproben an mir. ... „Du allein machst mehr Mühe und Ärger als Deine neun Tanten", sagte Großmama. ... Nach meinem vierten Schuljahr wurde beschlossen, den „arroganten

Fratzen" in Pension zu geben. Papa reiste nach Dresden *[und]* ... wählte ein Pensionat, das ... von einer evangelischen Dame geleitet wurde. ... Kurz vor meinem vierzehnten Geburtstag verließ ich das Haus meiner Kindheit. Großpapa umarmte mich unter Tränen. ... Es ergriff mich, den sonst so Herben bewegt zu sehen. ...

Ich ... war vom Anblick Dresdens berauscht. Großmama stieg mit mir im prächtigen Hotel Bellevue am Elbestrand aus. ... Am anderen Morgen sieht Großmama zu ihrem Entsetzen, wie ich ... mit dem Pikkolo des Hauses über das Treppengeländer vom zweiten Stock bis in die Halle rutschte.

... Frau Schwarze empfing uns in ihrem kleinbürgerlich eingerichteten Salon ... reichte mir die Hand und sagte gütig: „Ich hoffe, du wirst dich bei uns Hause fühlen, liebes Kind." ... Ich gewöhnte mich bald ein. Die guten Tanten hatten mir so viele Kuchen eingepackt, als zöge ich in eine ... belagerte Festung. ... Und da auch ferner oft Essensspenden eintrafen, die ich redlich teilte, wuchs meine Beliebtheit. ... das Essen in der Pension war recht mangelhaft. ... Ich sehnte mich ... nach unseren böhmischen Nationalgerichten und wurde nie recht satt.

Und doch waren wir alle vergnügt. Sechzehn Mädchen zwischen fünfzehn und achtzehn Jahren, der Schule entwachsen, erhielten in der Pension ihre letzte Ausbildung. Unser Unterricht beschränkte sich hauptsächlich auf Kunstgeschichte, Geschichte, Literatur, Sprachen und Musik. Über meine kurzen Röckchen war die ehrbare Sächsin empört. „Österreichischer Leichtsinn", sagte sie. ...

In meinen freien Stunden verschlang ich die Geschichtsbücher, die mir Herr Schwarze lieh, und las mit glühenden Wangen über die französische Revolution, über Napoleon und die deutschen Freiheitskriege. Die Kunstgeschichtsstunde war auch sehr fesselnd. Anschließend an das Gelernte, besuchten wir die Gemäldegalerie. ... In Dresden wurde meine angeborene Liebe zur bildenden Kunst ... vertieft. ... Theater und Konzerte, ... Oper und das klassische Schauspiel begeisterten uns so sehr, daß wir bis tief in die Nacht Monologe aus „Iphigenie" und „Wallenstein" deklamierten. Wir lasen die Dramen ... mit verteilten Rollen. ..."

Am Sonntag nachmittag ... kam zuweilen ein großer, schlanker jun-

ger Engländer mit einem blassen, ausdrucksvollen Gesicht zu Besuch. Frau Chamberlain, die um zehn Jahre ältere Gattin des damals noch nicht berühmten Schriftstellers, war die Schwester von Frau Schwarze. ... Die ... Ehe wurde gelöst, als Houston Chamberlain, der glühende Anhänger Richard Wagners, sich mit einer Tochter aus dem Hause Wahnfried vermählte.

Unsere Vorsteherin ... bemühte sich, mich in ihren Glauben einzuweihen. Doch die lange Predigt, das Nüchterne des Raumes entsprachen meiner südlichen Natur viel weniger als die weihrauchdurchwehte Mystik der katholischen Dome. Meine Kindheitseindrücke in der alten Stadt der hundert Kirchentürme, meine Abstammung mußten mich in den Schoß der „alleinseligmachenden Kirche" führen. Papa schrieb: „Es wäre mir lieb, wenn Du ... evangelisch wirst, aber Du müßtest Deinen Übertritt vor Großpapa, der sich darüber sehr aufregen würde, geheimhalten." – „Ich werde meinen Großvater nie belügen", erwiderte ich. ...

Meine erste Liebe galt einem Abgeschiedenen, ... dem geistvollen, bezaubernden, unglücklichen Heinrich Heine. ... mir war, als seien seine Gedichte an mich gerichtet, als gälte seine Sehnsucht mir. ... ich glühte unter seinen Liebkosungen. ... Ich ... tröstete ihn in der Marter seiner Matratzengruft. ... Heine beherrschte meine Phantasie. ... Sein „Buch der Lieder" wurde meine Bibel ...; ich küßte sein Bildnis mit ... dem wehmütig spöttischen Mund. ... Als ich einige Jahre später Paris besuchte, legte ich Blumen auf den Grabhügel des Dichters. ...

Nach eineinhalb Jahren verließ ich die Dresdner Pension. ... Der Abschied von der guten Frau Schwarze ... und von den jungen Mädchen schmerzte mich. Es gefiel mir nicht mehr so gut zu Hause wie einst. Großpapa war stark gealtert, sein Herzleiden hatte seine Reizbarkeit erhöht. ... Von den heiteren Tanten waren nur noch die beiden jüngsten im Elternhaus. ... Mich ... einer Erzieherin anzupassen, vermochte ich nicht. ... Fräulein Amanda Stark ... war fünfundvierzig Jahre alt und so norddeutsch wie nur möglich, eine Pastorentochter aus Lübeck. ... Ich fühlte mich in der Atmosphäre der alten Großeltern neben dem verblühten Fräulein ... unglücklich wie ein junges, starkes Tier, das man in einen Käfig sperrt.

Da die Kochkunst in Böhmen besonders gepflegt wird und im

großelterlichen Hause Wert auf gutes Essen gelegt wurde, sollte auch ich in die Geheimnisse der Küche eingeweiht werden. Marianka, die dicke Küchenfee, die mich unterrichten sollte … besaß ein fettiges Geheimbuch, in das sie ihre bewährten Rezepte von Dalken, Liwanzen, Buchteln, Striezeln und anderen Nationalspeisen geschrieben hatte und das sie neben ihrem Gebet- und Traumbuch heilig hielt. Leider zeigte ich wenig Interesse und Talent … .

Mein Zeichentalent zeigte sich in früher Kindheit, meine Lieblingsbeschäftigung war die Malerei. … Leider beschränkte sich der Unterricht junger Mädchen auf langweiliges Kopieren, anstatt das Naturstudium zu fördern. …

… Großvaters Tod ließ eine große Leere zurück. … Voll erblüht … erregte ich in meinen einfachen Trauerkleidern Aufsehen. Das Gesicht oval, dunkle Augen unter schwarz gezeichneten Brauen, die schmale Nase … frische Lippen, Zähne fest und weiß … blühender Teint, das in seiner Fülle schwer zu bändigende Haar in Zöpfe gepreßt. Von sprühendem Temperament, ein wildes Rassepferd, natürlich, impulsiv, ohne Berechnung und Koketterie, überschäumend von Jugend und Kraft. Das unbestimmte clair-obscure der Rassenkreuzung verlieh mir einen besonderen Reiz, ein Fluidum, das Menschen in meinen Bannkreis zwang. Warum soll ich heute, da ich rückblickend meines Lebensfrühlings gedenke, mich nicht meiner Schönheit erfreuen, auf die ich nie eitel gewesen bin und die ich als Gabe der Natur dankbar annahm, um mich und andere mit dieser Gottesgnade zu beglücken?

Ich mußte am Vormittag wie ein kleines Mädchen bei Fräulein Stark Unterricht nehmen, am Nachmittag aber spielte ich die Rolle der umschwärmten jungen Dame. …

Bei einer Reise in das Salzkammergut lernte Mizzi einen jungen Ungarn namens Géza kennen, der die große Liebe ihres Lebens wurde.

Wir ruderten auf dem See und liefen über die gewellten Matten … schwärmten von Heinrich Heine … er sprach Verse von Petőfi und warb für seinen ungarischen Dichter, und ich lauschte seiner warmen Stimme, die wie eine Liebkosung war, und erwiderte den Druck seiner beseelten schmalen Hände. … Diese „amitié amoureuse“ schlang sich

wie ein roter Faden durch mein Leben. ... Die laue Wunderblüte der Freundschaft blüht noch im Herbst. ...

Der ewigen Gouvernanten herzlich satt, bat ich: „Laßt mich nach Dresden oder München in die Akademie. Ich will ernstlich lernen und mich zur Malerin ausbilden. Oder erlaubt mir, in England ein College zu besuchen; in diesem Lande der Freiheit wird man nicht als Geschlechtswesen behandelt. ... Doch meine Bitte war vergeblich. ... Ich wurde ruhelos und quälte mich und meine Umgebung. Für den Haushalt hatte ich wenig Sinn, und so las ich wahllos, trieb Sprachen, ging mit dem Fräulein spazieren, klimperte auf dem Klavier, malte nach Blumenvorlagen. ...

„Sie soll bald heiraten", sagten Verwandte und Bekannte. ... und so wurde ich im Winter zu meiner in Wien verheirateten Tante Minna geschickt. ... Wien gefiel mir ausnehmend. Ich besuchte die herrlichen Gemäldegalerien und Theater. ...

In Wien verlobte sie sich mit einem Leutnant, bereute diesen Entschluß aber bald und löste die Verlobung.

Trotz meiner regen Geistigkeit ... hatte *[ich]* mir nie Gedanken über sexuelle Fragen gemacht. Vally ... klärte mich auf. Ich war erstaunt, aber nicht bestürzt; mein gesunder Sinn fand Natürliches nicht abstoßend. ... Wie tief mußte man einen Mann lieben, um sich mit ihm so innig zu vereinen! Und dann schrieb ich meinem Verlobten einen von Edelmut triefenden Brief, in dem ich ihn ... meiner ewigen schwesterlichen Gefühle versicherte. ... Ich ... kaufte mir ... einige Bände von Ibsen. Die emanzipierte Hedda Gabler war mir ein Vorbild. Und dann beichtete ich, um mein Gewissen zu erleichtern, Freund Géza meine Schuld. ... Ich hatte im Lauf der Jahre noch manches zu beichten, und immer ... erlöste er mich von Schuld. ... Meinen Husarenleutnant verschmerzte ich bald, aber ein größerer Abschied traf mich tief, der Abschied von unserem Haus. Großmama hatte ... ein beträchtliches Vermögen geerbt, doch gehörte sie zu jenen Frauen, die ... nie Überblick gewinnen und ... unnütz Geld vertun. ... Das ... Haus war viel zu groß geworden. Und so wurde der Verkauf beschlossen. ... Zum letzten Mal blickte ich aus dem Fenster der Bodenkam-



Abb. 20: Karlsbad, 1896

mer in die Krone des blühenden Nußbaums im Hof. ... Hier habe ich die reinsten Freuden genossen, in dieser Erde wurzle ich. Meine Gedanken umkreisten ... in der Fremde immer wieder die Stätte meiner Kindheit. Ich liebte keinen Menschen so innig wie das ... Haus und den Garten des Paradieses.

... Wir bezogen eine Etagenwohnung in einem eleganten Haus der Neustadt, in der ich nicht heimisch wurde. ... Ich wurde jeden Nachmittag von einer Promeneuse spazieren geführt, um abwechselnd französisch, englisch und italienisch zu plappern. Großmama ... wurde immer haltloser und ... unser Verhältnis wurde immer schwieriger. ... Zur Linderung ihrer Gicht wurden ihr ... die Bäder von Wiesbaden verordnet. Ich durfte sie begleiten und sah ein schönes Stück Welt.

... Im Juni reiste Großmama nach Karlsbad. Der Arzt hatte erklärt, sie dürfe sich ... nicht ärgern, da sie mich aber nicht allein lassen konnte, nahm sie mich, zum Schaden ihres Gallenleidens, mit. Die Arme kränkte sich über die törichte Enkelin, die, anstatt unter jungen Verehrern einen Gatten zu wählen, sich mit älteren Aristokraten unterhielt. Der Statthalter von Böhmen, Graf Franz Thun-Hohenstein ...

galt für einen gefährlichen Lebemann. Unser Verkehr war aber fröhlich harmlos. Der um drei Jahrzehnte ältere Mann hatte Freude an dem natürlichen Mädel. ... Der ... Stellvertreter des österreichischen Kaisers ... residierte wie ein König, mit allen Rechten ausgestattet. ... *[Sein]* Haus war der gesellschaftliche Mittelpunkt der Stadt. ... Franz Thun gehörte den ältesten Familien Böhmens an. ...

Ich war Exzellenz in Prag ... aufgefallen. Er wußte, daß ich als Tochter eines Katholiken glaubenlos erzogen wurde, und suchte die Gelegenheit, mir näherzutreten, ... weil er für meine Seele bangte. ... Die ... neidischen Leute ... ahnten nicht, welch ernste Gespräche er mit seinem Schützling ... führte.

Meine zwiefache Abstammung hatte den Vorteil, meinen Verkehr nach Belieben hier und dort wählen zu können. ... Daß der Statthalter ... mir sozial überlegen war, kümmerte mich wenig. Ich war im Äußeren, in meiner Erziehung und in meinen Lebensgewohnheiten dasselbe wie irgendeine Komtesse. Jugend und Schönheit sind ein „Sesam öffne dich". ... Zu unserer Partie gehörte Graf Carl Coudenhove *[und]* ... Prinz Heinrich Liechtenstein. ...

Im Winter wurde ich eingeführt und besuchte die öffentlichen deutschen Bälle, den Theatervereinsball, die Studentenfeste. ... Ich wurde sehr gefeiert, war aber enttäuscht, da keiner der jungen Herren mein Interesse erregte. Die Prager Gesellschaft war mir zu eng. Tschechen und Deutsche lebten in zwei feindlichen Lagern. Man kannte sich vom Sehen, aber man grüßte sich nicht. Auf dem Graben gingen mehr Deutsche, in der Ferdinandstraße mehr Tschechen spazieren. Schon die Schulkinder trugen ihre Nationalitätenfeindschaft in Prügeleien aus. Streitigkeiten zwischen deutschen Couleurstudenten, unter denen auch viele Juden waren, und den Sokols ... gehörten zur Tagesordnung.

Die tschechische Gesellschaft, entgegenkommender als die deutsche, war noch neu und legte Wert darauf, gebildete Deutsche in ihrem Kreis aufzunehmen. Doch gegen Böhmen *[eigentlich Tschechen]* tolerante Deutsche wurden von ihren Stammesgenossen als Überläufer behandelt. Ich durfte nie das tschechische Theater besuchen. ... Meine böhmischen Verehrer mußten sich ... damit begnügen, ... mir anonym Blumen zu senden. ... Als ich nach vielen Jahren Großmama besuchte, fand sie ein Büchlein und sagte: „Da steht der Name ... eines Profes-

sors der tschechischen Universität, der bei deinem Vater um deine Hand angehalten hat. Er wurde natürlich abgewiesen."

Die deutschen Inschriften der Straßentafeln und die gelbschwarzen Briefkästen wurden von ... Kindern beschmiert und rot angestrichen. ... Das Volk war böhmisch, ... während wir gebildeten Deutschen ... nur ein wenig „Küchenböhmisch" lernten. ... Die deutsche Gesellschaft teilte sich in Kasten. Der hohe Adel, der ... sich bemühte, wienerisch zu reden, lebte auf der Kleinseite wie auf einer Insel. Die Adeligen ... ignorierten das bürgerliche Publikum. ... Ein großer Teil der deutschen Gesellschaft bestand aus Juden, von denen sich die angesessenen Gebildeten wieder von geringeren Familien schieden. ... Die Prager Atmosphäre bedrückte mich. Ich fühlte mich als Weltbürgerin. ... Das Unheimliche in der alten Stadt, die dumpfe Luft, ... das Rückwärtsblicken alter Kultur! ...

Das aufstrebende Tschechentum hastete jetzt ..., Prag in eine moderne Großstadt zu verwandeln. ... Rilke war ein echter Sohn der „Stadt mit dem Herzschlag", wie sie Gustav Meyrink nennt. ... Auch Franz Werfel ... wurde von der seltsamen Mystik seiner Heimat tief beeinflußt.

Das Theater spielte eine bedeutende Rolle im Kulturleben der Stadt. Das böhmische Nationaltheater ... zeichnete sich durch sein vorbildliches Ballett und seine Opernaufführungen aus. Wir aber besuchten nur das deutsche Theater. ... Das alte Ständetheater, im achtzehnten Jahrhundert in der Nähe des Obstmarktes ... erbaut, wo Mozarts „Don Juan" seine Erstaufführung erlebte, war ... ein rechter Adelssitz mit Erblogen der Lobkowitz ... Thun, Czernin ... und anderer Geschlechter. ...

Ich zählte neunzehn Jahre und mußte ... noch fünf Jahre warten, bis ich ... über mein Vermögen verfügen durfte. ...

Um endlich aus der Unmündigkeit befreit zu sein, entschließt sie sich zu einer Heirat, die sie aber von Anfang an ablehnt.

Die Ehe war mir nur ein Mittel zum Zweck. ... Und aus diesem Grunde ... wählte ich unter meinen Bewerbern den minderwertigsten ... um ihn, nachdem der Zweck der Scheinehe erfüllt war ... zu verlassen. ...

Herr Stöhr[1] war einundvierzig Jahre alt, die Gestalt breit und schwer, sein Gesicht gewöhnlich. Er hatte keine Haare, er trug sich elegant … seine Bildung war ganz mangelhaft. Er galt als vermögend, hatte keinen Beruf, verwaltete seine Häuser, war … in Vergnügungslokalen zu sehen. … Er erzwang in einer schwachen Stunde mein Jawort, das ich bald bereute. … Großmama weinte, … Papa war unglücklich. … Der wahre Grund, dem ich unbewußt folgte, wurde mir erst später klar: der Drang nach Leid. … Da ich aus meinem Mangel an Sympathie keinen Hehl machte, fürchtete Herr Stöhr die Lösung der Verlobung und drängte auf baldige Eheschließung, die im Herbst auf dem Standesamt stattfand. Wir begaben uns auf eine mehrwöchige Reise nach Italien. … Ich entzog mich so viel wie möglich seiner Gesellschaft. …

Auf dem Gipfel des Vesuvs … empfand ich die Kleinlichkeit meines Schicksals so beschämend, daß ich mich versucht fühlte, … mich in den Flammenabgrund zu stürzen. … Und ich schrieb einige Wochen später eine phantastische Geschichte, deren Heldin … ihren verhaßten Gatten auf der Hochzeitsreise in den Krater des Vesuvs hinabstürzt. …

Nach zwei Monaten kehrten wir heim, und ich fand eine elegant möblierte Etagenwohnung im Stadtpark. … Mein Gefühlsleben blieb das eines jungen Mädchens, aber ich hatte die Bewegungsfreiheit einer Frau und verfügte über beliebige Summen. … Ich ritt, obwohl das Reiten damals noch für emanzipiert galt. Ich war eine der ersten radfahrenden Damen in Prag und trug weite Pumphosen. … Ich schrieb einen Artikel im Prager Tagblatt „Los vom Fischbein", in dem ich das Korsett und die langen Röcke verwarf und den Vorschlag machte, die Haare kurz zu schneiden. … Ich trug … im Sommer Socken. … Eines Tages blieb ich beim Aussteigen aus dem Wagen mit dem Rock hängen, und da brachte die Sonne das Verbrechen an den Tag. … Man warnte höhere Töchter vor meinem schlechten Beispiel.

… Ich besuchte Großmama oft zur Teezeit. Da saßen die … Tanten. … Man sprach über Haushalt und Stadtneuigkeiten, das Gespräch interessierte mich nicht. …

… Die alttschechische gemäßigte Partei … wurde von den Radikalen besiegt, Thun … trat … zurück. Sein Nachfolger … war Graf Karl Coudenhove. … Er … besuchte mich gern zur Teezeit zu einem Plauderstündchen.

Im Winter 1897 spitzten sich die politischen Verhältnisse unter dem Ministerpräsidenten Badeni ... zu. ... Badeni erhielt seine Entlassung. ... Die deutschböhmische Frage erregte die Gemüter so sehr, daß die Ausschreitungen ... die Straßen von Prag unsicher machten. ... Die Garnisonen ... entsandten Kavallerie zum Schutz der Hauptstadt. Soldaten verkündeten ... das Standrecht. An den Straßenecken liest man auf Plakaten, daß jeder ... auf frischer Tat Ertappte ... erschossen wird. ... Läden mit deutscher Inschrift werden geplündert, Fenster zerschlagen, der Pöbel drängt in die Bürgerhäuser. ...

Während einer Reise nach Budapest trifft Mizzi ihren geliebten Freund Géza wieder und bittet ihn, sie aus ihrer unglücklichen Ehe zu befreien, aber dieser kann sich auch diesmal nicht entschließen, sie zu heiraten. Nach Prag zurückgekehrt, erleidet sie einen Nervenzusammenbruch, der mit einer Lungenentzündung und einer einseitigen Lähmung verbunden ist. Ihr Mann ist ihr jetzt vollends unerträglich, und sie will sich scheiden lassen. Vater und Großmutter wollten jedoch von einer Scheidung nichts wissen, und der Ehemann machte sie darauf aufmerksam, daß ihr Vermögen im Falle einer Scheidung, die von ihr ausgeht, ihm gehören würde. Wieder flüchtete sie sich in Reisen und betätigte sich daneben als Schriftstellerin.

Der einzige Ausweg aus ihrer Ehe schien der Beweis der Untreue ihres Mannes zu sein. Sie führte mehrere Prozesse und wurde schließlich ohne Verlust ihres Vermögens geschieden.

Vor drei Jahrzehnten galt es als Schande, eine geschiedene Frau zu sein. Für Männer war man leicht zu erjagendes Wild, für die Frauen ein Gegenstand ... des Klatsches. ... Und alle, die mir geweissagt hatten, ich würde ... das Leben einer Abenteuerin führen und zugrunde gehen, haben sich gründlich geirrt. ... Mein Verbrechen bestand darin, meiner Zeit vorauszueilen. ... Ich wollte mich erst entwickeln, bevor ich als Mutter die Verantwortung für mir anvertraute Wesen tragen konnte. ... Ich war geistig zu anspruchsvoll, um den mir Überlegenen zu finden. ...

Mizzi verließ Prag endgültig und reiste viel: nach Berlin, Wien und München, wo sie sich ernsthaft, soweit es damals für Frauen möglich war, dem Kunststudium widmete.

Mein Wissensdurst war unersättlich, es drängte mich, meine oberflächliche Erziehung zu ergänzen. ... Neben meinen Malstudien hörte ich Kurse für Frauen, die von Hochschulprofessoren gehalten wurden. ... Da ich kein Gymnasium besucht hatte, ... waren mir die geheiligten Hallen der Universität verschlossen. ...

Der geniale Furtwängler fesselte mich durch seine Kunstgeschichtsvorträge. ... Der stattliche Mann von edler germanischer Rasse ist im Mannesalter gestorben. ... Beim berühmten Nationalökonomen Lujo Brentano besuchte ich das interessante, stets überfüllte Kolleg. ... Die herrlichen Galerien boten mir reiche Anregung. ... Ich blätterte im Kupferstichmuseum der alten Pinakothek ... und kopierte die Bildnisse der englischen Lords und Ladies von Hans Holbein. ... Meiner im Märchenhaften wurzelnden Natur machten die Gemälde von Moritz Schwind tiefen Eindruck. Die Zwanglosigkeit der Geselligkeit gefiel mir. ... Die Künstler, Meister Lenbach an der Spitze, erfanden immer nur originelle Feste. ...

Wegen einer Beziehung zu Baron Johann Chlumecky, der vierzig Jahre älter war als sie, zog Mizzi nach Wien. Dort lernte sie Musiker wie Johann Strauß, Raoul Auernheimer und vor allem Arthur Schnitzler kennen, dessen ziemlich vernichtendes Urteil über ihre Arbeiten sie zitiert:

„... Ein guter Einfall, einfach hingesetzt, ohne den leisesten Versuch zu charakterisieren, zu motivieren, ja ein anständiges Deutsch zu schreiben. Oft ein Hauch von echter Empfindung, ... ein sonderbares Gemisch von Familienblattstil und Realismus strengster Observanz. In der gleichen Art wie Sie, gnädige Frau, gehen drei innere Mächte mit ihren Einfällen vor, das Genie, der Größenwahn und der Dilletantismus. ... Ich glaube nicht, daß Sie ein dichterisches Genie sind. ... Sie sind sehr klug, ... haben den Ehrgeiz, Künstlerin zu sein; Sie haben noch weit dahin und gehen nicht den richtigen Weg, ja, ich weiß nicht einmal, ob Sie ganz fähig sind, den Weg zu gehen. ...“

Wer nahm eine Frau im allgemeinen und in Österreich im besonderen ernst?

Ich hatte in Prag eine Märchenvorlesung gehalten; der Saal war überfüllt, die Kritiken günstig, doch wurde meine Toilette, mein Äuße-

res mehr hervorgehoben als die künstlerische Leistung. Eine Persönlichkeit wie Theodor Herzl ..., dem ich Artikel für sein Blatt brachte, sagte lächelnd: „Wenn man wie Sie aussieht, gnädige Frau, braucht man doch nicht zu arbeiten!" ... Niemand verstand meine Zweifel und Kämpfe. ... Mein alter Freund allein erkannte diese Notwendigkeit. ...



Abb. 21: Hermine Hanel, Zeichnung von Franz Lenbach

Auf den Ertrag meiner Arbeit angewiesen, hätte ich mich vielleicht auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt, so aber folgte ich meiner Neigung. ... Bilderbücher, die ich einheitlich in Text und Illustration schuf, lagen mir am besten, Tiere und Blumen waren mir verwandt. ... Da ich nicht geschäftstüchtig war, erging es mir wie vielen Frauen. Meine Bücher erschienen in einem kleinen Verlag und wurden aus Mangel an Reklame zu wenig bekannt, obwohl sie in der Presse viel beachtet wurden.

Mizzi kehrte nach München zurück, „wienmüde", wie sie in ihrer Autobiographie schreibt:

... Ich hatte in München noch Beziehungen, aber es dauerte lange, bis ich mich wieder eingewöhnte. ... Der Gedanke, mich in einer Ehe zu binden, lag mir fern, aber meine Entwicklung, mein Schicksal und meine Natur wiesen mir den Weg der Mutterschaft. ... Ein Jahrzehnt des Alleinlebens ... hatte meine Eigenart verschärft. ... die kleinen Leiden und Freuden einer Hausfrau lockten mich nicht. Und doch sehnte ich mich nach einem Heim. Meine Freiheit hatte ihren Reiz verloren, die Einsamkeit bedrückte mich. ...

Mein Weg führte mich jeden Tag an einer Villa des nahen Karolinenplatzes vorbei, deren vornehm schlichte Empirearchitektur meine

Aufmerksamkeit erregte. Aber ich ahnte nicht, daß ich aus dem von wildem Wein umrankten Parterrefenster vom jungen Sohn des Hauses beobachtet wurde. Eines Tages erhielt ich einen Strauß; ich erfreute mich an den Rosen, ohne dem anonymen Spender nachzuforschen.

Zehn Jahre später begegnete ich dem geheimnisvollen Blumenspender. Er war Architekt, ich Malerin. ... Er war ruhig, ich ruhelos, er seßhaft, ich eine Nomadin, er vernünftig, ich unvernünftig, er hatte blaue und ich schwarze Augen. ... Gegensätze ergänzen sich. ... Ich vertraute das Steuer meines schwankenden Lebensschiffleins diesem verläßlichen, charaktervollen Menschen an. Und ich habe es nicht bereut. Durch meine Ehe mit einem Bayern, dessen Familie seit Generationen dem Altmünchner Bürgertum angehört, wurde mein in Böhmen wurzelnder Stamm ... nur in Grenzland, aber nicht in fremde Erde verpflanzt. Was aus der ungleichen Verbindung geworden ist? Ein Mädel und zwei Buben! ...

Nur eines möchte ich noch sagen, bevor ich die Geschichte meines Lebens ... abbreche: Ehe und Mutterschaft allein genügen einer künstlerisch veranlagten Frau nicht. Liebe und Kunst entspringen dem gleichen Quell. ... Die Liebe der Mutter beschränkt sich nicht auf die Familie, sie umfaßt das All.

Anmerkung

1 Wir wissen, daß er eigentlich Stein hieß.

Gisa Picková-Saudková
(1883–1944)



Abb. 22: Gisela Picková-Saudková

Das Leben von Gisa Picková-Saudková fällt in die Blütezeit der tschechojüdischen Bewegung, mit der sie sich vollständig identifizierte. Sie ist die einzige Frau mit dieser Überzeugung, die Schriftliches, und zwar besonders Aufschlußreiches, über sich hinterlassen hat. Ihr Tagebuch, das sich im Stadtarchiv in Kolín in Böhmen befindet und neben wahren Begebenheiten auch Fiktives enthält, ist die Grundlage für dieses Kapitel. Eine weitere Quelle über das Leben der Picková-Saudková stammt ebenfalls aus dem Koliner Archiv. Sie wird hier im Anschluß an die Tagebuchauszüge wiedergegeben.

Gisa Picková-Saudková wurde als Tochter eines jüdischen Kaufmanns 1883 in Kolín in Böhmen geboren. Sie ging dort zur Schule und besuchte später an der tschechischen Universität in Prag Vorlesungen über Literatur, Philosophie, Geschichte und Kunstgeschichte. Im Einwohnerverzeichnis von Kolín aus dem Jahre 1934 wird sie als Schriftstellerin und Journalistin zusammen mit ihren Kindern Jiřina und Pavel angeführt. Von 1911 bis 1925 hatte sie in Jaroměřice in Mähren gelebt, war aber nach dem Tod ihres Mannes nach Kolín zurückgekehrt. Mit 455 jüdischen Einwohnern war Kolín zu dieser Zeit die zweitgrößte jüdische Gemeinde Böhmens.

1929 veröffentlichte Picková-Saudková ihre Gespräche mit Otakar Březina, dem berühmtesten zeitgenössischen tschechischen Lyriker.[1] *Darin findet sich auch eine kurze Passage über ihren Mann, über den wir sonst nichts mehr erfahren:*

26. August 1914. Der Meister erinnert sich an meinen Mann, der an der Front als Tierarzt dient, und sagt, daß er einer der besten Menschen ist, die er kennt. Und man muß Güte so sehr schätzen wie Genialität, sie ist auch eine Gabe Gottes ... etwas Absolutes wie musikalisches



Abb. 23: Jüdische Schule in Kolin

oder malerisches Talent. ... Wo mein Mann Not sieht, hilft er, und er fühlt die einfachen Leiden der Menschen mit.

Ich habe die Tagebuchaufzeichnungen auf ungefähr ein Viertel gekürzt und mußte dabei auf viele lyrische Passagen und Schilderungen von Menschen und Orten, die ebenfalls aufschlußreich gewesen wären, verzichten. Dennoch dürfte die gekürzte Version einen treffenden Gesamteindruck vermitteln.

22. September 1896. Mein Bruder Vilém brachte mir ... dieses kleine Notizbuch; ich sollte hineinschreiben, was mir auffällt, ... was ich denke, was mir andere sagen, ob gescheite oder dumme Leute. ...

Von diesem Herbst an gehe ich in die Bürgerschule, ... es ist dort alles anders als in der Judenschule. Dort stiegen wir die hölzerne Wendeltreppe hinauf, es war muffig und dunkel. Hier sind breite Korridore, und die Klassenzimmer sind riesengroß und hell. ... Die Dorfmädchen bleiben unter sich, keine spricht mich an; aber gerade die interessieren mich.

Samstag nachmittag, den 28. September 1896. Ich gehe gern in die Schule, da ist mehr los als in der Judenschule. Nur das Kruzifix in der Klasse gibt mir ein eigenartiges Gefühl. ... Sind die Juden an seinem Tod schuld? Oder haben sich das unsere Feinde nur ausgedacht? Ich habe mich so gefreut, daß ich nicht mehr in die Judenschule gehen werde! Wenn uns die Buben sahen, ... riefen sie: „Juden, ... ihr habt den Herrn Jesus gekreuzigt!“ Aber ... sie rufen weiter. ... Als ich noch klein war, gingen wir mit den Kindermädchen am Klosterkreuz vorbei und küßten das Kreuz mit ihnen. ... Wenn sich ihnen unsere Vorfahren. ... angeschlossen hätten ...! Ich fragte Vater einmal, *[nach der Kreuzigung Christi]*, erfuhr aber nicht viel. ...

Vor dem Unterricht beten wir. ... Wir Jüdinnen müssen die christlichen Gebete nicht beten. ... Ich ginge gern mit den Mädchen Hagebutten sammeln, aber ... um nichts würde ich sie fragen, ob ich mitgehen darf. ...

In einigen Fächern lernen wir hier wenig, z. B. in Rechnen, das können wir Jüdinnen schon. ... Alles wird unendlich wiederholt, sechzigmal die Stunde, und die nächste Stunde wieder. ... Wir haben nie etwas über böhmische Fürsten gelernt ..., *[sondern nur]* ... von den Babenbergern, von *[den Habsburgern]*. ... Ich möchte gern wissen, wieso Menschen damals so grausam und unmenschlich bestraft wurden und sich das gefallen ließen. ...

Wenn ich zum christlichen Religionsunterricht gehen dürfte, würde ich mich nicht mehr so vor dem Kreuz fürchten. ... Die Mädchen ... beten zu jemand, den sie vor sich sehen können. Und sie bekommen ... Heiligenbildchen. ... Und dann wir, mit unserem unsichtbaren Herrgott. ...

Ich ging in unseren Fabriksgarten. Ich legte mich unter die Büsche und streifte mit der Nase über die Veilchen. ... Ich habe unseren Garten gern, den Geruch nach dem Regen, Schmetterlinge und Käfer. Aber ich denke immer, daß andere Leute die Natur anders erleben als ich. ... Es heißt, daß Juden keinen Sinn für die Natur haben.

Vater erzählte, daß ihn Fräulein Vedenková gestern auf dem Weg zur Fabrik ansprach: „Eilen Sie nicht so sehr, Herr Dub[2]. ... blicken Sie um sich, wie schön sich uns der Frühling öffnet. ..." Das sagte sie nicht nur so. ...

Es ist Samstag nachmittag, und wir haben frei. Ich gehe die Elbe entlang, und auf einmal ist da ein Dorf. ... Der heilige Johannes mit dem Kreuz in der rechten Hand. ... Auf dem Dorfplatz ein Teich, darin schwimmen Gänse, rund herum Häuschen mit kleinen Gärten. ... Der kleine jüdische Laden, auf der Firmentafel lese ich den Namen: Morgenstern. Es ist eigenartig: In jedem Dorf, das ich gesehen habe, ein jüdischer Laden, auch bei uns in der Stadt ein jüdischer Laden nach dem anderen. Ich hätte es gar nicht bemerkt, aber einmal im Winter hatten unsere Sokoln fremde Gäste. Zwei von ihnen zeigten den Gästen die Stadt und die Firmentafeln auf dem Ringplatz, lauter deutsche, jüdische Namen. ... Aber sie möchten doch nicht selber das tun, was sie uns vorwerfen! ... Handel! Ich wäre glücklich, wenn mein Vater etwas anderes wäre, vielleicht ein Arzt ... oder ein Bauer. ... Die Sokoln können froh sein, daß die Tschechen keine Geschäfte machen, und die Juden sind arme Teufel, weil sie es für alle anderen auf sich genommen haben. Alle lachen sie wegen ihrer Eile und ihrer Gescheitheit aus und verachten sie. ...

Ich war bei Pivoňkas. Anča wollte, daß wir bei ihnen zusammen unsere Rechenaufgabe machen. ... Sie schrubbt den Fußboden. Der Vater ist Professor am Gymnasium, und sie haben kein Dienstmädchen. Wir haben zwei. ... Es fiel mir ein, daß uns die Leute vielleicht deswegen nicht gern haben. ... Ich möchte, daß wir Juden uns nicht von den anderen unterscheiden würden. ... Wir erleichtern uns das Leben und überlassen ihnen die schwerere Arbeit. Ich möchte mich auch auf den Fußboden knien und schrubben. ... Anča fing an zu bügeln. ... die Frau Professor nähte ihr einen Rock. ... Ich möchte ... mir auch alles selber machen können.

Ich möchte gern anders sein. ... Schon daß ich keine Muttersprache

habe. Warum … lassen uns meine Leute nicht Tschechen sein? Alles um uns ist tschechisch, und wir sind nicht nur keine Tschechen, sondern auch keine Deutschen. … Warum sprechen die Juden hier bei uns deutsch? … Das Deutsch meiner Mutter hört sich ganz gut an, sie ist aus Wien. … Ich bemühe mich, tschechisch zu denken. …

Fräulein Skřivanová sagte heute: „Fialky se rozrůstají. …" – Die Veilchen wachsen und breiten sich aus. Ich weiß nicht, ob man es in einer anderen Sprache so schön sagen kann. …

Bei uns zu Hause fließt das Leben immer gleich, … es gibt nie Sorgen, woher wir das Geld für etwas nehmen werden. … Jedes Jahr … dasselbe: Im Sommer die Reisen der Eltern in die Bäder, wir mit den Dienstboten allein zu Hause, im Frühling und im Herbst die Feiertage mit den alten Bräuchen und neuen Kleidern. …

Ich höre aus der Küche ein lebhaftes Gespräch. … Mutter unterhält sich mit der Eierfrau. Die Frau klagt, daß ihr Mann alles versäuft und sie schlägt. Mutter berät sie. …

Wenn ich die Leute und meine Mutter betrachte, sehe ich die Leute und sie getrennt, auch wenn sie … ziemlich viel für sie macht. Ich möchte … zu ihnen gehören. … Es klingelt schon wieder. … Es ist ein polnischer Betteljude. Ich würde ihn nicht hereinlassen, aber Mutter würde sich ärgern. Wozu kommen sie bis aus Galizien her? … Sie betrachten das Betteln als Geschäft. … Er murmelt, daß er zerrissene Schuhe hat, … Mutter: sie habe keine. Aber er deutet mit Kopf- und Handbewegungen lachend an: „Nu, das vorige Mal haben Sie auch gesagt, daß Sie keine Hosen haben, und dann hatten sie Hosen und einen Hut dazu." Wie kann Mutter über diese Frechheit auch noch lachen? Und wirklich bringt sie ihm Schuhe von Vater und ein Sechserl dazu. So ist sie. „Ich hätte ihm auch ein Frühstück gegeben", sagt sie zu mir, „aber er würde bei uns nicht essen, wir sind trefe."[3] … Ich … werde nicht zu allen Leuten gut sein können. …

24. Juni 1897. Die Judengasse ist abgebrannt. … Es ist eigenartig, daß ich mir nie vorgestellt habe, wie es … hinter den schmutzigen Wänden mit den kleinen Fenstern aussieht. … Erst jetzt fiel mir ein, wie das Leben da gewesen sein muß. Ob es schon jüdische oder christliche Arme waren … es ist ein Elend.

Zu mir sagen die Leute oft: „Du hättest ein Bub werden sollen." Ich wäre gern einer gewesen. Nur das Leben eines Mannes ist ein richtiges Leben. Und wir? Wir sind überall dazu verdammt, nur Außenseiter zu sein.

12. September 1897. Seit heut' früh ist so ein Wind, ich weiß nicht, was mich hinausgetrieben hat, auf die Wiese. ... Die alten Pappeln am Wiesenrand wiegten sich im Wind, Ballen weißer und grauer Wolken zogen den Himmel entlang. ... Die Buben ließen Drachen fliegen.

Fräulein Skřivanová hat uns erklärt, daß die Landschaft die Menschen formt. ... Wieso sind wir Juden dann anders? Wir leben doch auch schon lange hier. ... Warum kann ich nicht anständig Tschechisch? ... Ich kann wohl über Lehrfächer sprechen, ... aber ... über das, wovon man zu Hause oder unter den Leuten spricht, nicht. ...

15. November 1897. Die Lehrerin Vedenková quält mich und überhaupt uns Jüdinnen. Heute ist Samstag. Sie befiehlt mir, einen Zettel vom Fußboden aufzuheben. Und gleich ... tut sie, als ob sie sich gerade besonnen hätte: „Verzeih, Dubová, ich vergesse immer, daß ihr am Samstag nichts macht." ... Es ist blöd, daß wir uns immer von den anderen unterscheiden müssen. Warum ist sie immer so böse zu uns? Nur weil wir nicht so tschechisch sind wie die anderen Kinder? ... Ich lerne *[tschechisch]* sprechen, wie ein Professor oder wie die Dorfleute! ...

Ich hätte gern eine Mutter, die für die Kinder näht, kocht, bügelt und am Abend Märchen erzählt. Ich glaube, aus den Märchen atmet für die Kinder die reine Muttersprache. ...

3. März 1897. ... Vielleicht könnte ich die hiesigen Leute nach ihrem täglichen Verhalten kennenlernen, statt dadurch, daß ich so viel über sie nachdenke und über die Unterschiede zwischen ihnen und uns. ... Ich mache meinen Eltern Vorwürfe, daß sie nicht mit den hiesigen Bürgern verkehren. ...

Fräulein Malátová *[eine neue Lehrerin]* hat goldenes, gewelltes Haar und schelmische blaue Augen. Ich habe sie gern. Nach der Stunde gab sie mir die Hefte, die ich zu ihr nach Hause tragen sollte. Ich ging mit ihr durch die ganze Stadt. ... Sie fragte mich nach meinen Geschwi-

stern. Aber vor dem Haus nahm sie mir die Hefte ab. Ich wäre fürs Leben gern zu ihr gegangen. ...

30. Juli. Die Zeugnisse sind da. Wirklich, in Zeichnen eine Zwei.[4] Und auch in Geometrie. ... Ich fühlte, wie ich blaß wurde, aber geweint habe ich nicht. Ich mußte es den Mädchen schwarz auf weiß zeigen, keine wollte es glauben. ... Die Lehrerin Pokorná. Warum mag sie mich nicht? Etwas muß an mir sein, daß mich die Leute nicht mögen. ...

Aber es ist wahr: Ich bin ekelhaft. ... Nichts freut mich. ... Und ich bin auch undankbar. Zu Hause bedanke ich mich nicht, wenn ich etwas bekomme. ... In der Schule fühlen die Lehrerinnen bestimmt, daß ich sie beobachte, und Pokorná fühlt vielleicht, was ich denke, nämlich daß sie die Geographie selber nicht versteht. ... Wie schön ist es, wenn mir der Lehrer Kadlec zulächelt und winkt und als mich Růzenka *[ihr Kosename für die Lehrerin Malátová]* „du Lockenkopf" nannte.

Manchmal – selten – scheint es mir, daß mich jemand mag, und vielleicht mehr als die anderen. Fräulein Skřivanová zum Beispiel, und manchmal denke ich, es ist, weil ich eine Jüdin bin, aber das ist Unsinn. ... Vielleicht tue ich ihnen deswegen leid.

14. Dezember 1897. Heute kommt unser Vilém für die Weihnachtsferien aus Wien nach Hause. Er studiert dort Medizin. Mir tut es leid, daß er nicht in Prag studiert, aber meinen Eltern scheint die Prager Universität klein und unbedeutend. ... In jeder jüdischen Familie ist das so. Wenn jemand ernstlich krank wird, so wird gleich nach Wien gefahren, oder man holt von dort einen Professor. Ich freue mich auf Vilém. ... Nur in einem verstehen wir uns nicht. Ihm ist die Nationalitätenfrage egal. Sie schafft nur künstliche Barrieren zwischen Menschen. ...

17. Dezember 1897. Vilém erzählte von Wien. ... Er erzählte auch, daß das tschechische Quartett vor kurzem Smetana und Dvořák spielte, daß das Wiener Publikum von der tschechischen Musik bezaubert war und sich wunderte, daß das auch das tschechische Volk ist. ... Mutter fragte ihn nach den Wiener Verwandten und Bekannten. ... Ich weiß nicht, wer mir fremder sein könnte als sie. Es sind eigentlich Vaters ... Schwe-

ster und ihr Mann. Sie halten sich bei uns auf der Reise nach Karlsbad ... auf. Sie wohnen im Hotel ... und bringen uns Geschenke. ... Mutter scheinen die Geschenke lächerlich, unpassend oder geschmacklos, obwohl teuer. ... Unsere Buben haben den größten Spaß, wenn die Tante aus ihrem Busen ... Schachteln mit Schmuck auspackt. ...

Vilém erzählte Mutter über die ... Schauspieler. ... Manche geben in Prag Gastvorstellungen im Deutschen Theater. ... Aber ... ich gehe in kein deutsches Theater.

Als die Eltern schon schliefen und wir allein waren, fragte mich Vilém, ob ich an Gott glaube. Ich sagte ihm natürlich, daß es nicht möglich ist zu glauben. Warum sollte ich gerade das glauben, was der Rabbiner predigt, und nicht das, was der Katechet meinen Mitschülerinnen erklärt? ... Er wurde sehr böse – noch nie habe ich ihn so gesehen: „Also ist die Welt für nichts und wieder nichts da." Er glaubt. Ich verstehe es nicht. ... Hat es mit seiner Naturliebe zu tun, oder ist es der Wissenschaftler in ihm, ... der bewundert, wie kompliziert und doch wie geordnet die Welt ist? Vilém belastet das Judentum nicht. ... Es ist in ihm so eine Festigkeit. ... Natur, Musik, Wissenschaft, Glaube, Humor und ich weiß nicht, was sonst noch, das ist unser Vilém.

23. Dezember 1897. Morgen kommt auch schon unser Ota. ... Er geht in Prag in die Handelsakademie, natürlich die deutsche. ...

25. Dezember 1897. ... Wir haben keinen Weihnachtsbaum, aber auch bei uns war eine feierliche ... Stimmung. Wir geben einander keine Geschenke, nur die Mädchen in der Küche bekommen welche. ... Mutter deckte ihnen selber den Küchentisch, jede bekam auch einen Striezel *[einen böhmischen Stollen]* und einen Teller mit Weihnachtsgebäck, und dann gab es Fisch. ...

Auch die Gespräche nach dem Essen waren ernster und wichtiger als sonst. Wenn die Buben immer zu Hause wären, das wäre ein Leben! Es wurde über Politik gesprochen. ... Die Menschen haben Angst. Vater und die Brüder schienen aufgeregt; in Prag wird geplündert, Standrecht, und es scheint etwas mit uns Juden zu tun zu haben.[5] ... Ich kann es nicht verstehen. Wir lassen uns doch nur alles gefallen, was die anderen machen, wir entscheiden nichts. Ota fragte Vater, ob er in seiner

Jugend auch alles nur von seinem Kanapee verfolgte. „Hast du keine Lust, irgendwie einzugreifen?" fragte er ihn. Vater zitierte von irgendwo: „Der Jude kann machen, was er will, der Jude wird verbrannt."[6] ... Das Standrecht z. B. wurde ausgerufen, weil jüdische Geschäfte geplündert wurden, also sind die Juden schuld daran, daß auf Leute geschossen wird, daß Leute eingesperrt werden. ... „Laß mich mit der Politik in Ruhe! Jeder soll sich um seine Nächsten kümmern, um sein Geschäft und seine Familie", sagte Vater.

Ota ließ das nicht gelten. „Zur Seite stehen, das ist überhaupt keine Kunst." ... Entweder hier politisch arbeiten oder für die Erweckung des jüdischen Volkes, für Palästina. ... Jeder hat die Verantwortung für das Ganze, zu dem er gehört. Vater erwiderte: „... So wie wir keine Andersgläubigen in der Synagoge wollen, so wollen die Tschechen in ihrer Politik keine Juden."

Ota ... versuchte Vater zu überzeugen: „Für dich wäre die jüdische Nationalbewegung am passendsten." Darauf Vater: „Das fehlt noch, daß wir ihnen selber zeigen, wohin sie uns hinausjagen sollen. ... Unsere Familie lebt schon hier seit über dreihundert Jahren." ... Ich weiß, daß wir Juden unser nationales Leben erneuern sollten. Aber ich ... kann nicht und will nicht zurück. ... Ich habe meine Seele schon vergeben. ...

Vilém sagte, daß die Juden ... ihre Untugenden ablegen sollten. Vater knüpfte gleich an und schimpfte auf alle Frauen und besonders Mutter wegen ihrer Putzsucht. Mutter verteidigte sich, daß alle Frauen gleich sind, und der Unterschied sei nur in den Mitteln, und wie sie es verstehen. ... Wenn ich ... auf den Markt gehe, sehe ich die jüdischen Damen schon früh schön gekleidet und die Christinnen alltäglich angezogen, und in den Händen tragen sie Taschen und unter dem Arm vielleicht eine Gans. Die jüdischen Frauen nehmen sich ihr Dienstmädchen mit, selbst tragen sie nichts.

... ich bin schon dreizehn und weiß nichts, kann nichts. ... Wenn ich mir vorstelle, daß ich in sieben Jahren schon zwanzig bin! Mit zwanzig heiraten jüdische Mädchen. Ich kann mir nicht erklären, daß sie für immer heiraten. ... Ist es möglich, einen Mann so zu lieben?

28. Dezember 1897. … Ich muß irgendwann einmal die Heilige Schrift lesen. Ich freue mich darauf, das Neue Testament ohne Erklärungen der Pfarrer zu lesen. … Es wäre schön gewesen, damals zu leben.

… *[Beim Begräbnis einer Mitschülerin:]* Ist es so sehr schade, wenn jemandes Leben kurz ist? … Wenn das Leben nichts anderes ist, als was wir Mädchen bis jetzt erlebt haben, dann ist … kein Grund zur Trauer, wenn es plötzlich endet.

15. Juni 1898. Ich weiß es schon, und es ist schrecklich. Wie ist es möglich? Wenn es wahr ist, dann verstehe ich das Leben nicht und was es für einen Mann und eine Frau bedeutet, wenn sie sich lieben. Paßt das denn zur „Liebe"? Ich habe den Herrn Lehrer Kadlec auch gern. So, was ist daran? … Und wenn ich einen Mann noch so lieb hätte, könnte ich doch nie. … Nein! Und wenn er mich lieb hätte, könnte er es von mir verlangen? …

Die arme Růzenka Malátová! Angeblich ist sie in einem Disziplinarverfahren. Angeblich besuchte sie ein Gendarm. Meine schöne, goldhaarige, blauäugige Růzenka Malátová und ein Gendarm, der … Diebe in Ketten abführt! … Das Leben ist blöd, und ich bin wütend. … Sie wird doch keinen Gendarm heiraten. Und ein anderer heiratet sie nicht. Wer würde sie nach dieser Geschichte heiraten? Und in die Schule kann sie nicht mehr, angeblich weil sie die Kinder verderben würde … Gerade jetzt gehe ich und küsse ihr die Hand, damit sie sieht, daß ich zu ihr halte. … Meine teure Růzenka Malátová, du weißt nicht, daß jemand deine Sorgen mit dir erlebt und dir gern helfen würde. …

18. August 1898. Heute ist des Kaisers Geburtstag. An dem Tag ist jedes Jahr in der jüdischen Kirche *[sic]* ein feierlicher Gottesdienst. … Der Rabbiner fing mit einem hebräischen Gebet für den Kaiser an. … Ich fühlte mich schrecklich. Er benützte Worte, die sich die alten Juden zur Ehre Gottes ausgedacht hatten, zur Ehre Franz Josephs! … der die böhmischen Länder … als seinen ererbten Besitz ansieht. …

23. Mai 1899. … Mir ist es peinlich, daß Mutter so schlecht tschechisch spricht; sie kann nichts dafür. …

15. Juni 1899. Fräulein Skřivanová hat mich ... heute gefragt, was ich machen werde, wenn ich mit der Schule fertig bin. Mutter hat neulich erwähnt, daß sie für mich eine deutsche Erzieherin einstellen würden. ... Ich wehre mich mit Händen und Füßen dagegen. ... Ich möchte gern alle Fächer weiter lernen, besonders Physik und Chemie. ... Fräulein Skřivanová schüttelte nur den Kopf und sagte: „Es ist schade um dich, du hast Talent." ...

30. Juni 1899. Heute haben wir uns von der Schule verabschiedet. Ich habe wieder drei Zweien. Meine Eltern haben sich das Zeugnis kaum angesehen. Bei den Buben ist das anders, aber das Zeugnis eines Mädchens ...? Wenn ich nur wüßte, warum sie es gerade mit mir machen! *[d. h. ungerechte Noten geben]* ... Es gibt ein Mädchengymnasium! Aber nicht für mich. ... Meine Eltern wollen es nicht zulassen. ...

5. Juli 1899. Gestern abend hörte ich Geschrei aus dem Schlafzimmer. Zuerst meine Mutter: „Man kann sich nicht aussuchen, was für Kinder man will, man muß sie nehmen, wie sie sind." ... Darauf Vater: „Der Mann ist noch nicht geboren, der eine Frau will, die gescheiter ist als er selbst." Das Ergebnis der Überlegungen ist, daß Minerva *[das Prager tschechische Mädchengymnasium]* nicht in Frage kommt.

Heute morgen kam Mutter mit dem Argument, daß das Mädchengymnasium nur ein Versuch ist und daß sich alle humoristischen Zeitschriften über Blaustrümpfe lustig machen. Sie wollen, daß ich ein „gebildetes" Mädchen werde, das eines Tages einen schönen Haushalt führt. ... Ich soll mich also für einen Mann erziehen lassen, den ich nicht einmal kenne. ... Woher soll auf einmal einer kommen, der gerade für mich bestimmt ist? ... Was für ein Wunder müßte das sein?

... In dem Buch von Sienkiewicz, das mir Ervín zum Lesen gegeben hat, steht: „Ich bin auch meiner Skeptik gegenüber skeptisch." Das gefällt mir ... Mit dem Urteil zögern, über alle *[Möglichkeiten]* nachdenken und sich erst dann entscheiden, aber dann seine Meinung verteidigen. Aber wie macht es meine Mutter? Sie spricht zuerst ein geistreiches Aperçu aus – ich gebe zu, daß sie geistreich ist –, um gleich darauf ein anderes, vielleicht gleich geistreiches vorzutragen, eventuell

mit entgegengesetztem Sinn. ... Das ist unseriös, Vater hat recht, wenn ihn das ärgert. ... Es ist jüdisch frivol, ich hasse es ...!

Schließlich haben wir uns darauf geeinigt, daß ich zu Hause bleibe und Stunden nehme. ...

... Ich war heute ganz allein im Wasser. Ich schwamm weit hinaus mit dem Strom. ... Die Vögel flogen über dem Wasser, tranken im Flug, erhoben sich wieder hoch in die Luft, und die Luft zitterte vor Silber. ...

15. November 1899. Ich habe nun schon einige Monate Privatstunden. ... Und immer nur alltägliches Wissen, wo ich ... doch die wirkliche Wissenschaft wollte. ... Wozu Mythologie? ... Also neulich habe ich die Eselsohren des Königs Midas durchgenommen. Der Barbier konnte den Mund nicht halten und verriet das Geheimnis ... dem Schilf beim Bach, und das hat ... nichts Besseres zu tun, als es dem Wind zuzuflüstern, und bald tratscht das ganze Königreich darüber. Und damit ich das und Ähnliches weiß, zahlt Vater einen Fünfer im Monat.

Das Schönste *[dabei]* ist, daß ich Jungen treffe. ... Manchmal reden sie mit mir wie mit einer Erwachsenen oder als ob ich eine von ihnen wäre. ... Sie erzählen mir von Büchern, Bildern und ... Ereignissen. Es sind jüdische Jungen; gern wüßte ich, wie die christlichen sind. Viktor Weiß studiert schon Jura. ...

Ist es ein Zufall, oder haben sie sich abgesprochen? Ervín brachte mir Hamsuns „Neue Erde" *[Segen der Erde]* und Viktor den „Starken Menschen" von Przybyszewski. Beide Bücher handeln von Künstlern, und in beiden werden der schreckliche Fall reiner Mädchen und ihr Untergang geschildert, und jedes Mal ist ein Schriftsteller schuld. Haben die Jungen erraten, daß ich mich in der Tiefe meiner Seele danach sehne, Leute einer höheren Art kennenzulernen? ... Es ist mir eingefallen, daß sie vielleicht ... auf mein Ideal eifersüchtig sind. ... Eigentlich interessiert mich nur der Mensch und was sich in ihm abspielt. ... Mir scheint, daß wir nur uns selbst verstehen können und daß wir umsonst versuchen, das Fremde einzufangen.

21. Feber 1905. ... Ich fange wieder an zu schreiben, zuerst über meinen 19. Geburtstag. ... Wir gehen durch verschiedene Stadien, ... da

spricht ein Teil der Seele, dort ein anderer, während alles andere in uns schlummert. ... Die große Frage der Verantwortung ... für unsere Handlungen geht von dort aus. ...

Ich möchte wachsen und meinen ... Charakter verfestigen. Nicht spielen, das Leben in mich aufnehmen ... auswählen können. ... Das Tagebuch ... soll für mich ein Wächter sein. ... Das sollen meine zweiten Augen sein, die beobachten, was meine lebendigen Augen sehen und wie sich die Welt in ihnen spiegelt. Es wird mein Partner sein, mit dem ich spreche. ... Wenn wir nachdenken, teilen wir uns ohnehin in zwei. Ich wenigstens spreche immer im Dialog, ... versuche immer, jemanden zu überzeugen. ... Es ist schön, wie sich ein Gedanke entwickelt: Er *[läuft]*, ... stößt an einen anderen. „Nein, dahin darfst du nicht", warnt ihn ein Pfeil. ... Der Gedanke ist in der Sache versteckt und findet ... den Menschen, der dann an ihm ... arbeitet, um ihn ganz abzuwägen ... und zu reinigen ... Das Licht hat sich das Auge geschaffen, der Ton das Ohr, eine bestimmte Musik. ... Von einem Gedanken gefunden werden, ... damit er unsere raison d'être sei, das wäre etwas ... Die Dinge bieten uns Gedanken über sich an, man muß sie nur fangen können. ... Unsere Lebensphilosophie ... fließt angeblich aus unserem Charakter. Was ich denke, bin ich? Je stärker meine Sehnsucht nach der Wahrheit, um so weniger sind meine Gedanken von meinem Charakter abhängig. ... Aber wovon hängen mein Temperament, meine Interessen, meine Liebe und mein Haß ab? ... Ja und nein sind in der logischen Ordnung absolute Gegensätze. Das Leben stellt sie oft sehr nah zueinander. ...

Manchmal diskutiere ich im Geiste auch mit einem Unbekannten ... mit einem jungen, vielleicht vierundzwanzigjährigen Mann, den ich auf dem Weg zur Klavierstunde getroffen habe. Unsere Blicke versenkten sich beim ersten Mal bedeutungsvoll und unvergeßlich schön ineinander. Blaue Augen – das Wunder der blauen Augen! Das vorige Mal hat er mich gegrüßt. ... Meine Hände zitterten noch, als ich anfing zu spielen. Sollte das die Lust sein? ... Ich wünsche mir gar nicht, ihn näher kennenzulernen. Ich kenne nicht einmal seinen Namen. ...

23. Jänner 1905. Ich ging auf die Elbe Schlittschuh laufen. ... Das Eis wie ein Spiegel, und dabei wärmte die Sonne. ... Ich allein in der fun-

kelnden weißen Welt. ... Was für eine Freiheit in der ... glatten Bewegung, von nichts begrenzt als von ... meinem Rhythmus. ... Ich möchte auch so durch das Leben gleiten, getragen vom Strom des allgemeinen Lebens, ... frei und doch Teil des Ganzen! Finde ich einmal Ruhe im Schoße des Volkes, dessen Kind ich sein will und das mich ... lockt ... mit den blauen Augen des Unbekannten?

28. Mai 1905. Dieser Ervín Fuchs! Angeblich will er aus der jüdischen Religion austreten und seinen Namen ändern. Er ist ein leidenschaftlicher tschechischer Nationalist. Er geht geraden Wegs auf seine Verschmelzung mit dem tschechischen Volk zu. Ich beneide ihn fast um die Entschlossenheit, ... mit der er auf sein ... Ziel losgeht. Und doch kann ich ihm ... nicht recht geben. Es ist daran etwas Ungesundes, Krampfhaftes ...

Unsere Nation lieben wir natürlich, so wie man Geschwister liebt. ... In der Liebe des Juden zu einem Volk, der gewissermaßen immer ein Überläufer ist, ist ... angeblich etwas wie in der Liebe zwischen Mann und Frau. ... Eine gewisse Spannung. ... Die Liebe des Juden zu ... irgendeiner Nation wird nicht geglaubt. Sie ist echt, ... aber etwas Unnatürliches ist an ihr. Und noch etwas: ... Ervín ... ist immer unzufrieden. ... Er glaubt nicht an das Gute im Menschen. An sich selbst stellt er hohe Ansprüche, glaubt aber nicht, daß andere die Kraft haben. ... Ich könnte nicht leben, wenn ich nicht an den Menschen glauben würde. ... Ervín sucht immer, wo er einen Menschen bei einer niedrigen Handlung ... antreffen könnte. Auch Masaryk war, wie Ervín behauptet, nicht so, als er Hilsner verteidigte[7]: nur der Wahrheit und der Gerechtigkeit leidenschaftlich ergeben. Er wollte sich Gehör verschaffen. ... Ich sagte darauf: „ ... Fühlst du denn nicht, was für ein Fluidum von dem Menschen ausgeht? Und was es bedeutet, daß es so einen Menschen überhaupt gibt? ..."

Er reist viel und kann schön erzählen, über Architektur, über Museen und Künstler. ... Ich weiß, daß der Mensch ... auch Körper ist, ... aber die Vernunft ist bei mir Herr, und anstatt daß sie mir dient, steht sie mir ... im Weg und läßt mich nicht die Dinge und Menschen unmittelbar erleben.

Ich kann es im praktischen Leben nicht einmal einem normalen

Dienstmädchen gleichtun. Die Mädchen gehen … nach Wien dienen. … In Wien können sie sich nicht einmal verständigen. Neulich bin ich … gewandert *[und]* … kam mit einer alten Frau ins Gespräch, die … erzählte, daß der halbe Ort nach Amerika ausgewandert war. Ich fragte, ob sie … Englisch lernten – nichts dergleichen. Sie fürchten sich nicht vor dem Unbekannten. … Was für Vorbereitungen ich machen würde, bevor ich mich in ein Schiff nach Amerika setzen würde! Sie sehen alles realistischer. Land gibt es überall, das werden sie bebauen wie zu Hause. Die Menschen sind auch überall gleich. … Sie lösen die Probleme mit ihrem verläßlichen Gefühl. …

Ervín … will sich auch taufen lassen. Ich fror, als er das sagte. Die Taufe annehmen und nicht glauben! … Da müßtest du dich vom Katholizismus wirklich durchdringen lassen, den ganzen Prozeß erleben, den die anderen seit ihrer Kindheit erlebten, ja, sogar in ihren Vorfahren. … Und auch wenn wir das alles erlebt hätten, würde ein Unterschied bleiben. … Ich glaube auch nicht, was unsere Religion lehrt, aber ich bleibe Jüdin. … Weder dir noch mir gelingt das vollkommene Verschmelzen. Und ich weiß nicht, ob das überhaupt wünschenswert ist. Unser Ota sagt, daß es so viel Schönheit in der jüdischen Geschichte und Religion gibt, daß ein Jude, der sie ablehnt, ein Narr sein muß. … Wir beide hätten die Pflicht, sie zuerst kennenzulernen.

… Gott weiß, ob ich ohne ihn die große Persönlichkeit kennenlernen würde, die heute unter uns in Böhmen lebt: F. X. Šalda.[8] Ich habe ihn in „Volné směry“ *[Freie Richtungen]* entdeckt, die mir Ervín einige Male gebracht hat, um mich zu überzeugen, daß sich unsere Bildhauer und Maler mit den großen Meistern … messen können. … Weil er mich so glücklich gesehen hat, schenkte er mir Šaldas neues Buch „Boje o zítřek“ *[Kämpfe um morgen]*. Šalda predigt, … den Mut zum eigenen Blick zu haben. … Ich weiß nicht, wieso ich so ungläubig bin, wenn so weise Männer wie Šalda und Masaryk an Gott glauben. Ich möchte lernen, *[die Sprache]* so rein und klangvoll zu beherrschen wie er. … Aus dem Essay über Munch: „ … Die Dinge bluten bei ihm wörtlich von Farbe.“ Was für eine Ausdruckskraft …! Das ist schon kein Impressionismus mehr, das ist etwas anderes, und mehr. …

23. November 1905. Als ich heute über den Korso ging, stand da eine Gruppe von Burschen ... und diskutierte über ... die Demonstrationen für das allgemeine Wahlrecht. Viktor sah mich und rief: „Fräulein Dubová, die kommt sicher in den Umzug, schon wegen Masaryk, sie ist eine große Verehrerin von ihm!“ Für ihn sagt sich das leicht! Hat er eine Ahnung, was für einen Widerwillen ich dagegen habe, mich zu zeigen? ... Aber wie mit dem Volk verschmelzen, wenn ich mich bei solchen Gelegenheiten nicht mit ihm in eine Reihe stellen will? Ich muß! ... Zu Hause darf ich nichts sagen, Vater würde nicht verstehen, wie ein Jude überhaupt an einem Umzug teilnehmen kann. Er soll froh sein, wenn ihn niemand bemerkt.

28. November 1905. ... Von den wohlhabenden Klassen nahmen nur die Jungen teil. Ich ging mit meiner blonden Freundin Zdenka, so waren wir wenigstens als Paar nicht zu auffällig. „Zwei schwarzhaarige Jüdinnen“, hätte man geschrien. ...

Schon sprach der letzte Redner ... als plötzlich vor mir eine weibliche Stimme rief: „Gegen die Juden, auf, gegen die Juden!“ Mein Herz blieb stehen. ... Immer neue Stimmen kamen dazu. ... Wilde Blicke, zornige Gesten. Warum gegen die Juden? Es waren doch auch genug von uns im Umzug. ... Wer belehrt das Volk ... daß wir nicht seine Feinde sind? ... ich muß mich dafür einsetzen. ... Unter das Volk gehen, ... sich ihm viel mehr zeigen, aber nicht ... als schön gekleidete Reiche. ... Ich habe noch immer keine konkrete Vorstellung, wie.

18. Dezember 1905. Mutter fühlte sich heute schlecht. Dr. Stern ist nicht zu Hause, ... Dr. Šimůnek vertrat ihn. Bevor er kam, ging es Mutter wieder gut, ... und sie unterhielt sich mit dem Arzt. ... Ich sagte ihm, daß ich seine Rede vom Rathaus gehört habe. Er lud mich zum Realistischen Klub[9] ein. Er will mich beim nächsten Abend dort einführen. Soweit ich die Realisten ... kenne, sind sie zwar nicht das Volk, aber für den Anfang wird auch das gut sein. Aus Dr. Šimůneks Rede konnte man immer wieder hören: Masaryk verlangt Detailarbeit. ... Was das heißt, ist mir noch nicht klar. ... Ich finde in mir so wenig, was das Volk brauchen könnte.

… Wenn ich als Rednerin auftreten sollte, … würde ich in den Boden versinken. … Ist es das Bewußtsein der Fremdheit, daß sie in mir etwas fühlen, was nicht in ihnen ist? … Ich habe sehr wenig Freiheit. Heute hat mich Viktor Weiß auf dem Korso angehalten; er wollte mir etwas erzählen. Er lachte mich aus, als ich sagte, daß ich um sechs zum Essen zu Hause sein muß. So blieb ich. Zu Hause war deswegen ein großes Geschrei.

20. Jänner 1906. Ich war mit Mutter beim Tischler Novotný. Es ist schrecklich, wie manche Leute leben. Wenn ich glauben soll, daß der Tischler sein Handwerk versteht …, wieso kann er sich nicht ernähren …? Woran liegt das? … Er wohnt mit seiner Frau und drei Kindern, mit dem Hobel und dem übrigen Gerät in einem verlassenen Schuppen. …

Vormittag den 21. Feber 1906. *[Ihr Geburtstag]* Die ersten, die mir gratulieren kamen, waren unsere zwei Mädchen. Sie brachten mir auch einen Strauß Schneeglöckchen … und wußten nicht, was sie mir Besseres wünschen sollten, als daß ich in dem Jahr Braut werde. … Ich habe meinen Geburtstag mit einem schönen, langen Spaziergang über die Elbe in den stillen, winterlichen Wald gefeiert. Ich erinnere mich an meinen letzten Spaziergang mit Viktor Weiß. Könnte ich Viktor oder Ervín heiraten? Nie! Viktor und ich sind Freunde seit unserer Kindheit … Ich kenne ihn zu gut, um ihn zu lieben. Dunkelhaarig, mit dunklen Augen! Ausgeschlossen. …

Er denkt daran, Partner in der Krausschen Margarinefabrik zu werden, unter der Bedingung, daß er die Tochter des Chefs heiratet. … „Mußt du dich verkaufen? Ist das der Grund, warum du auf die Universität gegangen bist?" Ich habe wirklich geschrien. … Und Ervín! Unsere Dienstmädchen denken, daß ich ihn heiraten könnte … einen Mann, der nicht an die Menschheit glaubt. Ervín freute sich, daß ich um die Bücher bat, die er empfohlen hatte … und *[er ist]* so begeistert von Meier-Graefes Studie von Van Gogh. …

Ich will gefallen, aber nicht jederman. Wenn ich den Blick eines Mannes auf der Straße bemerke, will ich … unsichtbar sein. … Ich will geliebt werden, weil ich so bin, wie ich bin, nicht wegen meines Aus-

sehens. ... Ich hoffe immer, daß die Tage nicht vorbeigehen, ohne daß etwas geschieht. ... Das Problem, wie ich mein Leben gestalten soll, ist überwältigend. ...

24. Feber 1906. Ich war auf dem Begräbnis des alten Dr. Stern und sah dort seinen Sohn. Ich kann den Anblick des vom Schmerz gebeugten Sohnes nicht vergessen. *[Er]* schien mir wie ein Grabstein – das Symbol jüdischer Trauer –, sein ovales Gesicht grünlich und blutlos, die Augen wie schwarze Mandeln und dicke, rote Lippen ... Ich schrieb ihm. ... Warum habe ich so viel Mitleid mit einem Mann, den ich nur einmal gesehen habe?

5. März 1906. Heute kam uns Dr. Stern besuchen ..., um meiner Mutter dafür zu danken, daß sie sich um seinen Vater während dessen Krankheit gekümmert hatte, und auch um mir für den Brief zu danken, „der ihm sehr teuer war". ... Er sagte mir, daß er ein Werk über den Grundcharakter des jüdischen Volkes schreibe ... darüber, was bleibt, wenn man vom Einfluß der benachbarten Völker, Beschäftigung, Klima usw. absieht, darüber, was uns ... von den umgebenden Völkern unterscheidet. ... Ich überschüttete ihn mit Fragen. ... Meinte er körperliche oder geistige Eigenschaften? ... „Sie arbeiten an einem schwierigen, komplizierten Problem", sagte ich. „Da wird ein Dichter mit dem Wissenschaftler arbeiten müssen ... obwohl natürlich nur eine wissenschaftliche Arbeit einen wirklichen Wert haben kann."

Er antwortete: „Was Sie soeben sagten, ist selbst ein wertvolles Dokument für mich! ... Ich lerne zufällig ein Mädchen kennen und sage ihm in einem Satz, woran ich arbeite. ... Ich kenne keine christlichen Mädchen und keine tschechischen, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß ein einziges so reagiert wie Sie. Für uns Juden ist Denken ... eine Notwendigkeit, und es entzückt uns." Als ich nach seinen Kollegen fragte, antwortete er: „Ich habe meinen besten Mitarbeiter verloren, meinen Vater. ..." Ich habe noch nie für jemanden solches Mitleid verspürt. ... Zu meiner eigenen Überraschung legte ich plötzlich meine Hand auf seine dünnen, blassen Finger. Er sah mich überrascht an, und ich ... zog schnell meine Hand zurück. Wir wurden beide rot. ...

„Ein einziger Mitarbeiter würde mir genügen", sagte er, indem er

mir in die Augen sah. „Sie wären besser als irgend jemand anderer. ..." – „Wäre es für mich möglich, hier zu arbeiten, während Sie in Wien sind?" ... „Ich weiß", setzte er fort, „ich kann nicht hoffen, daß Sie mit mir kommen, obwohl ich mich danach sehnen werde. ..." – „Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mich lehren würden, wissenschaftlich zu arbeiten", antwortete ich. Es scheint, daß er sich verliebt hat ... so sollte ich mich eigentlich distanzieren ... aber anstatt dessen versprach ich zu korrespondieren ... es komme, was wolle. Sogar Leiden. Wenigstens werde ich ... – endlich leben!

5. März 1906. Sobald ich hinausging, erschienen plötzlich „meine blauen Augen" ...; wie immer tauchte er seinen Blick tief in meinen. ... Am Abend traf ich Ervín Fuchs auf der Promenade: „Also hat man dir Dr. Stern als Ehemann ausgesucht? ... Das ist nicht deine Welt! Ein Anblick aus dem Ghetto." – „Eine edle Erscheinung", unterbrach ich, obwohl ich wußte, daß er recht hatte. ... „Aber wir, du und ich, haben es verlassen. ... Ich brauche dich neben mir!"

Oh Gott, was mache ich mit auch noch dieser Liebe? Ich will sie nicht. Ich wollte so sehr geliebt werden. ... Wo in der Welt ist jemand, der meinen Bedürfnissen entspricht? ... Sowohl Stern als auch Ervín denkt, daß ich sein anderer Pol bin. Ervín sagte: „Du darfst nicht in der engen ... jüdischen Umgebung bleiben. ... Ich denke manchmal sogar, daß die tschechische Umgebung für dich zu eng ist, daß du weiter gehen solltest, vielleicht nach Paris." ... Ich könnte Vater nie überzeugen. ... Seine Tochter muß heiraten. ...

13. März 1906. Heute kam sich Dr. Stern verabschieden. Es scheint, daß er versteht ... daß ich nur an seiner Arbeit interessiert bin. ... Er sagte: „Bedenken Sie, durch wie viele Sprachen unser Volk gegangen ist!" ... Wohin führen Sie mich, Herr Doktor Stern? Rückwärts, woher wir gekommen sind? ... Daß es angeborene Eigenschaften gibt, schien mir nur möglich, wenn man an eine Rassentheorie glaubte. ... „Ich weiß nicht, ob das jüdische Volk eine Rasse ist", sagte er, „aber *[die Juden]* sind ein Volk. ..." Ich sollte ihm sagen: ... „Ich kann mit ihnen nicht arbeiten ... ihr Geist ist mir fremd." Aber ich sagte es nicht. ... „Fahren Sie nicht manchmal nach Wien?" fragte er. Ich habe eine Ein-

ladung von meiner Tante … und möchte gern Wien sehen, aber ich finde meine *[Verwandten]* schwer zu ertragen.

22. März 1906. Dr. Stern erklärt seine Typen nach einigen historischen Persönlichkeiten, die … aufrichtig über ihre … Neigungen … gesprochen haben. Schade, daß mein Freund seine Theorien nur auf die jüdische Geistesgeschichte bezieht. Diese … melancholischen jüdischen Figuren! Andere gehen … militant durchs Leben, Havlíček mit Humor, Palacký und Masaryk realistisch! … Den Juden mangelt es an allem, was mir an den Tschechen gefällt … Ich freue mich auf Wien. …

30. März 1906. Mutter will, daß ich eine Dame bin. … Es ist besser, ein bescheidenes, … einfach gekleidetes Mädchen zu bleiben und ein denkender, handelnder Mensch zu werden. …

6. April 1906. In Wien war Vilém davon beeindruckt, daß ein Wissenschaftler mit so einem Ruf, der Stolz der Wiener Juden, mich besuchte. … Wo immer ein Jude berühmt wird, erklärt ihn das ganze Judentum zu seinem Sohn. … Wo immer ein jüdischer Lump erscheint, werden wir alle gezwungen, ihn zu adoptieren.

„Liebst du ihn?“ fragte mich Vilém plötzlich. „Nein!“ antwortete ich. … „Dann hättest du dich mit ihm nicht einlassen sollen.“ Ich fühlte, daß er recht hatte. … Wir … luden Dr. Stern … für den nächsten Tag in Viléms Wohnung ein. … Als Gastgeberin konnte ich eigentlich nicht dem Gespräch der Männer folgen. … Sie sprachen über Freud, und Vilém wandte seine Theorien auf ganze Völker an. Ich weiß nicht, was in mich gefahren war: Als Dr. Stern sich verabschiedete, reichte ich ihm die Blume von seinem Platz bei Tisch. Er errötete überrascht und ich auch. … Als wir zur Wohnung meiner Verwandten kamen … blieben seine Lippen länger auf meiner Hand als der Höflichkeit wegen notwendig war. … Ich flirte. …

Der Onkel, der dumme, schmutzige alte Mann, ist er verrückt? Er kam zu mir heute früh. … Er schaute so eigenartig und steckte plötzlich die Hand in die Halsöffnung meines Morgenrocks. Es war so schrecklich. … Was mache ich? Ich kann nicht hier bleiben, aber wie erkläre ich der Tante meine Abreise? … Ich kann es meinen Eltern

auch nicht sagen. ... Vater klagt, wenn ich mit den „Jungen" ausgehe. Er hat Angst, daß ich verdorben werden könnte, und schickt mich zu alten Verwandten, damit sie mich erziehen. ...

17. April 1906. ... Ich sehe mir die Schaufenster an, Klimts Bilder mit ihren weichen Linien und süßen Farben, oder Kopenhagener Porzellan. ...

In Wien, den 19. April 1906. Das Unwahrscheinliche ist geschehen. Wir waren zusammen in Schönbrunn. Ich wußte, daß mein eigenes Schicksal sich entscheiden würde ... War es, weil es mich von der bedrückenden Atmosphäre ... meiner Verwandten befreite? Ich ergab mich in mein Schicksal wie ein schwacher Grashalm, der auf dem Fluß schwimmt.

„Sie sagen, daß Sie nicht mehr lang in Wien bleiben werden", sagte er. „Darum werde ich alles riskieren und Sie fragen, ob der Gedanke daran, meine Frau zu werden, für Sie schrecklich wäre." – „Sicher nicht schrecklich", sagte ich. ... Ich wagte nicht, in sein asymmetrisches Gesicht zu sehen, und fürchtete mich, die extreme Entfernung zu sehen, die mich von jedem Mann trennt und von diesem besonders. ... Ich wollte mich an die Illusion klammern, daß ich einen Mann für mein ganzes Leben ... gefunden habe, eine Aufgabe und eine Liebe, die sich später einstellen würde ... Ich sagte: „... Herr Doktor ... ich lebe kein jüdisches Leben, aber ich könnte mit ihnen arbeiten. Seit Jahren habe ich mich darauf vorbereitet, mit dem tschechischen Volk zu leben." ... Zu meiner Überraschung sagte er, daß er mir keine Hindernisse in den Weg legen würde. „Sie können in Wien für die tschechische Sache arbeiten, ich selbst kann Sie tschechischen Intellektuellen vorstellen. ... Nur eines wäre notwendig: daß Sie mich mögen." ... Wieder tat er mir leid. ... „Ich mag Sie, Herr Doktor", stotterte ich. Ich nahm seine Hand, und drückte sie an mein Herz. ...

Ich bin nicht mehr allein, ich habe meinen „anderen" gefunden. Warum zweifle ich? ... Ist er nicht ein Gelehrter, ein Philosoph? Und er liebt mich. ... Was ... könnte ich mehr verlangen? ...

Übermorgen fahre ich nach Hause. ... Mein Verlobter, Rafael ... kommt am Sonntag. ... Ich freue mich nicht darauf, aber meine Eltern

werden sich freuen. ... Vater wird sagen: „Ich habe meine Tochter verlobt.". ...

22. April 1906. Er küßte mich ... lang und stürmisch auf den Mund. Sein Bart war feucht und irritierte mich. ... Er folgte meinem Wunsch und sagte meinem Onkel und meiner Tante nichts, aber man sah es ihm von weitem an. Er brachte mir schöne rote Rosen. ... Es scheint mir neu, daß ein bißchen Rosa durch seine olivfarbene Haut sichtbar ist. ... Es macht mich stolz und glücklich, daß ich das verursacht habe. ...

Ich machte mit meinem Verlobten einen zweistündigen Spaziergang, und doch sind wir einander nicht näher gekommen. ...

In Kolín, ohne Datum. Nach Hause zurückgekehrt, gehe ich auf den Feldern spazieren. ... Die blauen Augen sind zu mir gekommen, aber zu spät.

In Brünn kam ein Reisender in mein Coupé *[Abteil]*, ... der Mann, der mir von Ewigkeit bestimmt war. Es war, als ob wir einander schon immer gekannt hätten. ... Seine ersten Worte, mit angenehmer, weicher Stimme, machten mein Herz weit auf. ... Er ist ein Dichter, ich kenne seine moderne, süße lyrische Dichtung. ... Wir versprachen einander, uns in Prag zu treffen. ... Beim Abschied umarmte er mich, ... küßte mich innig. ... Ich bat ihn um ein Photo. Und dann sagte er, ruhig und schuldbewußt: Ich kann nicht, mein ... Kind, ich bin verheiratet. ...

Dr. Stern kommt am Sonntag. ... Ich habe nie gewußt, daß das Leben so schwer sein kann. ... Erleben einfache Leute ein einfaches, durchsichtiges Leben ...? Ich taumle ... entwurzelt. Ich höre ständig mein blondes, blauäugiges Frühlingslied in meinem Herzen. ...

Meine Eltern kaufen mir Kleider, vervollständigen meine Ausstattung *[süddeutsch für Aussteuer]*, brennen darauf, den Termin festzumachen. Sie ahnen nicht, wie weit ich von einer Heirat bin. ... Ich habe sogar einen schönen Tag mit Rafael verbracht. ... Wie sensibel er doch ist! ... Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß es möglich ist, jemanden zu lieben, während man die Liebe eines anderen toleriert. ...

Wenn ich einem jungen Menschen begegnete, waren für mich die Einsichten, die er mir vermittelte, das Wichtigste. Meine einzige Erinnerung an Jaromír ist seine Erscheinung, der Klang seiner Stimme, wie

lieb er mit mir sprach, und seine Umarmung. ... Manchmal habe ich Angst, daß es nicht bleibt. ...

6. Mai 1906. Ist es möglich, daß er mich vergessen hat? ... Er ist verheiratet, aber er könnte doch schreiben. ... Von Rafael kommt jeden Tag ein Brief. ... Ich fahre nach Prag. ... Er ist nicht frei, aber das ist kein Grund, einander den Rest seines Lebens aus dem Weg zu gehen!

8. Mai 1906. Es gibt nichts als Liebe! Ich liebe ihn, Jaromír liebt mich! ... Weitere Verwirrung. Extremes Glück ... und Schmerz. ... Morgen will Rafael kommen. ... Wenn seine Liebe nur verdunsten könnte! ... Und meine Eltern ... was werden sie sagen? Es wird unerträglich sein. Jaromír schreibt nicht. ... Wir saßen zusammen auf dem Nebozízek[10], und ich sah, wie er dem Kellner etwas zuflüsterte. Dann bat er mich, in die Gaststätte zu gehen ... dort sei ein schönes kleines Zimmer. ... Etwas in mir sagte, daß ich nicht gehen solle. Er drängte mich nicht weiter. Vielleicht fürchtete er, erkannt zu werden ... und wollte nur mit mir allein sein. Wenn ich nur in seine Seele sehen und Gewißheit haben könnte! ... Ich glaube, er fühlt, daß er in mir seinem Schicksal begegnet ist. Aber warum schreibt er nicht?

Als er mich zum Bahnhof begleitete, wurde ich mir plötzlich bewußt, daß ich ihm sagen muß, daß ich heiraten und nach Wien ziehen werde. Er sagte: „So werden wir einander nicht lang lieben." Es war nicht die Antwort, die ich erwartet hatte.

13. Mai 1906. Ich ließ Rafael kommen. Er brachte mir ein schönes Geschenk, altwiener Kaffeesilber. ... Ich war traurig. Ich ... will ihm nicht weh tun ... und quäle mich mit ... meiner Schuld. ... Wenn Rafael arm und unglücklich wäre, würde ich mich verpflichtet fühlen, bei ihm zu bleiben. ... Da ich Jaromír liebe, kann ich einfach nicht Rafael heiraten ... Ich kann einfach nicht die Früchte eines uralten Baumes des Judentums tragen. ... Es gibt nur eine Treue – sich selbst gegenüber.

14. Mai 1906. Ich habe mit Mutter gesprochen. ... Ich sagte ihr ... daß keine Hochzeit sein wird. Die arme Mutter glaubt, daß ich mein Glück wegwerfe. Ich sagte ihr nur die halbe Wahrheit, ... Jaromír, ein Katho-

lik, verheiratet, ein tschechischer Dichter! Ich könnte mit jedem anderen unglücklich sein, aber Dr. Stern hat das Recht, eine Frau glücklich zu machen. ... Mutter ... versprach, alles mit Vater in Ordnung zu bringen. ... „Wir müssen einen Skandal vermeiden." Selma *[so nennt sie sich im Tagebuch]* bleibt verlobt, aber mit jemand anderem! ... Warum betrachten Eltern unser Leben als ihres? ...

Sonntag, den 26. Mai 1906. Rafael fuhr weg. ... Einen Mann weinen sehen ist unerträglich! Ich kann ihm nicht ohne Schmerzen zuhören. ... Jetzt ist er mir näher als Jaromír. Was weiß ich von ihm? Er beleidigt mich, ich höre nichts von ihm. ...

Montag, den 27. Mai 1906. Der schlimmste Moment war, als mich Rafael um Verzeihung bat. ... Ich werde ihn nie vergessen. Ich hoffe, daß ich irgendwann in meinem Leben etwas für ihn tun kann. ... Er fragte, ob wir uns trennen müssen; *[sie antwortete:]* „Wenn du, mein Lieber, deine jetzigen Gefühle in eine Freundschaft umwandeln ... kannst, dann komm!". ... Er hat mir gutgetan. Ich weiß nicht, ob es bei dem anderen so sein wird. ...

27. Mai 1906 am Abend. Jaromír hat mir geraten, mich im Institut für Philosophie ... als Gasthörerin einzuschreiben. ...

Ich habe mich endlich entschieden, mich auf den Beruf einer Literaturkritikerin vorzubereiten. ... Die Jungen sagen, daß meine Logik wie die eines Mannes ist. ... Ich muß Psychologie studieren. Kann Jaromír dafür, daß er unser Kennenlernen nicht so erlebte, wie ich es mir vorstellte? Die Slawen warten, bis man auf sie zukommt, sie laufen den Leuten nicht nach so wie wir. ...

Meine Bildung ist eng zum Verzweifeln. ... Ich freue mich auf das Studium. ... Manchmal hoffe ich, daß Vater mich nicht gehen läßt, daß ich nicht noch eine schwierige Liebe bis zum Ende erleben muß, daß die einzigen Hindernisse für unsere Liebe nicht von mir kommen müssen. ...

29. Mai 1906. Ich habe nie eine so schmerzhafte Einsamkeit erlebt wie jetzt, da ich die süße Gewißheit verloren habe, daß jemand jeden Tag

an mich denkt. … Wie viele Briefe habe ich doch Jaromír geschrieben … und verbrannt! … Ich kann nicht hier bleiben, ich kann die vorwurfsvollen Gesichter nicht ertragen. …

31. Mai 1906. Ich habe Jaromír einen Brief geschrieben, nicht als Frau, die ihn liebt, sondern als junge Freundin, die einen erfahrenen Freund fragt, wie sie ihr Leben leben soll … Wie hat er geantwortet? „Komm, Rose von Saron!" Ich schäme mich so.[11]

31. Mai 1906. Wir trafen uns in dem kleinen Park vor dem Rudolphinum. … Es genügte mir, in das klare … runde, blauäugige tschechische Gesicht zu sehen. … „War das kleine Mädchen traurig?" fragte er. „Ich weiß, daß sie mich liebt." Kein Wort darüber, daß er mich vermißt hat.

Ich mußte ihm von Rafael erzählen, dem edlen, feinen, taktvollen scharfsinnigen Mann, der auf allen Gebieten der Kunst bewandert ist. Er hörte erstaunt zu. … „Und warum also …" Er verstummte, aber ich verstand ihn nur zu gut. Was du für ihn eingetauscht hast, war es nicht wert. Mir erschien Rafael als das wertvollste Geschenk, das mir das Leben gegeben hat. Er fragte nach Rafaels Aussehen. … „Er ist nicht unattraktiv. Sein Gesicht scheint sogar schön zu sein. …" Jaromírs Staunen bedeutet: „Du hast eine große Liebe für einen kleinen Flirt eingetauscht." Bedeutet das, daß mich Jaromír nicht liebt …?

Er fing an, mir von seiner Frau zu erzählen. … Er heiratete sie, als sie siebzehn war. Er wollte die Frau in dem Kind erwecken. … Leider entdeckte er zu spät, daß ihr … die Welt verschlossen ist. … Sein kleines Frauchen bleibt unbewußt, dumm, geistig und körperlich steril … Er küßt mich, aber sagt nicht, daß er den unsinnigen, sündigen Bund auflösen möchte.

Jedes Mal, wenn ich Dr. Šimůnek traf, erinnerte er mich an mein Versprechen, Mitglied des Realistischen Klubs zu werden. … Ich war … einige Male dort. … Die meisten von ihnen sind Protestanten, einige Juden, sehr wenige Katholiken … fast alle ältere Herren. … Es ist etwas Stolzes, Aristokratisches daran, wie unsere Protestanten ihre Körper halten. … Masaryk ist für sie die Autorität. … Ich würde mir wünschen, daß sie sich nur mit der großen Politik beschäftigen. … Warum ziehen politische Kämpfe die Leute hinunter, wenn die Kämpfe mit

Idealen zu tun haben? Sie haben mich zur Sekretärin gewählt. ... Ich habe mir frühere Protokolle angesehen und versuche, im selben Ton fortzufahren. ...

3. Juli 1906. ... Ervín Fuchs hielt mich vor unserem Haus an. Ich sagte ihm, daß ich auf die Universität gehe. ... Er war überrascht, daß ich es bei meinen Eltern durchgesetzt hatte. ... Es hat keinen Zweck, ihm zu erzählen, wie mich Vater wiederholt mit dem Satz „Wir sind nur Handelsjuden" geschlagen hat. ... Ich wagte noch nicht, über Prag zu sprechen. Meine Eltern würden ... nicht verstehen, warum ich Prag der ... internationalen Welt vorziehe. Prag würden sie als kleine Provinzstadt betrachten. ...

10. August 1906. Ich habe mir schon ein Zimmer gemietet. Vater war außer sich, als er erfuhr, daß ich bei der Familie eines kleinen Drechslers in Smíchov wohne. ... Er war überzeugt, daß ich bei einer „besseren" jüdischen Familie wohnen und zu ihr gehören würde. Aber ich bin gern bei einfachen Leuten ..., wo ich „das Volk" finde. Es ist ein hübsches Zimmer ... in der Nähe des Saals, wo die meisten von meinen Professoren vortragen werden. ...

Natürlich traf ich auch Jaromír. ... Er hat einen schönen Kopf, etwas ergraut an den Schläfen. ... Er sagte, daß er so glücklich sei, daß ich jetzt ständig in Prag sein würde. ... Ich erzählte ihm von der Hoffnung meiner Eltern, daß ich bald reumütig zur ... Familie zurückkehren würde. Mit besonderer Betonung sagte er auch, daß er hoffte, daß ich vernünftig sein würde. ...

2. Oktober 1906. Ich habe mein Zimmer bei den Malinas hübsch gemacht. Ich hängte einige Bilder auf ..., stellte meine kleine Bibliothek zusammen und besuchte dann die Familie meines Hauswirts. ... Die Malinas haben mir ihr einziges Zimmer vermietet. ... Man hat von dort einen Blick in die ... Gärten bei der Moldau, und sie, die Eltern und zwei Kinder, drängen sich in der Küche zusammen. ...

7. Oktober 1906. Ich meldete Jaromír meine Ankunft mit einer Karte, die ich in die Bibliothek schickte, wo er als Archivar arbeitet. Er ant-

wortet nicht. ... Es ist demütigend. ... Warum fällt es dem Mann nicht ein, daß ich einen Rat brauchen könnte?

11. Oktober 1906. Jaromír hat mich seinen Freunden in seinem geselligen Klub Slavia vorgestellt. Sie sind Journalisten oder Schriftsteller, jeder ist etwas, nur ich bin nichts.

Es hatte mich interessiert, Jaromír in einem Kreis von Freunden zu sehen. ... „Ich bin auch ein Nationalist", sagte er, „weil mein Volk leidet. Wenn ich Kinder habe, müssen sie Deutsch lernen, aber nicht perfekt." ... Er lud mich ein, mit ihnen zu Abend zu essen. ... Einige von ihren Frauen werden kommen, auch Jaromírs. ... Ich will sie nicht kennen. ...

22. Oktober 1906. Wir gehen ... mit Professor Matějka spazieren und sehen uns Kirchen, Paläste etc. an; auf einem dieser Spaziergänge lernte ich eine Kommilitonin, Sklenářová, kennen. ... Gestern besuchte mich Věra Sklenářová in meiner Wohnung. ... Sie ist schon sechsundzwanzig. ... Sie lachte mich aus, als ich sagte, daß nichts schöner sein könne als eine glückliche Ehe. ... „Ein Mann will immer etwas, entweder ‚das' oder etwas anderes. Aber uns lieben? Lächerlich! ..."

Wäre es möglich, daß Jaromír sogar seine unbedeutende und, wie er mir versichert, ungeliebte Frau wichtiger wäre als ich?

2. November 1906. Věra bat mich, ihr Stoff für ein Kleid aussuchen zu helfen. Mir gefiel einer ... im Schaufenster bei Wolf und Schleim ... aber sie sagte: „Ich würde bestimmt nicht bei Juden kaufen!" ... Soll ich ihr sagen, daß ich Jüdin bin? Věra würde mir versichern, daß sich ihr Antisemitismus nicht auf mich bezieht. Beinahe jeder Jude ist so eine Ausnahme. ... Schade, ich hätte sie gern näher kennengelernt. ... Sie hat die Selbständigkeit, von der ich nur träumen kann. ...

4. Dezember 1906 ... Ich habe auch angefangen, Russisch zu lernen. ... Jaromírs Freund, der Redakteur Hejduk, fragte mich, was ich studiere *[und sagte dann:]* „Was nützt ihnen das alles? Ihre Aufgabe ist woanders." – „Ich wüßte nicht." – „Sie wissen es sehr gut." Und er lachte wieder. Sein Lachen beleidigte mich mehr als seine Worte.

Dann forderte mich Jaromír auf, mit ihm spazierenzugehen. Er hakte sich in mich ein. Wenn ihn jemand grüßte, sah ich, wie er sich in die Lippe biß und mich losließ. Was bin ich, wenn mich der Mann, den ich liebe, verleugnen muß? ... Er nahm mich zu einer Bank unter einer alten Weide. ... „Hast du heute verstanden, wie grausam du zu mir bist?" ... sagte er. „Siehst du nicht, daß es nicht so weitergehen kann?" ... Ich sah einen Hoffnungsschimmer; er will mich zur Frau! „Ich besuche dich morgen." Ich stimmte fast zu, aber dann sah ich etwas in seinen Augen, was mich davon abhielt. „Das ist nicht möglich." Er war irritiert und wollte wissen, warum. „Was würden meine Wirtsleute denken?" ... „Du vergeudest deine Jugend!" In seinen Augen war ein böses Feuer. ... Ich schüttelte den Kopf. „Du Närrin", sagte er und ging weg.

Mein Kopf, mein ganzer Körper tat weh. ... Ich legte mich in mein kaltes Zimmer. ... Den nächsten Morgen schienen meine Glieder wie gebrochen, und noch dazu kam meine Mutter. ... Sie war entsetzt darüber, wie ich aussah, und bestand darauf, daß ich vor den Weihnachtsferien nach Hause fuhr. Ich kann Jaromírs böses Gesicht nicht vergessen.

7. Dezember 1906. Ich hatte keine Ahnung, was für ein Gewitter es zu Hause wegen meines Prager Aufenthalts geben würde, daß Vater schreien würde, daß ich seinen Ruf verderbe. ... Ich weiß nicht, ob meine Eltern etwas über Jaromír wissen oder vermuten. ... Erschöpft von der Szene mit ihnen, mußte ich Viktor empfangen. Ich sah seinen besonderen Gesichtsausdruck. ... Dann sagte er: „Übrigens habe ich Deinen Dichter kennengelernt. Ja, wir haben miteinander eine wilde Nacht verbracht. Dein Dichter war einer der Wildesten. ... Ich mußte ihm versprechen, dich ihm zu bringen, und er sagte, daß er Dich ein anderes Mal mir bringen würde, daß nichts ewig sei, und die Liebe bestimmt nicht. ... Wir waren betrunken. ... Es wäre schwer für mich, ohne den Respekt der Menschen zu leben. ...

In Prag, den 7. Jänner 1907. Er war ... in meiner Wohnung und hinterließ eine Nachricht: „Ich bin Samstag ... um sechs Uhr abend im Klub." Nichts weiter. ... Der Herr braucht nur zu befehlen. ...

8. Jänner 1907. Als ich kam, saß Jaromír schon in unserer Ecke. ... „Ich wollte Dich nicht lieben, ich kämpfte lang dagegen, ich wollte spielen, die exotische, fremde Blume pflücken und mich ihrer eine Weile erfreuen. Ich bin nicht mehr die Katze und Du das niedliche samtige kleine Mäuschen, sondern Du spielst mit mir. ... Ich hatte mir vorgenommen, es zu beenden, aber kann ich das? Ich bin verrückt nach Dir!" ... „Ich werde verrückt!" sagte er plötzlich mit ganz schiefem Mund. Warum sollte er verrückt werden? Alles hängt von ihm ab! „Alles im Leben kann irgendwie gelöst werden", sagte ich. „Dann löse es!" – „Nur mit dir, allein kann ich es nicht." Wird er endlich verstehen? ... Er umarmte mich stürmisch und biß mich in die Lippen, bis sie bluteten.

14. Jänner 1907. Er wartete auf mich bei der Karlsbrücke. Jetzt weiß ich wenigstens, daß er mich liebt. „Ich weiß, ich war häßlich zu dir", sagte er. „Verzeih mir. Wenn du wüßtest, was für eine Qual das für mich ist, könntest du mir nicht böse sein. Als ich neulich von dir wegging ... dachte ich daran, alles abzubrechen und neu anzufangen. ... Es ist nicht möglich. ... Meine Mutter lebt bei mir, ich kann sie nicht wegschicken." ... Ich könnte wirklich nicht mit einem alten Menschen leben ... aber wie weiß er das? Sie ist eine arme, einfache Frau. ... Ich wollte dem Volk immer näher kommen ... was könnte schöner sein, als eine einfache tschechische Großmutter für meine blauäugigen tschechischen Kinder zu haben? ... Ich würde mit Jaromír allein sein wollen. ... „Auch ahnt meine Frau nicht, daß ich in unserer Ehe leide." ... Aber mir kann er weh tun. ...

„Also, mein Lieber, wir werden uns nicht mehr sehen." ... Ich ergreife seine Hand vor Angst, daß er mit mir übereinstimmen könnte. „Ich kann mich nicht mehr befreien. ... Du hast auch meine kreative Arbeit verändert." ...

Věra Sklenářová hat mich zu sich eingeladen. ... Ich sagte ihr, daß ich Jüdin bin. ... „Na und?" sagte sie. „Du machtest mich glauben, daß du Juden als abstoßend empfindest." – „ ... Du bist nicht wie die anderen, aber auch nicht wie wir. ... ich mag dich, komm mich heute abend besuchen, es ist ein Jahrestag für mich." Ich bat sie, mir zu sagen, um was es sich handelte. Ich hatte keine Ahnung, daß sie das Schlimmste, was es gibt, erlebt hatte.

Sie hatte eine Liebe gehabt, einen jungen Landarzt in ihrer Heimat. Es war ihr nie eingefallen, daß sie nicht heiraten würden. Eines Tages entdeckte sie, daß sie ein Kind bekommen würde. ... Er aber hatte nicht an Heirat gedacht und wollte abtreiben. Sie fühlte Entsetzen und Ekel und verließ ihre Stellung und ihre Eltern. Ein kleines Mädchen wurde geboren und lebte nur vier Monate. Gestern waren es zwei Jahre, seit *[es]* gestorben war.

4. Mai 1907. Heute traf ich Jaromír auf dem Weg zum Klub, und sie baten mich, mitzukommen. Ich war nie bei so einer einfachen, fröhlichen Zusammenkunft ... gewesen. Ich war erstaunt, wie viel Bier sie trinken konnten, auch mein Dichter. ... Ich lernte neue Seiten von Jaromír kennen, eine ganz schön, die andere möchte ich vergessen.

6. Juni 1907. Heute traf ich Jaromír mit seiner Frau. ... Eine hübsche kleine Blondine in einem blauen Kostüm. ... Er grüßte mich, mein Herz stand still. ... Ich habe ein schreckliches Gefühl von ... Schande. ... Sie und ich tun mir leid. ...

22. Juni 1907. So wie auch ich fühlt er, daß sich etwas in unserer Beziehung verändert hat.

In Hausarrest, Sommerferien, 5. Juli 1907. Vater ist mir schrecklich böse. ... Ich hatte nicht erwartet, daß er sich so aufführen würde. Er sagte, daß meine Studien zu Ende seien. ... In seinen Augen bin ich eine verlorene Seele. ...

Zu Hause, 10. Juli 1907. Ich warte, und nichts kommt. Jaromír versprach, mir zu schreiben.

Zu Hause, 3. August 1907. Gestern mieteten wir zwei Ruderboote. Ich ging mit Viktor, Zdenka mit Ota. Ich hatte so einen Abend nie erlebt ... auf dem Wasser, der Himmel voller Sterne und der Mond feurig wie die Sonne. ...

10. August 1907. … Das Schlimmste ist, daß Jaromír irgendwie verschwindet. … Er meldet sich seit langem nicht. …

24. August 1907. Jaromír hat mich nach Prag eingeladen. Er schreibt kurz: „Ich bitte dich, mich zu treffen. In den nächsten Tagen bin ich von fünf bis sieben im Klub.“ Ich fahre morgen. Aber ich fühle mich innerlich tot. …

26. August 1907. Jaromír hatte beschlossen, seine Ehe zu beenden und mich zu heiraten. Wieviel es ihn doch gekostet hat! … Aber anstatt der Seeligkeit – Leere, Tod! Ich verstehe mich selbst nicht. … War es, weil er so lang gewartet hatte? Ich sehe nur seine erschrockenen Augen. Ich werde seine Stimme nie vergessen. „Du hast mich also aus meiner Ecke hervorgelockt, und ich kroch heraus wie ein abgerichteter kleiner Bär.“ Es war schrecklich; ich zittere, wenn ich daran denke. Er hat ganz recht. Aber ich kann nichts dafür. … Meine Liebe ist verdunstet. …

30. September 1907. Vater läßt mich nicht nach Prag zum Studium zurückkehren. … Ihm mißfällt jedes Wort, das ich sage. … Es ist zu Hause schrecklich. Ich habe wegen Jaromír ein schlechtes Gewissen. … Gestern las ich Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse“ über die Furcht vor ewigem Mißverstehen. … Könnte das meine Motivation gewesen sein? …

2. November 1907. … Die Männer *[im Realistischen Klub]* baten mich, beim … Treffen für die Jugend zu sprechen. Aber kann ich über die Meinungsfreiheit reden – gegen den katholischen Klerus, ich, eine Jüdin?

12. Dezember 1907. Vojan[12] spielte im Kaufmann von Venedig. Nie hatte ich vorher einen so lebhaften Eindruck vom Theater. …

5. Jänner 1908. Masaryk hielt hier einen Vortrag. Warum war ich irgendwie enttäuscht? … Es macht mir Freude, eine Idee zu verstehen, sie in die Praxis umzusetzen interessiert mich nicht. … Ich sollte endlich verstehen, daß eine Idee nur wertvoll ist, wenn sie dem Leben

dient. ... Als er an der Universität über Philosophie sprach, war es Philosophie, verflochten mit dem Leben. ...

8. Jänner 1908. ... Meine Eltern wollen mich verheiraten. ... Sie verstehen nicht, daß ich für so etwas nicht passe.

9. Jänner 1908. ... *[Mutter sagte]*, daß sie für mich nach dem Skandal keine weitere Chance erwartet hatten ... aber jetzt ist da dieser Direktor einer Spinnerei, Herr Ingenieur Klein, ein wunderbarer Mann. ...

15. Juni 1908. Wie schwer ist es doch, eine feste Grundlage für das Leben zu finden! Ein Kind könnte mein Herz und meine Seele retten. Wie leicht ist es doch, den ungeborenen Kindern die Aufgaben des Lebens aufzuladen! Wissen wir, wie sie sein werden, haben wir das Recht?

28. Juni 1908. Die Husfeier nähert sich. ... Dr. Šimůnek sprach davon mit mir auf dem Heimweg *[von einer Sitzung des Realistischen Klubs]*.

8. Juli 1908. Als sich die Menge vom Ringplatz zur Elbe bewegte, war ich dabei, ein Glied eines lebendigen Körpers. ... Ich beschäftigte mich nicht mehr damit, daß es einmal einen richtigen Scheiterhaufen mit einem lebenden, brennenden Menschen darauf gegeben hat. ... Es war eine Freudenfeier, und, dumm wie ich bin, nahm ich daran teil.

„Wie Ihre Augen glänzen", sagte Dr. Šimůnek, indem er auf mich zukam. Es war eine schöne, warme Sternennacht. ... Meine Mutter stand im Schlafrock vor dem Haus. ... „Wo warst du, um Gottes Willen?" sagte sie auf deutsch. ... *[Dr. Šimůnek]* war verlegen und ging schnell weg. ...

3. Oktober 1908. Es ist immer dasselbe. Wenn ich nahe an meinem Ziel bin ... bekomme ich Angst.

19. Oktober 1908. Ohne mich zu fragen, haben meine Eltern Ingenieur Klein eingeladen, den sie für mich zum Heiraten ausgesucht haben. ... Ich hatte versprochen, am Nachmittag bei der Ausstellung zu sein. ... Der Gast kam eigentlich schon am Vormittag, die Stunden schleppten

sich wie Geographiestunden. ... Er benahm sich, ... als ob er nie jung gewesen wäre. ... Ich hatte keine Lust, mit dem fremden, bärtigen Herrn zu reden. ... Mutter beobachtete mich liebevoll und ermunternd, Vater streng. ... Der Herr schien mäßig verliebt zu sein. ... Als ich an der politischen Diskussion teilnahm, rollte Vater zornig die Augen. Ein Mädchen und Politik!

Beim Mittagessen kündigte ich an, daß ich bei der ... Ausstellung Dienst hatte. Meine Eltern waren schockiert, dachten aber, daß ich dort nur erklären würde, daß ich nicht bleiben könne. .. . Sie erschienen bei der Ausstellung mit Direktor Klein. ... Ich konnte den Tisch nicht verlassen ... und als er wegging, sagte er sogar, daß es ihm gefiel, daß ich so aktiv sei. ... Er und meine Eltern nahmen an, daß ich um fünf, wenn die Ausstellung schloß, nach Hause kommen würde, aber ich zeigte den Besuchern aus Hradec[13] die Stadt. ... Ich kam um neun Uhr nach Hause, der Besucher war weggefahren, offensichtlich beleidigt. ... Vater stand aus dem Bett auf und rannte im Haus in seiner Unterwäsche herum und schrie. ... Sie sagten, daß ich sie schrecklich in Verlegenheit gebracht hätte. ...

20. Dezember 1908. Warum lassen sie mich nicht weggehen? ... Wenn ich arm wäre, könnte ich als Dienstmädchen hinaus in die Welt gehen. Was mich an dem Herrn am meisten abstieß, war der Gedanke daran, daß ich mein ganzes Leben als reiche und untätige Dame in Komfort und Luxus ... verbringen sollte. ...

8. März 1909 ... Ich mache, was ich kann, um die Arbeiten anderer bekannt zu machen, aber ich selbst werde nie etwas Schöpferisches machen. ... Ich hatte nicht den Mut, die Geliebte eines Dichters zu sein ... ich konnte nicht einmal das tun, was jedes dumme Mädchen hätte machen können. ...

28. November 1909. Einige Male habe ich jetzt schon ... die Heiratsvermittlerin bei uns im Haus gesehen. ... Sie ließ sich von meinem ironischen Gruß nicht abschrecken. ... Ich hatte eine schreckliche Szene mit Mutter. Für sie bin ich ... minderwertige Ware. Alles Bedeutsame, was der Mensch erlebt, senkt seinen Wert. ...

Bald nach dieser Eintragung geht das Tagebuch deutlich ins Fiktionale über. Da schildert sie ihre weitere Bekanntschaft mit Dr. Šimůnek, die zu einer gegenseitigen Liebe wurde. Bei ihrem Besuch bei seinen tschechisch-protestantischen Eltern in einem Dorf in den Bergen meint sie, ihr Ideal vom „einfachen Leben" gefunden zu haben. Über den Mann, den sie wirklich heiratete, wissen wir nur, daß er ein jüdischer Tierarzt war, daß sie mit ihm in der Kleinstadt Jaroměřice lebte und daß sich der von ihr verehrte Dichter Březina über ihn lobend äußerte.

Es gibt allerdings eine Art Präambel zu ihrem Tagebuch, in der sie von ihrem Leben mit ihrer kleinen Tochter in Jaroměřice berichtet, während ihr Mann im ersten Weltkrieg Soldat ist. Ihre Hoffnungen bezüglich des Zusammenlebens mit dem Volk haben sich nicht erfüllt: Sie ist einsam. Ihr Mann ist zwar ein aufrechter Charakter, aber ihre fehlenden hausfraulichen Eigenschaften werfen doch einen Schatten auf das Zusammenleben.

Es gibt einen Bericht im Kolíner Stadtmuseum, daß Picková-Saudková 1942 mit einem Transport von Juden von Kolín nach Theresienstadt gebracht wurde. In Rabbiner Feders Buch „Židovská tragedie" (Die jüdische Tragödie) erinnert sich Dr. Erwin Winternitz, daß ein Transport im Dezember 1943 von Theresienstadt nach Auschwitz-Birkenau ging und daß Picková-Saudková und ihr Sohn Pavel darin waren. Im selben Buch schreibt Dr. Feder:

Ihnen, Frau Gisa Picková-Saudková, widme ich ein trauerndes Gedenken, Ihnen, der begeisterten Bewundererin Březinas, die viel für die Kultur geleistet hat! Auch in Theresienstadt rostete Ihre Feder nicht. Sie schrieben ein Theaterstück für die jüdischen Kinder. Sie hatten schon die Rollen verteilt, Sie hatten die ersten Proben gehalten, Sie hatten mich zur Premiere eingeladen, als Sie von Ihrer fruchtbaren Tätigkeit weggerufen und in die polnische Folterkammer geschickt wurden ... Ihre Bewunderer ... ehren Ihr Gedächtnis.

Anmerkungen

1 „Hovory s Otakarem Březinou".

2 Im Tagebuch nennt Picková-Saudková ihre Familie Dub und sich mit Vornamen Selma.

3 Das Essen entspricht nicht den rituellen Speisegesetzen.
4 Eine Zwei auf dem Zeugnis einer intelligenten Schülerin galt als schlechte Note.
5 Die Unruhen waren eine Folge der Badenischen Verordnungen, die die Zweisprachigkeit der Straßentafeln betrafen.
6 Aus „Nathan der Weise".
7 Ein armer Jude in Polná in Ostböhmen, der 1899 des Ritualmords beschuldigt wurde.
8 Der größte zeitgenössische tschechische Literaturkritiker.
9 Politischer Klub der Masaryk-Anhänger.
10 Eine Gaststätte auf dem Laurenziberg.
11 Das letzte, was Gisa-Selma wollte, war, vor allem als Jüdin gesehen zu werden.
12 Der berühmteste tschechische Schauspieler der Zeit.
13 Hradec Králové, Königgräz auf deutsch.

Grete Fischer

(1893–1977)

Mittlere Generation

Unsern Eltern half das Erlernte.
Heute ist Arbeit, künftig ist Ernte
und seinen Enkeln baut man das Haus.
Doch uns drückte die liebende Enge,
stetige Sorgfalt, sparsame Strenge –
sehnten uns fort und schwärmten aus.

Aber die Heutigen sehn sich verloren
in den Wirbeln, in die sie geboren
und ihre Freiheit ist haltloser Schaum.
War uns Jugend das Ungebundene
schon ein Ziel, so wird die entschwundene
Sicherheit unseren Kindern ein Traum.

Oft erschüttert mich diese entkernte
Zukunft. Wir pflanzen nicht für entfernte
junge Geschlechter gläubig den Baum.

Grete Fischer

Grete Fischer wurde 1893 als zweites Kind eines jüdischen Fabrikanten in Prag geboren. Mit ihrer vier Jahre älteren Schwester Marianne – ihr jüngerer Bruder Walter kam erst 14 Jahre später zur Welt – erlebte sie eine behütete und geistig-kulturell überaus anregende Kindheit und Jugend, in der sich ihre vielfältigen Begabungen schon früh entfalten konnten. Besonders herausragend war ihr sprachliches Talent, was ihr als Kind aber nicht nur Lob, sondern auch Kritik und Ablehnung von Gleichaltrigen eintrug. Sie war erst dreizehn Jahre alt, als ihr erstes Gedicht in der Zeitschrift „Deutsche Arbeit in Böhmen" veröffentlicht wurde,



Abb. 24: Grete Fischer

weitere folgten in den nächsten Jahren. So ist es nicht verwunderlich, daß es ihr Wunschtraum war, Schriftstellerin zu werden, ein Traum, der sich allerdings nicht erfüllte. Sie schrieb zwar einige Kurzgeschichten, die in den zwanziger Jahren in Zeitschriften des Berliner Ullstein Verlages erschienen sind, und einen kurzen Roman mit dem Titel „Nicht traurig sein", der aber nicht mehr bei Ullstein, sondern nur noch im „Berliner Börsenkurier" erscheinen konnte, weil die NS-Reichsschrifttumskammer jüdische Autoren vom Literaturbetrieb ausgeschlossen hatte. Ihr kleines Büchlein „Palästina, das erlaubte Land", das sie 1934 nach einer Reise nach Palästina schrieb, erschien unter einem Pseudonym in einem Pariser Emigrantenverlag. Grete Fischer emigrierte im gleichen Jahr nach England, nachdem sie für sich in Berlin keine Zukunft mehr sah, wo sie seit 1917 gelebt und gearbeitet hatte. Als einzige Frau unter vielen männlichen Kollegen war sie in der Literaturabteilung des Verlages von Paul Cassirer rasch zur verantwortlichen Redakteurin aufgestiegen, später war sie Lektorin im Ullstein Verlag. Nach der Machtübernahme der Nazis verlor sie ihre Stelle. Sie hielt sich noch einige Monate mit Unterrichtsstunden an einer Musikschule über Wasser, dann entschloß sie sich zur Emigration.

Aber nicht nur äußere Gründe verhinderten ihre Karriere als Schriftstellerin, sondern auch innere Hemmungen und Skrupel. Um sich Mißerfolge und Enttäuschungen zu ersparen, entwickelte sie ein Maß an Selbstkritik, das sie in ihrer Autobiographie selbst als „unbarmherzig" bezeichnet. An dieser strengen Zensur sind wohl die meisten ihrer Buchprojekte gescheitert, gute Ideenskizzen blieben in der Schublade liegen. Doch hinter der bescheidenen Zurückstellung von eigenen Wünschen, die sie in jeglicher Hinsicht für sich kultivierte, verbarg sich ihre tiefsitzende Angst davor, daß man ihr den Platz, den sie gern beansprucht hätte, verweigern könnte. So hielt sich „alle berufliche Tätigkeit", wie sie selbstkritisch in ihrer Autobiographie schreibt, „auf der Mittelstufe, dienend und kritisierend"; ihre Begabungen und Fähigkeiten aber überstiegen das Mittelmaß bei weitem.

Grete Fischers Autobiographie erschien 1966 im Walter Verlag unter dem Titel „Dienstboten, Brecht und andere Zeitgenossen in Prag, Berlin, London". Das Buch ist keine Autobiographie im herkömmlichen Sinne, sondern „nur", wie sie im Vorwort mit typischer Bescheidenheit schreibt, „eine Darstellung von Menschen, die durch mein Leben gegangen sind". Doch die feinfühligen und lebendigen Schil-

derungen ihrer Begegnungen mit anderen Menschen ergeben auch ein Bild ihres eigenen Lebens und ihrer Zeit. Grete Fischer war überzeugt, „eine der reichsten Perioden der modernen Geschichte" miterlebt zu haben, und was sie darunter verstand, wird in den vielen Beschreibungen von Menschen deutlich, die sie im Laufe ihres Lebens kennengelernt hat. Es waren Berühmte und Unbekannte, Große und Mittelmäßige, Alltagsmenschen und Originale, aber allesamt haben sie diese Zeit reich gemacht, die Zeitgeschichte und auch ihr persönliches Leben. „Menschen waren mein erstes und blieben mein nie versiegendes Interesse", schreibt Grete Fischer in ihrer Autobiographie.

Ihr leidenschaftliches Interesse an menschlichem Verhalten war nach vielen schwierigen Jahren in London auch der Weg zu einem beruflichen Neuanfang, als sie während des Krieges begann, emotional gestörte, lerngehemmte oder geistig behinderte Kinder zu unterrichten. Sie erzielte dabei so gute Erfolge, daß ihr immer mehr Fälle zur Behandlung überwiesen wurden. Einige faszinierende Fallgeschichten in ihrer Autobiographie geben einen Einblick in die kreativen Methoden ihrer therapeutischen Arbeit.

Grete Fischer ist 1977 im Alter von 84 Jahren in London gestorben. Sie hat noch die Publikation ihrer Gedichte aus mehreren Jahrzehnten erlebt und damit ihre späte Anerkennung als Schriftstellerin.[1] *Eine kleinere Sammlung von Gedichten aus den letzten Lebensjahren, für die sie 1977 noch das Geleitwort geschrieben hat, erschien erst nach ihrem Tod.*[2] *Dieses Geleitwort beginnt mit einem Bekenntnis der Schriftstellerin Grete Fischer: „Im alten Jahrhundert noch im alten Österreich geboren und geschult, habe ich wohl die Staatsangehörigkeit gewechselt, aber nie eine andere Heimat gehabt als die deutsche Sprache." Viele der vor der Nazidiktatur geflohenen Schriftsteller haben so empfunden.*

Papa … am liebsten hatte ich seine Hände, … sie waren … immer gleichmäßig warm und trocken. … Die erotische Beziehung, die zweifellos zwischen uns bestand, wurzelte darin und in seiner Stimme. … Mama wurde zuerst Gegenstand der Kritik. … Ich kannte sie überhaupt nicht. … Meine Ablehnung richtete sich gegen keine ihrer wirklichen Schwächen. … ich … war ihr gegenüber … im Vorurteil befangen, daß sie … vollkommen und allmächtig war. … Ich bekämpfte sie also rücksichtslos, … ohne ihre Unsicherheit und Zartheit zu … schonen. … Sie war wahrscheinlich eine durchschnittliche Erscheinung ihrer Zeit und Umgebung. Ein Mangel an Schwung, an Großmut, be-

sonders ihrem Mann gegenüber, war mehr anerzogen als ursprünglich, so wie man ihr auch die ursprüngliche Heiterkeit ... aberzogen hatte. ... Erst unter dem Druck von Leid und Mitleid vergaß sie sich so weit, daß ihr eigenes Wesen zutage trat. Dann ... liebte ich sie über alles Urteil hinaus. Meine Liebe war groß genug, immer an sie zu denken, aber nicht, bei ihr zu bleiben. Ich habe sie in den Tod gehen lassen, allein.

Mit Papa konnten wir uns zanken, ... er erging sich in Kannegießereien, die der unpolitische Bürger für Politik hielt, und ich wehrte mich wütend gegen den platten Pessimismus. ... Er ... spürte wohl kommendes Unheil und schimpfte auf alles, was ihm dahin zu führen schien. Meine zwanzig Jahre aber wollten eine tätige, erfolgreiche Zukunft, und wir konnten uns nicht einigen. ... Mit fünfzehn Jahren, 1908, machte ich Perioden kindischer Schwermut mit und schrieb sie ins Tagebuch: ... warum erhofft denn mein Vater so viel für mich? Hat er ein Recht dazu? Ich kann ja nicht, was ich, was er erstrebt. ... Nie spricht er es aus, ich weiß es doch. Er hat mich sehr lieb, und ich hänge an ihm und achte und schätze ihn. ... Seine Wünsche sind doch eine Forderung ... an das Schicksal, weil sie einer stellt, der seine Wünsche an sich nicht erfüllen konnte und sie in seinen Kindern erfüllt sehen will. Ich habe keinen Mut mehr, ihm zu genügen. ...

Dabei lag dem guten Mann nichts ferner, als geniale Leistungen von mir zu verlangen. Alles, wozu er mich anhalten wollte, war, regelmäßig Geige zu üben und sauber zu spielen, damit ich ihm gut vorspielen könnte. ... Objektiv gesehen, war Papa mittelgroß, mittelschlank, mittelreich, mittelklug – so wie wir eben in allem Mittelstand waren. Ich hatte mein Leben lang Widerwillen und Angst vor Mittelmäßigkeit.

Wir lebten in einem Haushalt, wo jeder bekam, was ihm zustand. Uns stand unser Essen zu, früh Milchkaffee und Buttersemmeln, zur Jause Milchkaffee mit Kipfeln ohne Butter, sonntags Honig, und Weihnachten Striezel. ... Uns Gedanken darüber zu machen, daß uns anderes „zustand" als anderen Leuten – also uns die Elektrische und Sommerreise dritter Klasse, aber meiner Sitznachbarin in der Schule, deren Vater Bankdirektor war, Auto und Reise erster Klasse; ... Gedanken darüber waren nicht vorgesehen. Das war eben der Zustand.

Ich habe meine Erziehung immer zu wörtlich genommen. Da man uns lehrte, nicht zu lügen, habe ich eben nicht gelogen. Da man mir

sagte, ein anständiges Mädchen ließe sich nicht mit Männern ein, was immer das sein mochte, so blieb ich ein anständiges Mädchen. Ich habe nie gelernt, die Abstriche vom Voranschlag zu machen, die die Rechnung verlangt, damit sie aufgeht.

Wir hatten gelernt, uns zu schonen, Gefahren und Unannehmlichkeiten aus dem Weg zu gehen. Wir befolgten es, treu. Nur die Wissenschaft, wann man Regeln zu überschreiten hat, brachten uns weder unsere Erzieher bei noch unsere eigene Vitalität. Wir waren bereit, am Leben vorbeizuleben. ...

Daß Vater sein ganzes Leben lang keinen Sonntagnachmittag für sich und uns haben durfte, daß er ... den Besuch bei Onkel und Tante machen mußte, habe ich nie verziehen. Wir Kinder mußten mit. ... Die Unterhaltung der Erwachsenen schleppte sich gelangweilt durch den Nachmittag. ... Wir bekamen einen Berg von Zeitschriften ..., die „Fliegenden Blätter", „Über Land und Meer" und die „Wiener Mode". ... Tante versicherte meiner Mutter, daß ihre Vanillekipferl genauso gut wären, wenn sie nur zwei Drittel der vorgeschriebenen Menge Mandeln und statt dessen Mehl hineingäbe. ... Sie war Vorstandsdame zweier jüdischer Mädchenwaisenhäuser, der Onkel vertrat die entsprechenden Knabenanstalten. ... Mein soziales Gewissen erhielt hier seine ersten Gegenstände. Und ich war kaum dreizehn, als ich den Namen der „Wohltätigkeitshyänen" für Tantes Vorstandsdamen erfunden hatte. ...

Tante Fanni war es, die uns einen Weihnachtsbaum machte. Der war im kleinen Zimmer versteckt und die Tür versperrt, bis wir mit der Toni auf den Weihnachtsmarkt gehen durften. Den Prager Weihnachtsmarkt, auf dem alten Altstädter Ring, noch ehe die häßlichen Sezessionshäuser ... ihn verschandelten, dem alten Ring noch ohne das klobige Husdenkmal, sondern mit der schlanken Mariensäule ... – was wußten wir von der Niedertracht der Hinrichtungen,[3] der Unterdrückung, der tschechischen Erhebung! Es schneite, ... und man mußte der Buden wegen in die Fahrbahn gehen – da standen die Rutenverkäufer mit papierrosenbesteckten Birkenruten voll Silber oder Schaumgold. ... Die Toni kaufte uns eine hölzerne Butterbütte beim Slowaken und Tellerchen aus Holz und türkischen Honig und Sutschuk, das herrlich klebrige ...

Zu Haus hatten wir nie einen Weihnachtsbaum. Meine Mutter in ihrer Charakterstrenge hielt es für unrecht für Juden, die christlichen Feste mitzufeiern – nur die Dienstmädchen bekamen Geschenke, und für ihr Festessen am Weihnachtsabend wurden der Küchentisch gedeckt und die Weihnachtsteller mit Obst und Süßigkeiten gefüllt.

Wir kamen uns dennoch benachteiligt vor, und in meinem achten Jahre beschloß ich, mit Mariannes[4] Hilfe einen eigenen Baum zu schmücken und die Eltern damit zu überraschen. Geld hatten wir wenig, es reichte gerade zu einer winzigen, verkrüppelten Tanne und ein paar Kerzchen. Aber wir machten allen Schmuck, Papierketten, bunte Kringel aus bemaltem Wasser ... Mehlteig, und Bonbons aus gespartem Würfelzucker in gesammeltem Stanniol. Diese Armseligkeit rührte und ärgerte meinen Vater, der nicht gern kleinlich war, und von da an durften wir ein Bäumchen schmücken. ... Die Kleinlichkeit, fürchte ich, lag aber zum Teil in mir. ...

Unter den Mitschülerinnen gab es nur wenige Freundinnen. Die anderen Kinder hatten mich nicht gern. Ich war zu klein, zu beredt, nur scheinbar flink – es ist erstaunlich, wie oft Unruhe mit Schnelligkeit verwechselt wird, etwa in der Musik –, faul im Turnen und leicht verdrossen, wenn ich versagte. Ich konnte besser lesen als alle, hatte eine scheußliche Handschrift und konnte nicht rechnen; ich fragte zuviel und tat immer lieber etwas anderes, als was ich gerade sollte – also liebten mich die Lehrerinnen auch nicht.

Das Auffallendste an mir war die Sprache: Von zwei Jahren an sprach ich klar und in gewählten Ausdrücken. Worte faszinierten mich, ich mußte zwanghaft immer versuchen, genau die richtigen zu finden. ... Beide Eltern sprachen das sorgfältige Prager Schriftdeutsch, ziemlich akzentfrei, und legten großen Wert darauf. Darin folgte ich leicht, offenbar zu gut, meine Ausdrucksweise galt als geziert. „Die Fischer ist affektiert“, sagten die Mädchen in der Schule. „Kannst du nicht natürlich sprechen?“ sagten Tanten und Lehrer. Was man so natürlich nannte, war aber entweder der „Kleinseitner Dialekt“, das harte Sudetendeutsch mit seiner dem Sächsischen ähnlichen Verwechslung von B – P und G – K und dem unaspirierten K der Slawen, oder es war der gezogene, mit jüdischen Ausdrücken vermischte Jargon. „Ich bin bees mit dir“, sagte die Freundin Eugenie im Unterschied von Freund Pepi.



Abb. 25: Der Weihnachtsmarkt am Altstädter Ring

Die „besseren“ Kinder bemühten sich um reine Umlaute. Ich erinnere mich genau an eine Diskussion mit Gretl Matzka …, die behauptete, man müßte Aurükel sagen, nicht Aurikel, während wir beide ungewiß waren, ob es … Frühstick oder Frihstück hieße – den Luxus von zwei Umlauten in einem Wort wollten wir beide nicht zulassen. … Diese Sprachprobleme waren typisch für Prag, die doppelsprachige und immer in Sprachkampf verwickelte Stadt. Bei Gustav Meyrinck, der sie so liebend haßte, findet sich das herrliche Gespräch … : „‚Sie spielt sich mit die Kinder.‘ – ‚Es heißt: Sie spielt sich mit denen Kindern.‘“[5] Prag ist auch nicht umsonst Vaterstadt ihrer letzten Lyriker in deutscher Sprache: Rilke, Werfel und zuletzt H. G. Adler. Erst vor kurzem verwunderte sich ein Kritiker, warum das klarste Deutsch in der modernen Literatur von einem böhmischen Juden geschrieben worden sei, nämlich Franz Kafka. Wir wurden übrigens von allen Jargonausdrücken ferngehalten. …

Wir bekamen eine neue Deutschlehrerin, Fräulein Ohnesorg. ... Sie zeigte ... Begeisterung über meine Aufsätze und mündliche Interpretation von Gelesenem und wendete mir besondere Aufmerksamkeit zu. Für meinen Schülervortrag schlug sie mir Lessings Briefwechsel mit Moses Mendelssohn vor, gab mir das Buch ... und lobte den Vortrag. ... Und als sie im Verlauf dieser letzten zwei Schuljahre immer mehr Freundschaft auch außerhalb der Klasse bot und akzeptierte, entwickelte sich ein merkwürdiges Verhältnis, merkwürdig insofern, als ich ... mich von der „Erwachsenen“ bewundern ließ und ... ihr durchaus die Rolle der Werbenden und Gebenden zuteilte. Sie schrieb mir kleine Briefchen, überschrieben mit „Mein Augentrost“. ... Aber ich schwärmte nicht für sie.

Mîne Fräulein Ohnesorg bot sich an, mir italienische Stunden zu geben ... So ging ich an Nachmittagen zu ihr in die hübsche Wohnung, sie gab mir kleine Freßfeste von Honig, frischem Schwarzbrot und Nüssen, und wir lasen Dante. Ohne daß ich ein Wort der Sprache kannte, erfaßte ich von ihrer Übersetzung her genug, um die Größe des Gelesenen zu empfinden. ...

Heute würde kein Mensch bezweifeln, daß die gute Mîne eine lesbische Neigung hatte; aber sie wußte das bestimmt ebensowenig wie ich, und außer der Unbescheidenheit, mit der ich ihren Überschwang duldete und quittierte, blieb die Beziehung unschuldig. ...

Nichts ist so schwer, wie den Menschen festzuhalten, den man vielleicht am meisten geliebt und um den man am meisten gelitten hat. Es ist kaum ein Tag vergangen, an dem ich nicht an ihn gedacht hätte. ... Alle Liebe, aller Kummer, alle Angst ist gegenwärtig – aber er selbst ist ein Schatten.

Walter wurde geboren in der empfindlichsten Zeit meiner Entwicklung, im vierzehnten Jahr. Er war „mein“ Kind ... der kleine Bruder, den ich immer haben wollte. ... Ich weiß noch genau, wie ... eines Abends ... meine Mutter hinter meinen Sessel trat und fragte: „Du wolltest doch immer einen kleinen Bruder haben. Würdest Du Dich freuen, wenn Du ihn jetzt bekämst?“ Ohne eine Sekunde nachzudenken ... sagte ich: „Freuen? Nein! Jetzt bin ich schon so lange die Jüngste, das ändern wir nicht mehr.“ Im gleichen Augenblick begriff ich meine Roheit, ich wandte mich um und sah Mamas Augen voller Trä-

nen. „Natürlich werde ich mich freuen“, schrie ich. ... Aber es war zu spät. Meine scheue, von ... ihrer späten Schwangerschaft wunderlich bedrückte Mutter hatte den Schlag schon bekommen.

Sie war klug. Sie ließ uns ... an allen Vorbereitungen teilnehmen. Sie schenkte uns dieses Kind, Marianne, die siebzehn Jahre alt war, und mir. ... Wir zweifelten nie, daß es ein Junge sein würde. Am Tage vor seiner Geburt bekam Marianne die Röteln, und ich mußte aus dem gemeinsamen Zimmer am anderen Ende der Wohnung zurück ins Kinderzimmer, das neben dem Schlafzimmer der Eltern lag. ... Die letzte Stunde der Geburt habe ich voll miterlebt, unter der Decke versteckt ... Ich habe Walters ersten Schrei gehört. ...

Walter war zwei Stunden alt, als ich ihn ... auf den Arm nehmen durfte. Er war ein schön entwickeltes, rosiges Kind mit feinen Händchen. ... das runde Köpfchen, das Haar, alles schien vollkommen. ... Der überspannte Backfisch, der ich war, betete es an. Ich führte von diesem Tage an ein Tagebuch für ihn.

... Aber man quälte ihn, streng im unrichtigen Augenblick. ... Psychologie war unbekannt. Walter war im ersten Schuljahre. Seine Sparbüchse ... war aus unerfindlichen Gründen in Mamas Sekretär eingeschlossen. ... Walter ... hatte sich einfach den Schlüssel geborgt und einzelne Silberkronen ... genommen. Es war sein gutes Recht. ... Das Entsetzen der Eltern also, daß er „nicht nur gestohlen, sondern eingebrochen“ hätte, war in keiner Weise gerechtfertigt. ... Ich sehe uns noch den kleinen Buben foltern, der gezwungen wurde, unter strömenden Tränen zu „bekennen“. ... Als ich endlich weggehen konnte, ... war noch ein Kind im Nest. Und ich ging.

Trotz der täglichen Briefe, die ich schrieb, dachte ich in diesen ersten Jahren in Berlin wenig ans Elternhaus, ich berichtete von mir ... von neuen Eindrücken. ... Sie erwähnten nur eben, daß Walter eine Grippe hatte, ... merkwürdig nur, weil er fortwährend schlafen wollte. ... Erst nach Wochen fingen die ersten Störungen an, zur Bettzeit zunehmend aufgeregtes Wesen, Reden, Schwätzen, zappelige und später unkontrolliert fahrige Bewegungen. In dieser Steigerung blieb er bis ein, zwei Uhr morgens, dann schlief das Kerlchen erschöpft ein und wachte erst mittags auf. ...

Die Epidemie von 1920 erfaßte damals in Prag allein etwa fünfhun-

dert Fälle, von denen angeblich achtzig Prozent letal verliefen. ... Die Ärzte wußten damit nichts anzufangen. ... Die Diagnose, Encephalitis lethargica, wurde ... erst später gestellt. Unser Kinderarzt war völlig hilflos. ... Er beschrieb ihn als nervös, die Schlafunruhe als ... schlechte Gewohnheit und verordnete, ihn früh gewaltsam aufzuwecken, kalt abzugießen und in die Schule zu schicken. Meine gewissenhafte Mutter führte die Tortur wochenlang durch, bis der Schuldirektor ihr sagen ließ, sie möge das Kind ausschlafen lassen: Er hatte beobachtet, daß ... er mit geschlossenen Augen schlafwandelnd den weiten Platz ... überquerte, ohne Fahrzeuge wahrzunehmen.

Ich ... teilte die steigende Sorge, ... fuhr nach Hause, sooft ich konnte. Meine Fertigkeit, am Sonnabend den Zug um zwei Uhr zu erreichen, Montag früh mit dem Nachtzug zurückzukommen ... wurde sprichwörtlich. Ich wurde fromm und arbeitete nicht an den jüdischen Feiertagen. ...

Walters Zustand wechselte ... Kuren wurden versucht. ... In Bayern, wo ich die Eltern traf, ging er auf Wanderungen. ... Der Tremor ... verstärkte sich von da an. So sehe ich ihn noch ... im Gehen etwas vorgebeugt und die linke Hand krampfhaft an den Leib gezogen. Wir nahmen es als selbstverständlich, daß er klug war ... er verstand Musik, las viel. Von einem jungen Mediziner erfuhr Walter alles über seine Krankheit: Parkinson, Schlafgrippe, progressiv, unheilbar ... langsames Zugrundegehen, wenn ... die Zitterlähmung ... auf Zunge und Kaumuskeln überging.

Von diesem Tage an sprach Walter kein Wort über seine Krankheit ... nie ein Wort der Klage. ...

Was also weiß ich von ihm? ... Er wußte, daß ich ihn inbrünstig geliebt habe. War er ein Held, weil er in den späteren Jahren alle Kraft daran wendete, Mutter die Pflege leichter zu machen? ... Sprechen wurde immer schwerer. ... Er spielte Radio und sein Grammophon, sammelte Briefmarken. ... Er las, solange er noch ein Buch halten konnte. ...

Wollte er noch leben, als ihm Pflegerinnen verboten waren, als er kein Radio mehr haben durfte, als neun fremde Leute mit in der Wohnung eingepfercht wurden?[6] Mutter hatte gespart ... Veronal – und versucht, ihn und sich umzubringen. Sie gab ihm den größeren Teil,

aber ... sein Organismus war gegen Gifte abgestumpft. Sie wurden gerettet.

... Ein Freund kann sich erinnern, in der „Schleuse" in Theresienstadt, in der die Neuankömmlinge ausgesondert und ausgeraubt wurden, ein Paar gesehen zu haben, alte Leute, die sich verzweifelt um ein menschliches Wrack bemühten, das Skelett eines Menschen, der sich mit heulenden Lauten zu verständigen suchte. ...

Jänner 1909. Wenn ich nur aus Prag fort könnte, von diesen häßlichen, gleichgültigen Leuten fort, von denen mich so wenige lieben, weil sie alle das unleidliche Kind gekannt haben ... – ich möchte anderswo um neue Liebe – wenigstens Sympathie – kämpfen, in andere Luft, unter eine andere Sonne kommen. Ich möchte Menschen kennenlernen, nicht nur Leute. Solche, über die ich nachdenken kann, muß, daß ich nicht immer an mich denke ...

Das Prager Deutschtum, zu dem wir erzogen wurden, erschien uns solange selbstverständlich, als wir nicht mit der Außenwelt in Berührung kamen.

Volksschulen und Gymnasien waren habsburgische Institute, deutschsprachig, weil die Staatssprache deutsch war. Die Lehrer der Mittelschulen[7] waren aus der ganzen Monarchie zusammengeholt, Tiroler, Steiermärker und Triestiner, Kroaten und Slowaken, aber die Sudetendeutschen waren die eigentlichen Deutschtümler. Kinder meiner Generation lernten zuerst für den guten Kaiser Franz Joseph beten und dann Geschichte von der Glorie des Kaiserreichs; dazu einen törichten Hochmut gegen alle anderen Nationen. Es hat lange gedauert, ehe mir klar wurde, daß siebzig Prozent dieser Deutschen Juden oder Tschechen waren.

Die Tschechen waren deutsche Beamte, weil sie sonst keine Stellen bekamen. Die Juden waren Deutsche, weil ihr Verlangen, die Kinder lernen zu lassen, in den deutschen Schulen besser befriedigt wurde; dazu kam die Verehrung des deutschen Geistes, dem die Juden seit der Emanzipation huldigten. Die Prager Deutschen sprachen in allen Geschäften deutsch, und der Herr Balátka verkaufte Papier, der Herr Souček Würstel und der Schneider Dědic seine Geschicklichkeit auf deutsch. Man sprach von der Smetanagasse als Schmettengasse, und die

nach einem Stadtrat Vodička benannte Straße wurde schamlos Wassergasse genannt. Die Tschechen machten es nach 1918 umgekehrt. Tschechen meiner Welt waren Dienstboten, kleine Handwerker … aber nicht das Büropersonal. Der erste kultivierte Tscheche, mit dem ich in Berührung kam, war mein Geigenlehrer Baštař, aber er bemühte sein richtiges, nur etwas unnatürliches Deutsch, ebenso wie Herr von Sladkovský, der meiner Schwester Klavierstunden gab. Meinen ersten Begriff von tschechischer Literatur bekam ich in Berlin 1918. Meine Altersgenossen waren allerdings schon vor dem Weltkrieg etwas gescheiter, als R. Fuchs die Lieder des Petr Bezruč übersetzte und Ottokar Fischer Goethe ins Tschechische.

Ich liebte die Sprache so früh, so leidenschaftlich, daß es leicht war, mich zu einem blinden Nationalisten zu machen. Das erste Gedicht, das von mir herauskam, hieß ‚Der deutsche Frühling' und erschien in „Deutsche Arbeit, Monatsschrift des Vereins zur Kultur der Deutschen in Böhmen". Ich war dreizehn Jahre alt. Der Herausgeber, Professor August Sauer, dem mein Vater das Gedicht eingeschickt hatte, schrieb: „Wenn Sie den unglückseligen Reim „Maie – Freie" ändern können, bringe ich es in der kommenden Nummer." Ich änderte leicht, und der Geldbriefträger brachte mir als Honorar sechs österreichische Kronen, in zwei neuen Silberstücken, die ich, in rosa Seidenpapier eingewickelt, noch aufbewahre.

Die „Deutsche Arbeit" druckte noch in jedem folgenden Jahr ein Gedicht von mir, bis das letzte … im Kreis des „Ästhetischen Tees" Hohn und Klatsch erregte … – Klatsch, weil man erraten wollte, welchen Jüngling ich angesungen hätte; ich hatte keinen gemeint.

Vorher hatte ich im letzten Schuljahr den Prolog zur Peter-Rosegger-Feier des Deutschen Schulvereins gedichtet, unüberbietbar an schwarzrotgoldenem Patriotismus. Mein Ansehen in der Schule stieg. Dabei waren mindestens zwei Drittel auf der Liste der Mitschülerinnen Jüdinnen, und von den „Ehrenchristinnen" war die Hälfte „jüdisch versippt" und der Rest tschechisch. Das „halböffentliche", das heißt aus privaten Mitteln unter Staatsaufsicht unterhaltene Mädchenlyzeum lebte größtenteils von Judengeld, ebenso wie das Deutsche Landestheater, die deutschen Ferienkolonien, der Deutsche Lungenhilfsverein und die Blindenanstalt – jeder, auch ich mit achtzehn Jahren, war Mitglied von etwa zwanzig

deutschen Institutionen, einschließlich der Lese- und Redehalle deutscher Studenten, des Singvereins, des Theatervereins, des Vereins für soziale Hilfe, dessen Jugendgruppe ich gegründet hatte. Und als Delegierte des Vereins ehemaliger Lyzeistinnen wohnte ich einer Vollversammlung deutscher Vereine im Spiegelsaal des Deutschen Kasinos bei.

Dort aber, in dem schäbigen Prunk von rotem Plüsch und goldgerahmten Spiegeln, sprach gleich nach dem weisen Dichter Friedrich Adler der Abgeordnete Karl Hermann Wolf, Führer der Deutschnationalen, und legte los wie ein Hitler von 1912. Ich hörte die antisemitische Kanonade an, bei der ersten und zweiten Beschimpfung stumm, dann fing ich an, die Salve von dummdreistem Haß mit Zwischenrufen zu quittieren. Ich stand im Hintergrund des vollen Saales. Zwei Herren von der Universität schauten mich verächtlich an.

Darauf ... kündigte ich meine Mitgliedschaft bei sämtlichen Vereinen und schwor, nie wieder einem Verein anzugehören. Ich habe den Schwur bis 1943 gehalten.

Wenn heute die Kultur der Deutschen in Böhmen endgültig zerstört ist, so verdanken wir das, wie so vieles, dem „Führer". Die Masaryk-Regierung war viel zu gesund aufs Positive eingestellt, um sich mit Deutschenhaß aufzuhalten. Aber der Verrat der Sudetendeutschen war von langer Hand vorbereitet. Unter den seit Jahrhunderten mit Armut kämpfenden Bewohnern der Randgebirge gab es viel engstirniges Volk, ... es war leicht, sie zu überzeugen, daß die Tschechen – oder die Juden oder die Kapitalisten, je nachdem – an ihrer Unterdrückung schuld wären. ... Der Tscheche, Pole, Ungar mußte minderwertig sein, damit sie sich besser fühlen konnten.

... Ich wollte Menschen haben, aber nicht „Gesellschaft". Jede konventionelle Beziehung widerstrebte mir, von den Geburtstagsjausen der Mitschülerinnen an, bei denen ich mich langweilte und immer irgendwie zurückgesetzt fühlte. Schüchternheit, gepaart mit Geltungsbedürfnis, mögen die Gründe ... gewesen sein. Ich imitierte wohl auch die Haltung meines Vaters. Er selbst pflegte keinen geselligen Verkehr und versagte ihn der Mutter. ... Als ich, siebenjährig, die im Nebenhaus wohnende Bankbeamtentochter Pepi besuchen wollte, sagte Papa: „Ihre Mutter schminkt sich, ich wünsche keinen Verkehr."

Aus jeder Schulklasse wählte ich mir zwei oder drei, mit denen ich reden oder spielen konnte. … Mit dreizehn las ich zum ersten Mal Literatur; Marianne hatte angefangen zu studieren und gab mir zuerst E. T. A. Hoffmann in die Hand – von da an las ich mich schnell durch die Romantiker durch. Wir dramatisierten den „Meister Floh". …

Dann beschlossen wir, eine Zeitschrift zu gründen. Wir waren Redaktionsstab, Autoren, Illustratoren und Drucker, dafür verzichteten wir auf Vertrieb: Das Blatt erschien allmonatlich in einem Exemplar, das abwechselnd eine von uns ins Reine schrieb. Titel: „Der Pfiffikus". Wir hatten Nachrichten, Artikel, Kritiken und Anzeigen, Verse und Bilder. Wenn das Blatt fertig war, wurde es von einer zur anderen gegeben, manchmal Eltern und Freunden gezeigt. … Ich fühlte mich schon ganz als Schriftstellerin. … Klassische Musik von Händel bis Brahms kam in meinen Hörkreis. Manchmal kam Max Reger. …

In der sechsten Klasse nahm mich Mimi in Besitz, … die eigentlich gar nicht zu mir paßte. Ich war ruppig, uneitel, mundfertig, Mimi war sehr hübsch und … zu femininem Erfolg erzogen. Ich wurde … zu Mimis erstem Hausball eingeladen. … Ich bat mir als Nachbarn Max Brod aus. Dies aus zwei Gründen: Erstens war Brod um etwa neun Jahre älter als wir, er hatte schon einen Namen als Schriftsteller und war bekannt für seine Klugheit; zweitens war er verwachsen, und ich konnte nicht, noch wollte ich tanzen. … Wir kamen ins Gespräch, vor allem über Musik, die achte Mahler-Symphonie … dann über Bücher. … Max Brod verbeugte sich und sagte: „Darf ich bitten?" Das war entsetzlich, denn ich konnte wirklich nicht tanzen. Ich sagte es. Er ging und tanzte mit den anderen. …

Schließlich blieb ich an Willy Haas hängen. … Ich dachte schambedeckt an Brod, der mich mit einem anderen tanzen sah, und trampelte dem armen Haas die Lackschuhe kaputt. …

Es muß wohl im Jahr danach gewesen sein, daß wir beschlossen, einen „Ästhetischen Tee" zu gründen. … Die meisten Teilnehmer waren schon literarisch tätig: Franz Werfel, Paul Kornfeld, Willy Haas und … Egon Erwin Kisch. … Der Ästhetische Tee sollte sich … mit höheren Dingen befassen, und man sollte einander eigene Werke vorlesen. … Einmal meldeten sich Willy Haas und Paul Kornfeld zum Tee bei mir an. … Das Gespräch wurde streitbar, und am Ende war ich so

unliebenswürdig und rechthaberisch, daß sich meine Gäste empfahlen und nicht wiederkamen.

... Ich habe oft mit dem Gedanken gespielt, eine subjektive Literaturgeschichte zu schreiben. Literatur- und Kunstkritik, die sich in meiner Jugend so objektiv zu benehmen schienen, enthüllten sich mir zu oft als wichtigtuerisch, in Vorurteil ... befangen. ... Ich hielte es für viel ehrlicher, wenn jeder Kritiker sich klarzumachen versuchte, welche Eindrücke sein ursprüngliches Urteil bestimmt haben. ... Man kann das persönliche Element nicht ausschalten. Sogar die Historiker beginnen das einzusehen.

... Ich bin, wie jeder, auf den ersten Blick von Äußerlichkeiten abhängig. Ich gebe offen zu, daß mein erster Zweifel an Werfels Echtheit persönlich war, weil er mich körperlich abstieß. ... Ich fand im „Weltfreund" und den beiden späteren Gedichtbänden ein paar Gedichte wesentlich und neu im Ton. Seine Romane hielt ich für gute Erzählungen mit manchen feinen Gedanken, ... aber ...nie als Dichtung. ...

Mein kritisches Vermögen beruhte auf einem natürlichen Sinn für Form, vor allem aber auf sicherer Unterscheidung zwischen Echtheit und Pose. Ich war Wahrheitsfanatiker in allem. ... Das brachte mich natürlich in Gegensatz zu allen ... Literaten, die einander lobten, um gelobt zu werden. Auf diese Weise ist schließlich die ganze Literaturgeschichte zustande gekommen. ... Wer nicht zu einem Kreis gehörte, war tot wie Kleist. ...

Daß ich der Zeitströmung in allem unterworfen war, kann ich in den unbeholfenen Tagebuchaufzeichnungen nachlesen. ... Ich habe oft nachgedacht, woher der Bildungsstand dieser Prager Gesellschaft stammte. Wir waren etwa die dritte oder vierte Generation nach den Landjuden, die aus Dörfern und Marktflecken in die Hauptstadt gezogen und in Handel und Industrie wohlhabend geworden waren. Zwar hatte schon mein Großvater in Raudnitz seine Tochter bei guten Privatlehrern unterrichten lassen, aber diese Jahrgänge haben doch bestenfalls etwas höhere Mädchenschulbildung oder ein Pensionat genossen. Die habsburgischen Staatsschulen, die die Väter besuchten, waren wohl etwas besser als die deutschen im „Reich". Universitätsbildung war erst den Kindern selbstverständlich. Aber zweifellos waren geistige Interessen allgemein, ob echt oder unecht. Abgesehen von der Musik-

und Theaterliebe wurde klassische Literatur vorausgesetzt und ein gutes Mittelmaß von moderner gelesen. Die „Allgemeine Bildung“, die ich später in Deutschland als „sehr allgemeine Bildung“ anzweifelte, war ein Bindeglied, das noch heute hält. Aber auch Leute, die keine Bücher lasen, wie etwa mein Vater, waren gut unterrichtet, und ich glaube nun, daß dies ein Verdienst der Zeitungen war, die jeder hielt und hochhielt.

Prag hatte zwei größere deutsche Blätter. ... Beide waren eigentlich liberal, aber ihre scharf deutschnational gerichteten Meinungen verdarben mir für immer den Geschmack an Politik. ... Nur war man damals zivilizierter und beschimpfte einander in höflicheren Ausdrücken. ... Kulturfragen wurden mit großem Respekt ... behandelt. Kritik stand auf gutem Niveau – sowohl Emil Faktor als sein Vorgänger Alfred Klaar wurden später nach Berlin geholt. ... Musikkritiker ... waren nicht nur Fachleute, sondern konnten auch schreiben. Wir lasen die „Bohemia“; das „Prager Tagblatt“ war politisch lebendiger und allgemein etwas fortschrittlicher. Das „Tagblatt“ war meinem Vater schon zu „verjudet“; und hier muß etwas über den Antisemitismus dieses freiwilligen Ghettos gesagt werden. Wir litten nicht eigentlich unter dem Antisemitismus des neunzehnten Jahrhunderts. Wir setzten uns ihm nicht aus. Man lebte unter sich. ... Es wurde hingenommen, daß man zum Beispiel als Jude wenig Aussichten auf eine Professur hatte, so daß bedeutende Wissenschaftler bestenfalls als Dozenten zugelassen waren. Immerhin konnte man im alten Österreich ungetauft wenigstens Offiziersrang bekleiden ... oder getauft Oberst werden ... . Jüdische Soldaten wurden vielleicht mehr gepiesackt als andere, aber Religion wurde von Staats wegen respektiert, so daß eigentlich die Orthodoxen eher Achtung genossen als die Assimilierten.

Der gebildete Jude war aber wesentlich Assimilant. Mein Vater polemisierte leidenschaftlich gegen ... die katholische Klerisei, die wirklich der böse Geist des Rückstands gewesen zu sein scheint. Aber er schloß unbedenklich jüdische „Pfaffen“ ein. ... Selbst bewußt jüdisch, entzog er sich jeder jüdischen Gemeinschaft. Er ging nur am Vorabend des Versöhnungstags in den Tempel, und das nur, ... weil es der Jahrestag seines Vaters war. Er fastete und nahm mich an diesem Abend mit zum Gottesdienst, der mir großen Eindruck machte. Die übrigen Fest-

tage wurden nicht begangen, nur gab es Huhn und manchmal Wein oder traditionelles Gebäck. Erst als wir zur Schule gingen, durften wir zu Chanukah Lichter anzünden, die ... auf Brennholzstreifen angeklebt wurden. ...

Man besuchte den Religionsunterricht, weil er vorgeschrieben war.[8] ... Wir waren so unjüdisch, wie die anderen unchristlich waren.

Es gab Zionisten ... im Kreise um Hugo Bergmann, Max Brod, die Vettern Weltsch. ... Das einzige, was mich anzog, war die soziale Seite der Sache. Übrigens waren die Pioniere alles andere als religiös. ... Wir gehörten nicht dazu. Wir waren gute Deutsche.

Die Generation unserer Väter hat ... an der Vernichtung des Judentums ... mitgewirkt. ... In der Todesnot erwies sich das Band zwischen uns ungläubigen ... Brüdern stärker, als man je für möglich gehalten hätte. ...

Die Assimilanten ... bemühen sich jetzt, ... ihre Kinder vergessen zu lassen, daß sie von woanders her gekommen sind ... und unterstreichen jeden Nationalismus.

Musik zu Hause war ein fester Bestand, seit Vater mit uns das Abendgebet gesungen ... hatte. ... Mit zehn Jahren bildete ich mir ein, ich würde eine große Geigerin werden, und bekam Unterricht bei Gottlieb Undeutsch, dem zweiten Geiger am dritten Pult im Theaterorchester. ... Er war entzückt von meinem guten Gehör und leidenschaftlichen Musikwillen und entwickelte das leider, indem er mir im zweiten Jahr Schubert-Sonaten und Mozart zu spielen erlaubte, ehe ich die schwächste Grundlage einer Technik erworben hatte. ... Später sah er das wohl ein und versuchte, mich zum Üben zu bringen und mich mit ... Etüden und Bogenübungen zu schikanieren. Dem widerstrebte ich beharrlich. ... Ich war rasch in der Auffassung, enthusiastisch im Ausdruck und unheilbar schlampig in der Ausführung. Schon seit meinem zweiten Geigenjahr mußten wir jeden Abend nach dem Essen Papa eine Stunde vorspielen. ... Papa hatte einen guten, warmen Bariton und sang Lieder. ...

Als Marianne alt genug war, um im Chor zu singen, kam sie mit Vater in den Gesangverein. ... Gustav Mahler war ein neues, stark emotionelles Erlebnis. ... Ich ... partizipierte leidenschaftlich an Mariannes Backfisch-Schwärmerei für den Dirigenten Arthur Bodanzky. ...

Bodanzky war Mahler-Schüler … und als Assistenten holte er … den langen Otto Klemperer. … Das verbrauchte Probenklavier klang unter seinen riesigen Händen, und vom ersten Augenblick an folgte man ihm gebannt. … Klemperer gab mir Beethoven, und bis zum Ende ist „sein" Beethoven der Meine geblieben. … Jede Minute dieser Probenzeit sitzt in meinem Gedächtnis, wir lebten von einem Sonntagvormittag zum anderen.

Es ist mir heute nicht klar, wieweit der Musiktaumel dieser Jahre Musikgefühl und wieweit er eine erzwungene Sublimierung der sexuellen Entwicklung war. … Ich habe nach 1933 fast zwanzig Jahre lang Musik aus meinem Leben ausgeschaltet und bin nie mehr ganz zurückgekommen – kein echter Musiker hätte das gekonnt. … Musik war mein Vater; nach seiner Ermordung wollte ich sie nicht mehr. … Auf anderen Gebieten habe ich die Losreißung von meinen Wurzeln besser verwunden. Man hat mir die Sprache verboten, … aber mein Verhältnis zur deutschen Sprache hat sich nicht geändert. Das Entsetzen vor dem moralischen Zusammenbruch einer Welt, in der ich zu Hause war, hat meinen Lebenswillen nicht gelähmt. Und wenn ich … fast nie vergessen kann, daß man meinen Vater hat verhungern lassen, so esse ich doch.

Wir bezogen unsere Kenntnis moderner Literatur aus der „Neuen Rundschau" … . Von da holten wir uns Hamsun, Jacobsen …, endlich die Schauspiele von Ibsen bis Strindberg. Meine Liebe für Selma Lagerlöf kam … später. Ibsen wurde sehr wichtig, obwohl wir in diesen Jahren auch Gerhart Hauptmann lasen und Kerrs überschwengliche Bewunderung … nicht ohne Einfluß blieb. … „Die Weber" lernte ich durch Karl Kraus kennen, der sie in einer Vorlesung so lebendig machte, daß man die Bühne nicht brauchte. Ich schrieb als erste gedruckte Rezension über Arno Holz im „Prager Tagblatt". …

Thomas Mann las ich mit Widerstreben, das ich nie verloren habe. Heinrich Mann las ich mit Widerwillen, aber war doch angezogen; bei beiden Brüdern fand ich zu viel „Literatur um ihrer selbst willen". Schnitzler – lauwarm. …

Erst nach Ehrenfels' Kolleg verfiel ich auf Nietzsche, legte den „Zarathustra" sofort und für immer weg, las „Die fröhliche Wissenschaft", … „Menschliches, Allzumenschliches" und vor allem den Briefwechsel … . Ich bilde mir ein, daß ich dabei denken gelernt habe. …

Nietzsche bedeutete für mich Wahrheitssuche, Wahrheit in ihren verschiedenen Facetten. ...

Ich verdanke Büchern mehr als Lehrern. ... Sobald mich eine Stelle eines Vortrags ergriff, fing ich an, von da aus „daneben zu denken", anstatt zuzuhören. Ordinarius für moderne Literatur ... war August Sauer, ... ein äußerst anregender Sprecher. Ihm verdanke ich Hebbel und Kleist, später Eichendorff. ... Ich inskribierte ... bei Ehrenfels ...; er galt als exzentrisch wegen seiner Propaganda für Eugenik, die er auch praktizierte. ... ich kam durch Elfi Hartmann dahin, seine Stieftochter, die wir im Singverein trafen, ... Ehrenfels war nicht nur Philosoph, sondern auch leidenschaftlich musikalisch, Wagnerianer und Freund Siegfried Wagners, spielte Klavier, sang. ... Paul Wiegler war Nachfolger Emil Faktors als Theaterkritiker der „Bohemia". ... Ich begegnete Wiegler zum erstenmal mit einem selbstverfaßten Manuskript. Aber da war ich schon fast siebzehn Jahre alt und hatte ein Drama geschrieben.

Das Stück hieß „Der Türmer" ... und hatte volle drei Akte. Unter dem Einfluß von Ibsen und Hauptmann war es eine psychologische Künstlertragödie. ... Das Motiv kam aus ... der Begegnung mit dem Tod eines jungen Menschen. ... Die Frühgestorbenen sind auch die Frühgereiften, wie Mozart, Novalis, Schubert. ...

Als Wiegler mir sagen ließ, ich sollte ihn in der Redaktion besuchen, konnte das gar nichts anderes bedeuten, als daß er mit mir ... Einzelheiten besprechen wollte. ... Ich trug mein erstes hellgraues Schneiderkostüm. ... Ich weiß noch jeden Schritt auf dem Weg zum Annahof, einem ehemaligen Kloster im ältesten Prag. ... Paul Wiegler war freundlich und gemessen, wie sich das für einen Mann von sicher dreißig Jahren einem kleinen Mädchen gegenüber gebührte. ... Schön, ich hatte Talent – das wußte ich alleine; das Stück wäre recht begabt. ... Die freudige Spannung verebbte, und die Reaktion war ... Feindschaft. ... Wiegler fand, ich wäre zu jung, um ein Theaterstück auf die Bühne zu stellen, was verstand der Alte von Jugend? Wie konnte er sich unterstehen, mir mit väterlicher Freundlichkeit anzubieten, ich sollte kleine Geschichten schreiben und sie ihm fürs Feuilleton der Zeitung anbieten! „Das kann ich nicht versprechen", sagte ich spitzig. ... Ich muß mich benommen haben wie eine beleidigte Diva. ... Ich stiefelte mit großen Schritten hocherhobenen Hauptes die Husgasse hinauf,

über den Kohlmarkt, ins Brückel. Und da ... rutschte ich aus und saß, bums, auf dem nassen Pflaster. ... Ich fing an zu lachen ... bis mir die Tränen über die Backen liefen.

Aber ich schickte keine Kurzgeschichte an die Zeitung. Literatur erschien nicht im Morgenblatt. ... Wenn mein „Heinrich" nicht bühnenfertig war, dann mochte ich erst einmal gar nichts. Dabei produzierte ich offenbar eine der Eigenschaften, die mich lebenslang daran gehindert haben, mich durch Leistung durchzusetzen: die unheimliche Geschicklichkeit, mir Schmerz zu ersparen, besonders den der ... Beschämung. ... Ich habe immer von mir verlangt, Kritik auszuhalten, aber konnte es nur, indem ich meine Selbstkritik unbarmherzig verschärfte, so daß niemand mehr gegen mich sagen konnte als ich selbst.

Sicher besteht hier ein gewisser Zusammenhang mit der Überschätzung der Jungfräulichkeit, zu der wir erzogen waren. Ganz sicher ist, daß mein Verhalten eine Entwicklung meiner Fähigkeiten sehr gehemmt hat. Der Wunsch, immer alles ... ohne Hilfe aus mir herauszuholen, ... schloß ... mich aus dem Glashaus der Prager Talente aus. Im Kreise wurde gelobt, ermuntert, kritisiert, ich lobte nicht mehr und wurde nicht gelobt. Ich fing an, fremde Erfolge zu verhöhnen. Es ist längst nicht mehr wichtig, ob ich mir mit Hilfe des hilfsbereiten Max Brod ... ein besseres Plätzchen auf dem Literaturmarkt hätte sichern können. ... Der kleine Gernegroß, der ich war, glaubte nicht an Wachstum – entweder ich war groß oder klein. Ich habe später mit Wiegler gearbeitet und die Güte kennengelernt, die neben seinem stupenden Wissen und Fleiß seine stärkste Eigenschaft war.

Allerdings trennte mich noch anderes von den Gleichaltrigen. Ich widerstand dem Sturm und Drang der jungen Generation, ich habe den Beginn des Expressionismus übersprungen. ... Ich witterte Mittelmäßigkeit hinter einer Form, die mir nicht so sehr neu als gesucht erschien. Es ist gar nicht entscheidend, daß ich darin recht behalten habe. Meine ... Abwehr ... galt allem, was „Mode" war. ... Ich habe 1919 Spengler nicht gelesen noch 1926 den „Zauberberg". „Der Sohn" war für mich nichts Neues, ... und mir war „Don Carlos" lieber. ...

Ich blieb also allein, wagte nur geheim, mich für ein Genie zu halten. ... Berufliche Tätigkeit hielt sich auf der Mittelstufe, dienend und kritisierend. ...

Soviel auch Menschen bedeutet haben, die Landschaft war doch ebenso bestimmend. Prag, damals, war nur Stein, bestand ganz aus dem Stadtkern, uralt, schön, staubig, grau. ... Wenn man von den Hügeln herunterschaute, hing immer grauer Dunst wie eine Kappe über der Stadt. ... Am Abend war Prag am schönsten. Ich habe es so geliebt, daß ich nie mehr wage, es wiederzusehen.

Glück aber war, aus der Stadt zu kommen. Wir zählten die Jahre nach den Sommerfrischen. ... Da gab es Wald, Bach, Hügel, Teiche, Wiesen und Seen. ... Schon als sehr junges Kind entbehrte ich dieses Licht, wenn Prag wieder vertraut, aber grau vor mir lag.

[In der Sommerfrische in Haida lernte Grete einen Holzschnitzer kennen.] Schnitzen dürfen! Ich bettelte, man solle mich zu *[ihm]* in die Lehre geben. ... „Lehre? Ein Mädel?" ... „Ich nehme doch kein Mädel in die Lehre." ... Wenn in der späteren Analyse die Psychoanalytikerin immer wieder auf dem Phallusneid bestehen wollte, schien es mir, als ob unser Neid ... doch sehr reale Gründe hatte. ... In unserer eingeengten ... Generation beneidete jedes Mädchen jeden Jungen. Wir durften nicht auf Bäume klettern, weil wir Röcke hatten. ... Studium mußte erkämpft werden: Als Marianne an die Universität wollte, hatte sie das Glück, daß mein Wiener Vetter ein Fräulein Meitner zur Frau nahm. Ihre Schwester[9] kam zu Besuch nach Prag und zu uns. ... So durfte sie studieren. ... Die Hemmungen in meinem Fall betrafen die Ausübung des Berufs. „Opernregisseurin? So etwas gibt es nicht!" Noch nach dem Krieg bekam ich zwar eine Redakteursstellung, doch nie mehr als zwei Drittel des Gehalts, das die männlichen Kollegen bezogen. ... Begründung: Er ist verheiratet. Schön, für mich sorgt niemand. ... Lise Meitner habe ich bewundert, nicht nur wegen ihrer wissenschaftlichen Leistung, die jenseits meines Verständnisses liegt, sondern als Person, wegen der Echtheit und Einfachheit ihres Wesens. ...

Manches in meinem späteren Verhalten mag damit zusammenhängen, daß alle jungen Männer meiner Generation im Felde waren, als ich reif wurde. Einer, der mir gefiel, war tuberkulös ... und kam sterbend ins Hilfsspital. ... Hermann Beck, Kinderarzt ... starb in Serbien. ... Drei andere fielen. ... Krieg, 1914, war für uns Hilflosigkeit, weil im großen Geschehen für uns kein Platz war. Ich war alt genug, um den Wahnsinn zu spüren. ...

Ich fand den „Verein für soziale Hilfe“, der Armenpflege trieb. … meine erste Gelegenheit, Menschen anderer Lebensform zu treffen und wenigstens etwas für sie zu tun. Prag hatte … wenig arme Deutsche. Der Verein war aber strikt auf Deutsche beschränkt, tschechische Fälle mußten an die tschechischen Stellen abgegeben werden. … ich schickte gehorsam tschechische Fälle an Dr. Alice Masaryk. …

Ich ging also … in … Arbeiterviertel, um in Mietskasernen, wo man … in jedem Zimmer eine Familie untergebracht hatte[10], Fragebögen auszufüllen. … Ich sollte mittags hingehen und sehen, ob sie nicht eine Gans im Topf hätten. …

Ich kam erstaunt und verärgert aus einer der schmutzigsten Behausungen, die man sich vorstellen kann. In dem leeren Zimmer spielten drei oder vier kleine Kinder auf dem Fußboden, auf dem der Dreck buchstäblich eine dicke Schicht bildete, und eins war bemüht, den frischen Inhalt eines Nachttopfs hinzuzufügen. Der Mann … war nicht da; die Frau, eine winzige, struwwelige Halbidiotin, verstand nicht, was ich wollte. … Was mich irritierte, war, daß … ein Stück Fußboden … sauber geschrubbt war und daß da zwei Jüngel mit Käppchen saßen … und … nicht den geringsten Versuch machten, uns zu helfen. …

Ein anderes Zimmer, wo eine andere Familie wohnte, war vollkommen leer, aber auch vollkommen sauber. … Nein, sie hätten keine Möbel, aber genug Matratzen. … Es wären sechs Kinder. … Die Mutter war gestorben. Die Älteste sorgte für die Kinder. … An diesem Tag beschloß ich, keine Fragebögen mehr vollzuschreiben. Ich erklärte dem Komitee, die Ostflüchtlinge, die ohnehin alles verloren hätten, hätten ein Recht auf die Lebensmittelpakete. … Ich konnte nicht begreifen, daß eine zarte junge Frau Tag und Nacht Wäsche nähte, während ihr kräftiger … Bengel von Sohn … auf dem Bett lag und las. „Aber er lernt!“ sagte sie. „Der Vater war ein Rebbe.“ Diese Orthodoxie habe ich nie verstanden.

Die Proben des Singvereins waren … die einzige Gelegenheit, Leute zu treffen, mit denen man … durch gemeinsames Interesse zusammengehalten war. … Dann kam Resel Wallerstein von Genf nach Hause, wo sie … studiert hatte. Die Wallersteins waren eine bekannte Musikerfamilie, der Vater, Kantor in einer Synagoge, hatte einen Namen als Gesanglehrer der Emmi Destinnová[11]. … Resel war fein in jedem Sinne: … Daß sie mich, die viel Jüngere, ins Gespräch zog und

bald zum Musizieren akzeptierte, empfand ich als große Auszeichnung. ...

Lothar ... ging nach Posen an die Oper und spezialisierte sich als Opernregisseur. ... Wären ihm nicht schon vorher die Frauen nachgelaufen, er hätte mein ganzes Leben geändert. Denn 1913 ... hatte Resel sich bei ihm für mich verwendet, ... fast die einzige, die mein verzweifltes Wegstreben von Prag, vom Elternhaus ... praktisch unterstützte. ... ich teilte mein Interesse ... zwischen Musik, Literatur und Malerei. ... Lothar ... schlug vor, ich sollte bei ihm als Regieassistentin eingestellt werden. ... Ich war glücklich über alle Begriffe. ... Als ich meiner Mutter alles darstellte, verfiel sie in reine Verzweiflung. Bühne! ... einem jungen frauenfressenden Mann anvertraut ... nein. ... Ich gab nach. Wahrscheinlich hätte ich nicht nachgeben sollen. Auch wurde ihr gesagt, ein junges Mädchen könnte unmöglich ihre Autorität gegenüber den Sängern behaupten. ... Ich schrieb für mich: „Interessant ..., wie Elternliebe eigentlich ein ... entschuldigter Egoismus ist. ..."

Erst 1917 konnte mich Resel ihrem anderen Bruder ans Herz legen – Viktor Wallerstein in Berlin. Die drei Jahre dazwischen haben mich viel gekostet. ... Er war ... bereit, mir zu helfen, seine Frau hatte mir eine Wohnung besorgt; beim ersten Besuch setzte er mir auseinander, daß ich wohl mit der Zeit eine Verlagsanstellung bekommen würde ... ich sollte erst einmal Stenographie und Schreibmaschine lernen. *[Neue Bekannte verwiesen Grete auf Leo Kestenberg, der gerade für Paul Cassirer einen neuen Verlag aufmachte.]* ... der dicke Mann ... schaute mich aus riesigen dicken Brillengläsern an und sagte: „Ich hab da ein Manuskript, das können Sie lesen und müssen es dann mit einem netten, verständnisvollen Brief ablehnen. Wenn Sie das können, werden wir weitersehen." ...

Am nächsten Morgen konnte ich als Volontärin antreten, vorerst halbtägig. ... Es war mein Glück, daß ich zunächst an Kestenberg geriet, der von Natur aus wohlwollend war und ... wußte, wo Ermunterung am Platze war. ... Auch so scheine ich zunächst alle Leute vor den Kopf gestoßen zu haben. ... Der Buchhalter führte Klage ... weil ich ihn nicht zuerst grüßte. ... Der Hersteller war beleidigt, weil ich ihm widersprach. Die ... Sekretärin ... war beleidigt, weil sie sich von einer „Dame" diktieren lassen mußte. ...

Das erste Buch, an dem ich mit edieren durfte, war „Der tote Tag" von Barlach. Barlach hatte in seinen Briefen und persönlich den gleichen absoluten Ernst, die gleiche Einfachheit und Tiefe wie in seiner Skulptur und Dichtung. ...

Kokoschkas Lithographien von Hasenclever, der Durieux ... sagten etwas über den Menschen aus, das ich, wenn nicht billigen, doch bestätigen konnte. ... Ehrlich und unverdaulich war auch Ludwig Meidner, der schrieb und zeichnete.

Ihre erste Wohnung in Berlin 1917 war ‚Pension Lüttich' in der Motzstraße. Alle Gäste bekamen gleich wenig, denn die Rationen waren drei Scheiben Brot pro Tag, etwas „Aufstrich", Kartoffeln, Dörrgemüse und sonntags Fleisch. ... Ich hatte in Prag schon mehr gehungert, weil dort die Rationen nur auf dem Papier standen und Leute wie wir, die sich patriotisch weigerten, „unterm Pult" zu kaufen, eben nichts bekamen.

Als der Sohn der Wirtin 1919 nach Hause kam, erzählte er bei Tisch „wie man mit den Roten umgegangen war". Er war ein Bild des Behagens. ... Wir hatten noch einige Tage vorher Briefe von Gustav Landauer gehabt, dem Mann der „Shakespearestudien" und der schönen Ausgabe von Briefen aus der französischen Revolution. Dann war Landauer ... erschlagen worden ... . Eisner hatte man erschossen. Worüber hat man sich eigentlich 1938 gewundert?

Ich war schon fast ein Jahr im Verlag, ehe P. C. *[Paul Cassirer]* aus der Schweiz zurückkam. ... Ich ... bekam einen schlaffen Händedruck und mochte ihn nicht. Seine Eleganz schüchterte mich ein, und seine Arroganz empörte mich. ... Ich bekam neue Aufgaben. Eine sozialistische Schriftenreihe war begonnen.

... Jede Woche trafen sich die bisherigen Revolutionäre im Café am Leipziger Platz. Einmal wurde ich mitgenommen, da waren die beiden Kautskys, Eduard Bernstein, Kestenberg und Graf Harry Keßler. ... Erich Mühsam kam an den Tisch. Wir brachten Kurt Eisners Aufsätze heraus. ... Cassirer hatte die „Weißen Blätter" gekauft, die René Schickele aus der Ferne dirigierte. ...

Das Verhältnis zu Else Lasker-Schüler war davon bestimmt, ob man an ihre Echtheit glaubte oder nicht. Ich habe daran geglaubt. Sie muß damals etwa dreiundvierzig Jahre alt gewesen sein, wirkte älter ... welkende Haut, leicht gebückt, etwas schlurfender Gang. Sie hatte aller-

dings auch Schuhe, die ihr nicht paßten. Sie trug eine Samtjacke, dazu stark farbige Röcke und Blusen und eine Menge billigen Glasschmuck, der damals keineswegs Mode war. Halblanges, glattes, gescheiteltes Haar, tiefschwarz wie die herrlichen großen Augen. ... Sie hatte einen häßlichen, schlappen Mund mit dünnen Lippen. ... Ihr Blick – klar, kritisch, klug – war Leben.

Die Aufgabe war, aus dem Haufen früherer Bücher ... eine Gesamtausgabe ihrer Werke zusammenzustellen. ... Der Umgang mit ihr war nicht einfach. Sachliches und Privates wurden nicht getrennt. ... Sie sah sich als orientalischen Prinz, Spielgefährte König Davids ... und in manchen Momenten erschien der Anspruch auf prophetische Gabe berechtigt. ... Die Grenze zwischen echter Verspieltheit und einem kindischen Drang, den „Bürger" vor den Kopf zu stoßen, ist schwer zu ziehen. ... Sie konnte hemmungslos unausstehlich sein. ... Sie las ihre Gedichte ungeheuer eindrucksvoll. ...

Leo Kestenberg ... war klug, warmherzig, phantasiebegabt, angezogen von Menschen, Dingen, Idealen. ... Als ich ihn kennenlernte, war er die Seele der Musikerziehung in der Volksbildung. ... Er war ein guter Pianist und Pädagoge. ... Es ist schlimm ..., wie wenig weit seine Anstrengungen geführt haben. In den Arbeiterkonzerten saßen, weil sie billig waren, Studenten und der gute Mittelstand. Der Anteil der Arbeiter war schmal. Wie viele von denen, die an seinen Jugendchören teilnahmen, später das Horst-Wessel-Lied gesungen haben, will ich nicht fragen. ...

Moholy-Nagy ... war eine der liebenswürdigsten Figuren, die ich kenne. ... Er setzte sich aber nicht als Maler durch, sondern ... in angewandter Kunst. Ungefähr 1928 reichte mir Wiegler ein Manuskript. ... Es war der erste Band von Friedells „Kulturgeschichte der Neuzeit". ... Das Buch war für mich gültig und wesentlich.

Grete schreibt in Andeutungen über einen Mann, den sie B. oder Bernhard nennt und der ihr anscheinend viel bedeutete. Er kam in Abständen nach Berlin und war verheiratet, und sie schrieben einander nie. Auch später in der Emigration erschien er manchmal, immer nach Ahnungen oder Träumen. Viel ausführlicher schreibt sie über Hede Caro, eine gute Freundin, und deren Familie und Elternhaus, in dem Grete ein und aus ging. Sie fuhr mit Hede 1934 nach Palästina, um dort ein

Buch über das Land zu schreiben, kam aber wieder nach Berlin zurück, um ihre Auswanderung vorzubereiten.

Der Umsturz von 1918 ... hatte die alten Sozialisten in Regierungsstellen gebracht, Kestenbergs alte Freunde besetzten die Ministerien: Karl und Luise Kautsky das Außenministerium, Bernstein das Schatzamt, während Eisner in München seinen Posten als Kanzler mit dem Leben bezahlte. Die theoretisch so radikalen, in ihrer Moral ach so bürgerlichen alten Leute waren ... den Ämtern nicht gewachsen. ...

Bernstein arbeitete an der Neuausgabe der Gesamtwerke von Lassalle, und ich war ihm vom Verlag zugeteilt. ...

Kestenberg hatte ... einige Male gefragt, was ich eigentlich schreibe oder geschrieben hätte ... ich konnte ein kurzes, phantastisches Prosastück mitbringen. ... Es hieß „Sonderbare Geschlechterkette" und war die Geschichte der Nachkommenschaft eines Mannes, der sich im Dschungel verirrt und sich im Wahnsinn mit einer Äffin vermischt hatte. ... Meine Vorstellung von Liebe war so indirekt wie meine Vorstellung vom Dschungel. ... „Ich habe Ihre Dichtung gelesen", bemerkte P. C. im Vorbeigehen. „Kann man natürlich nicht drucken. ..."

Was nun folgte, verstehe ich heute besser als damals. ... Als ich das nächste Mal zum Chef gerufen wurde, zog er mich ins Gespräch. Das gefiel mir sehr. ... Dann stand mein Chef auf und küßte mich auf den Mund. Ich schnellte zurück und verließ das Zimmer ... in völliger Verwirrung. Das Komische war, daß ... ich mich für ein modernes Mädchen hielt. ... Aber ich reagierte wie die höhere Tochter aus dem Buch. Ich ... schrieb ihm einen Brief, ... den jede Heldin der Marlitt verfaßt haben könnte. ... Als mich der Chef rufen ließ, ging ich zu ihm hinein. ... „Ich habe Ihren Brief erhalten, ... ich verstehe." Worauf wir sachlich an die Arbeit gingen. ... Nach ein paar Tagen endete das Gespräch wieder mit einem Kuß. ... Ich ... begann zu verhandeln, ... stundenlang. ... Die Bereicherung, die ich aus diesen Unterhaltungen schöpfte, war ein Geschenk; nur zuweilen wurde ich dabei in den Arm genommen. ... Was ich heute nicht verstehe, ist, daß ich so wenig wußte, was ich wollte. ... Ich wollte um keinen Preis mit ihm schlafen. ... P. C. wurde dringlicher. Ich hatte kleine Kämpfe zu bestehen. ...

Tilla Durieux, Paul Cassirers Frau, war großzügig, schenkte gern ...

und wurde von ihren Dienstleuten vergöttert. ... Gesellschaftlich zählte ich nicht, aber sie ... brachte mir Karten, wenn sie ein neues Stück spielte. ... Es kam der Tag, an dem mich P. C. auf die Knie zog, weil das Telefon klingelte. ... „Warte, das ist München ... meine Frau ist krank." Er hörte, nickte, ... legte den Hörer auf. „Es geht ihr schlecht. Sie ist operiert worden", sagte er und wollte mich dabei, halb mechanisch, liebhaben. Ich sprang auf, schrie ihn an: „... Haben Sie überhaupt ein Herz?" ... „Das verstehst Du nicht. Du bist gut. Und sie ist böse, böse!"

... P. C ... erging sich ... von Zeit zu Zeit in boshaften Anspielungen. ... „Ein Charaker! – aber kein angenehmer –" ... „Bin ich dir eigentlich körperlich unsympathisch?" Ich sagte ehrlich Nein. „Nun ..." Er versuchte es mit Gewalt. Ich ... schlug um mich wie ein kleines Tier. P. C war nicht barmherzig ... „Du bist geizig, klein, eng. ..."

Als ich nach ein paar schlimmen Monaten fortging, nahmen wir höflichen Abschied. Als er sich zwei Jahre später das Leben nahm, war ich sehr erschüttert. Tilla hat ihn verlassen. ...

Rosa Luxemburg war im Gefängnis, als sie für uns die Erinnerungen von Wladimir Korolenko übersetzte, und im Gefängnis schrieb sie die ausgezeichnete Einleitung über russische Literatur. ...

Grete gab sich die Schuld daran, daß der Verlag „schlief", nachdem Kestenberg ins Ministerium gegangen war.

Ich holte keine neuen Autoren, ... sondern saß als brave kleine Angestellte über der Durchsicht von Manuskripten. ...

Eine der bescheidenen Freuden der ersten Berliner Jahre waren Sonntagswanderungen mit Freunden Emil Faktors. Im kleinen Sohn der Faktors lernte Grete den ersten der vielen Fällen nicht ganz „normaler" Kinder kennen, mit denen sie sich später in London intensiv beschäftigte.

Das Haus Faktor hatte noch eine andere Funktion: Jeden ersten Montag im Monat versammelten sich dort achtzig bis hundert Besucher zu Tee und Erfrischungen, und diese „Routs" waren meine hauptsächliche gesellschaftliche Erfahrung. Faktor war als ... Vorstand des Kritikerverbandes Chefredakteur ..., aber auch persönlich beliebt. ... Es wäre

leicht, große Namen aufzuzählen, mit denen man bei dieser Gelegenheit zusammentraf. ... Rudolf Breitscheid kam zuweilen, der Schöne. ... Ich erinnere mich ..., daß Heinrich Manns Frau Mimi, die dicke kleine Pragerin, rief: „Bei Ullstein sind Sie! Der ... hat meinem Mann eine Kurzgeschichte zurückgeschickt, sie war zu lang. – Nach Maß wird Ihnen mein Heini Geschichten schreiben!"

„Wie viele Abende der Woche spielen Sie eigentlich Kammermusik?" fragte Faktor. ... „Fünf." ... „Dann können Sie ebensogut Konzertkritik für mich schreiben." So wurde ich Musikkritiker am Berliner Börsenkurier. ... Leser ... mußten einen Begriff bekommen, wie es gewesen war. ... Der Rezensent mußte ... ausdrücken können, was sie eventuell nicht ganz erfaßt hatten. ... Man war zufrieden mit mir.

Grete schildert ihre nicht immer positiven Erlebnisse als Lektorin bei Ullstein und dann die Schicksale von vielen Bekannten, die fast alle nach Möglichkeiten suchten, Deutschland zu verlassen. Über Arnold Zweig schreibt sie:

Zweigs gute Gesinnung war unzweifelhaft, seine Klugheit erfreulich. Er war als Schriftsteller weder groß noch klein genug, um populär zu werden. *[Und über Remarque:]* Remarque war kein starker Intellekt. ... Aber er hatte ... den Mut, sagen zu können, was ihm widerfahren war. ... Nach der ersten Fortsetzung[12] in der „Voss" begann der Strom der Briefe: Ja! Das war so. ... Aber es paßte den Heimkriegern durchaus nicht, ihren frisch-frei-fröhlichen Krieg entlarvt zu sehen, dem sie schon wieder zustrebten. ... Er hieße natürlich Kramer und wäre Jude. ... Remarque nahm den Erfolg mit viel Anstand auf. ... und wußte daß er seinem Ruhm nie mehr viel hinzuzufügen habe. ...

Vicki Baum ... schrieb die typischen Ullsteinbücher und ergänzte damit ihr bescheidenes Haushaltsgeld. ... Aber ihr Roman „Stud. chem. Helene Willfüer" war ein Wurf. ... Korff war so entzückt ..., daß er ihr einen Posten in der Redaktion der „Dame" anbot. ... Vicki Baum war der netteste Kollege, den ich je gehabt habe. Gescheit, verläßlich in der Arbeit. ... behauptete, ich wäre mindestens so begabt wie sie selber und müßte schreiben – aber mir fehlte ihr Fleiß und auch die ... Fähigkeit, mich Risiko und Enttäuschungen gleichmütig auszusetzen.

[Durch eine Reisebekanntschaft lernte Grete Bertolt Brecht kennen.]

Brecht war sehr jung, schmal, mit dem merkwürdigen Pfaffenkopf. ... Dünne Lippen und das starke Kinn, kleine, eng stehende Augen und schmale Schläfen, alles war scharf geprägt, bäurisch, unverbindlich, angriffslustig. Er war auch das Modell des „angry young man" der fünfziger und sechziger Jahre. Ich bin überzeugt, daß die Empörung gegen soziale Ungerechtigkeit 1920 mehr materielle Gründe hatte als im heutigen Wohlfahrtsstaat. ... Brecht hatte ihr eine Stimme gegeben. ... .Nur, daß sein Enthusiasmus eine merkwürdige Kälte enthält. ... Natürlich war er Kommunist. ... Die „Dreigroschenoper" ... liebte ich von ihrer Entstehung an, die ich mitmachen durfte. ... Ich hatte mir immer vorbehalten, einmal eine Studie dieser Motive in der Weltliteratur zu machen. ... Er lud mich zur Aufführung der „Heiligen Johanna der Schlachthöfe" ein.

Das nächste Mal war London, 1934. *[Sie wollte gerade ein Zimmer mieten und verhandelte mit der Wirtin.]* Plötzlich kam aus dem dunklen Hintergrund der Treppe eine Stimme: „Hier können Sie ruhig wohnen, Fräulein Fischer; ich wohne auch da." Das war Bert Brecht. ... Brecht nahm sich Zeit für mich, und ich war sehr dankbar. Ich erinnere mich an Spaziergänge ..., ein Kino ..., eine Hafersuppe, die ich für ihn ... kochte, an die Abende, ... wo er ... mich ernstlich zu bekehren versuchte.

Die Frage der Auswanderung war für mich relativ einfach. ... In England hatte ich Freunde, und ich konnte als Tschechin ... ohne Visum einreisen.

[Grete lieh Leuten Geld, die auf einem viel höheren Niveau lebten als sie.] Ich wohnte in einem möblierten Zimmer, aß in der Kantine und überlegte es mir dreimal, ehe ich ein Paar Schuhe anschaffte. Ich besitze heute so wenig wie damals einen einzigen Kunstgegenstand von auch nur bescheidenem Wert. Ich liebe schöne Dinge, aber ich brauche sie nicht zu besitzen. Das war in den Notzeiten der folgenden Jahrzehnte ein großer Vorteil. ... Ich habe zwanzig Jahre kein Buch gekauft, keine Konzert-, keine Theaterkarte. ... Es gibt Leute, denen meine strenge Ökonomie imponiert. Es gibt viel mehr, die mich niedriger einschätzen, weil ich so bin und so lebe.

[1938, bei ihrem letzten Weihnachtsbesuch in Prag, schreibt sie noch einmal über die Stadt:] ... das Prag Masaryks, mit seinem Streben nach po-

litischer Redlichkeit, seinem Respekt vor geistigen Werten. … Man hatte die Tschechen schon verraten, Europa sah nicht weiter als bis München. …

Eine der enttäuschendsten Erfahrungen in England dürfte das Gespräch mit G. B. Shaw gewesen sein, der damals in Mitteleuropa besonders beliebt war. Er lehnte die Aufforderung, sich für die Emigranten einzusetzen, mit der Erklärung ab:

„Ich gebe meinen Namen nicht dazu. … Die Deutschen könnten mir das übelnehmen. Dann würden sie meine Stücke nicht spielen. Und eigentlich kann ich die Juden nicht leiden. Aber natürlich, die Deutschen ohne Juden sind unerträglich." … „Wissen Sie was", lenkte er ein, „die Leute auf Ihrer Liste sind mir nicht gut genug. … Wenn Sie einen Bischof hätten oder einen General, machte ich mit. …"

Das Haus am Gordon Square war ein Hafen für alle, die ihre Vormittage im Lesesaal des British Museums verhockten. … Ich selbst saß in diesem herrlichen, schlecht gelüfteten Rundbau Tag für Tag und versuchte, Material für eine „Geschichte der unfreiwilligen Wanderung im zwanzigsten Jahrhundert" zusammenzuholen. Ich wollte mit den Armeniern anfangen. … Meine Entschuldigung für den Mangel an konsequenter Ausführung meiner Einfälle lag zum Teil darin, daß ich doch auch essen mußte; das hieß also, erst einmal deutsche Privatstunden suchen und Artikel in den wenigen deutschsprachigen Blättern der Schweiz, der Tschechoslowakei und in den jüdischen Deutschlands unterbringen.

Im letzten Kriegsjahr mußte in allem Ernst die Frage gestellt werden, ob man weiterleben wollte. Nicht, daß ich je an Selbstmord gedacht hätte. Ich hab immer das Bewußtsein gewahrt, wie wenig Zeit uns zugemessen ist, so daß wir das Ende immer sehen und abwarten können. Ich hätte mir auch das moralische Recht nicht zugesprochen, nicht auszuhalten. … Das Unglück war nicht persönlich, wir waren nur Krümel in der Zerstörung.

Ich wußte schon, … daß meine Eltern und mein Bruder umgekommen waren. … Es bedeutete auch, daß ich in einer Welt leben sollte, aus der man diese Guten ausgestoßen und dem elendsten Tode ausgesetzt hatte. … Mein wichtigstes Bestreben, … hilfreich zu sein, war ge-

scheitert. Die Menschen meiner Umgebung versteckten sich in ihren kleinen Sorgen. ...



Abb. 26: Grete Fischer

Meine Verstörung zeigte sich darin, daß ich mit Arbeit und Arbeitgebern zerfiel, ... zuerst mit dem Rundfunk, für den ich eine Reihe von Vorträgen geschrieben hatte, ... dann mit Schülern, beziehungsweise Eltern. ... Ich lernte in diesen Jahren Hüte machen, elektrische Reparaturen ausführen, Wasserrohre flicken, Anstreichen und Tischlern. ... Meine Armut hatte mich nie gestört.

Aus meiner alten Abneigung gegen Ärzte widerstrebte mir der Gedanke der Behandlung. *[Grete unterzog sich schließlich doch einer psychoanalytischen Behandlung, die sie aber für verfehlt hielt.]* Ich ... widerstand dem Einfluß der Sitzungen so beharrlich, daß ich vier Jahre regelmäßig bis zu einer halben Stunde zu spät kam. ... Ich ... rechnete Frau Doktor höchstens an, daß ich sie mir in diesen verzweifelten Jahren kaufen und sie mit Dingen belasten konnte, über die man mit Leidensgenossen nicht sprach. ...

... Ich habe die Störungen weitgehend überlebt. Heute sind die Elemente ursprünglicher Heiterkeit und Daseinsfreude freigelegt. Ich lebe, weil ich Da-sein für den Sinn des Lebens halte. ... Es ist das einzige, was ich zu lehren versuche. ... Ich verlange, daß man sich seinen Schmerzen gegenüberstellt und sie ausleidet, damit man damit fertig werden kann. ... Weil ich mir über die moralische Qualität ... des einzelnen keine Illusionen mache, habe ich mich dazu erziehen können, in jedem das Positive zu sehen. ... Die wirklich Guten sind so selten wie die wirklich Bösen. ... Güte ist die einzige wirksame Waffe. ...

Ich bin literaturmüde. Mit jedem Jahr meines Lebens werde ich ... feindseliger gegen Phrasen. ... Das schöne Wort ... wird so jämmerlich mißbraucht, leergeplappert. ...

Trotz Streitigkeiten unter den Leitern der Emigrantenorganisationen „Club 43" und des Pen-Clubs deutscher Autoren im Ausland trat Grete beiden bei. Gegen Ende ihres Berichts stellt sie eine Anzahl ihrer „Fälle" vor, meist junge, geistig, psychisch und/oder körperlich behinderte Menschen, die von Fachleuten aufgegeben worden waren, und erzielte mit ihnen erstaunliche Erfolge.

Jane, ein extrem behindertes Mädchen, wurde in den folgenden elf Jahren das Zentrum meiner Tage. Mein neuer Beruf war kein Zufall, … mein Interesse an Kindern und meine Beobachtungen waren so alt wie ich selber. … Es hat keine Zeit gegeben, wo ich nicht von Eltern herangezogen wurde, wenn die Kinder schwierig waren. … Ich konnte fast jedes Kind aufschließen, zutraulich machen und anregen. … Diese zwanzigjährige Arbeit ist ein Kapitel für sich, vielleicht ein ganzes Buch.

[Zuletzt schreibt Grete über ein Thema, auf das man während der ganzen Lektüre wartet: ihre Schwester Marianne.] Sie war der erste Mensch und ist immer der erste geblieben. Wir sind zusammengewachsen, Zwillinge, obgleich sie vier Jahre älter ist. Sie war alles, was ich nicht bin. Als Kind fromm und fleißig, ehrgeizig, die gute Schülerin. Sie beendete das Studium, das ich im Ernst zu unternehmen zu träge war. … Sie war … feminin, gefiel und wollte gefallen. Sie … liebte einen einzigen Mann von ihrem zwölften Jahr bis zum Ende. Sie hat die Kinder geboren, die ich mir gewünscht habe.

Sie war gut zu mir in einer Weise, die unter Geschwistern nicht häufig ist. … Sie ist der einzige Mensch, mit dem ich mich bis zur Weißglut zanken konnte. Sie hat keinen Humor. Ich hatte nie eine andere Freundin nötig. Unsere Vertrautheit war vollkommen. … Als sie heiratete, existierte für Marianne nur noch Robert. … In dieser neuen Phase war für mich einfach kein Platz.

Marianne mißbilligt vieles an mir, und ihre Kritik ist schärfer, als sie es ausspricht. Sie hat im Grunde kein Interesse an meinem Beruf. … Sie akzeptiert, weil sie liebt, also auch mich und meine Fehler. … Sie ist wahrscheinlich doch der Mensch, den ich am unbedingtesten liebe, sicher der einzige, ohne den ich nicht leben kann.

1 Grete Fischer, Die Schuld der Gerechten, Darmstadt 1974.
2 Dies., Vermächtnisse. Späte Gedichte. Darlington o. J.
3 Der böhmischen Protestanten 1620.
4 Gretes Schwester.
5 In: „Das Grüne Gesicht".
6 Während das Land von den Nazis besetzt war.
7 D. h. Gymnasial- und Realschullehrer.
8 D. h. von Staats wegen.
9 Die Physikerin Lise Meitner.
10 Es handelte sich um jüdische Flüchtline aus Galizien.
11 Die berühmteste tschechische Opersängerin überhaupt.
12 Vermutlich seines Romans „Im Westen nichts Neues".

Milena Jesenská
(1896–1944)

Von allen Frauen, die ich für diesen Band in Betracht gezogen habe, ist Milena die einzige, deren Sympathien und Freundschaften keinerlei nationale, religiöse oder ideologische Grenzen kannten; ihr Kreis schloß Juden, Deutsche, Österreicher, Marxisten unterschiedlicher Couleurs, Sozialdemokraten, ganz unpolitische Menschen und ihren nationalistischen Vater ein. Milena wurde 1896 als Tochter eines prominenten Zahnmediziners geboren. Sie hatte ein schweres Leben, was angesichts ihres Charakters kein Wunder war. Mit zunehmendem Alter wurde ihr Leben immer reicher und zugleich komplizierter. Milena war großzügig, phantasievoll, warmherzig, intelligent und waghalsig und entwickelte sich, wie wir sehen werden, von einem Bürgerschreck zur Heldin und Märtyrerin. Wie kam es dazu?

Es gibt viele Schilderungen Milenas von verschiedenen Leuten, die sie zu unterschiedlichen Zeiten kannten. Aber von einigen – z. B. Kafka und Buber-Neumann – wurde sie mit den Augen der Liebe gesehen, und ihre Tochter Jana Černá kannte sie nur als Kind. Aber zwischen diesen Zeugen gibt es keine Widersprüche, und eine weitere Hauptzeugin, Jaroslava Vondráčková, beeindruckt durch ihre Objektivität und Scharfsicht. Außerdem haben wir Milenas eigene Schriften und Briefe. Seit der Veröffentlichung von Kafkas „Briefe an Milena" ist so etwas wie ein internationaler Milena-Kult entstanden. Ich beobachte ihn mit gemischten Gefühlen, da seine Vertreter oft weder genug über die Kultur, zu der Milena gehört, noch über sie selbst wissen, um sie richtig zu verstehen. Das gilt sowohl für einen französisch-englischen Spielfilm als auch für eine „künstlerische" Milena-Show, die ich in Wien gesehen habe.[1] 1996, zu Milenas hundertstem Geburtstag, gab es aber im Archiv des tschechischen Schrifttums in Prag eine solide und einfühlsame Retrospektive „Die Kunst, stehen zu bleiben" unter der Leitung von Dr. Marie Jirásková, der besten Kennerin Milenas.

Jaroslava Vondráčková (1894–1986), die Milena von Kindheit an kannte, war eine originelle und erfolgreiche Textildesignerin. Zur Zeit der kommunistischen Regierung schrieb sie ihre Erinnerungen an Milena, die erst 1991, nach der „samtenen" Revolution, veröffentlicht werden konnten. Die Herausgeberin, Dr. Marie

Jirásková, lieh mir das Manuskript, bevor wir hoffen konnten, daß es veröffentlicht werden könnte. Ich lasse im folgenden im Wechsel mit anderen Dokumenten eine knappe Auswahl in Übersetzung folgen:



Abb. 27: Milena Jesenská

Als Milena sechzehn Jahre alt war, ... starb Frau Jesenská nach einem langen und schmerzvollen Leiden. Das Ende war für sie und für ihre Umgebung gleich schwer. Als sie bewußtlos wurde, versuchte der Arzt, sie mit einer Injektionsspritze wieder zum Bewußtsein zu bringen. Milena riß ihm die Nadel aus der Hand und warf sie mit so viel Wucht auf den Boden, daß sie in tausend Splitter zerbrach. Als das Ende kam, erkannte sie zu ihrem Schrecken, daß sie sich nur erleichtert fühlte.

Wir beide kamen in unsere erste russische Phase. ... Milena lernte Dostojewski auf dem Gymnasium Minerva kennen. Sie fing auch an, ins Theater zu gehen. Sie bewunderte die Sänger und Schauspieler und beschenkte sie mit Blumen, die sie mit ihrem Taschengeld kaufte. Sie ging zu allen ihren Vorstellungen und wartete beim Eingang für Schauspieler mit Sträußen. Sie schickte auch ihrer frühen Jugendliebe, dem Mediziner Foustka, einen Arm voll Blumen. ... Wenn Milena kein Geld für Blumen hatte, pflückte sie sie in den Gärten von Bubeneč, auf Friedhöfen und in Stadtparks. Im Sommer ging sie jeden Tag auf die Sophieninsel schwimmen, nahm in der Moldau an Wettschwimmen teil, lief mit feschen Trainern auf den Tennisplätzen herum ... und hatte ihre ersten Liebschaften.

Als Gymnasiastin schrieb Milena ihrer Lehrerin, Dr. Albína Honzáková, einer der ersten Prager Frauen, die studiert hatten[2]:

Wie ich mich auf Ihre Unterrichtsstunden freute, und wie voller Freude war ich immer nachher! … Sie sind so weit von mir weggegangen, daß ich nicht mehr zu Ihnen gehen und mit Ihnen über alles reden kann. Aber wenn an mir etwas Besonderes ist, das sich verwirklichen will – und mit Gottes Hilfe ist das der Fall –, hoffe und glaube ich, daß ich endlich über meine Fehler Herr werden kann, z. B. so wie meine Frechheit und meine teilweise Faulheit. …

Prag, den 7. Mai 1912. … Ich versprach Ihnen, Ihnen über das alles zu schreiben – ich habe ungefähr hundert Seiten geschrieben. … Sie liegen neben mir. Aber jetzt denke ich, daß ich sie nicht abschicken kann. Es ist eine gewöhnliche Geschichte, und wenige Worte genügen. Ich habe jemanden geliebt, und als ich sehr glücklich war, bekam ich seine Hochzeitsanzeige. Da waren einige Tage und zwei Nächte; sie waren schön und sie gehörten mir. Jetzt höre ich in Prag über mein Märchen Tratsch.

[Ein anderer Brief, ohne Datum:] … Ich will Ihren Wunsch erfüllen und mich so in der Schule benehmen, wie es sich gehört. …

P. S.: Die Akazien blühen nicht mehr – nur um Loreta blühen sie noch, und vielleicht wissen Sie es nicht.

[Jaroslava Vondráčková:] Wir lebten damals mit Kropotkin, Herzen, lasen Dostojewski und Turgenjew. … Wir lernten russisch und interessierten uns für Anthroposophie und verkehrten im Salon von Frau Topičová, der Frau des Verlegers und Buchhändlers, wo Anthroposophie nach dem Tee serviert wurde. …

Zu der Zeit trafen sich junge Frauen und Mädchen, die sich nach Romantik sehnten, in der großen, schönen Wohnung unter der Schloßstiege bei Růžena Svobodová.[3] Sie sind von dieser Frau bezaubert und noch mehr von ihrem Freund, dem großen F. X. Šalda[4], und lernen wissenschaftlich debattieren. … Einige junge Frauen, Milena eingeschlossen, gingen in das Holländische, jetzt Pariser Kaffeehaus in der Nikolasgasse …, das damals als intellektuell und bohemehaft betrachtet wurde. … Manchmal kamen auch die Brüder Čapek[5], … die Architekten … und Maler … und Professor Jesenský. … Und manchmal besuchte ihn seine schlanke, blonde Tochter. Hanus Jelínek erinnert sich in seinen Memoiren: „… der Maler Artur Scheiner bemerkte bald Milenas schlanke, durchtrainierte Gestalt. … Er lud sie in sein Atelier ein, sie stand für ihn Modell. …"



Abb. 28: Cafe Arco

Nach der Matura *[Abitur]* wollte Milena Musik studieren, aber es fehlte ihr die Ausdauer und Geduld. Also vielleicht Medizin? Wieder war da das Problem der Selbstdisziplin, aber auch der schreckliche Gestank der Leichen. Sie hörte Kierkegaard vortragen, und im Arco einen Vortrag von Thomas Mann ...

Spaziergänger auf dem Graben[6] bemerkten zwei, später drei schlanke Tschechinnen, sensationell elegant. Über sie wurde Verschiedenes erzählt. Zur Maturaprüfung erschienen sie eigenartig gekleidet in hellrosa griechischen Gewändern. ... Sie hatten äußerst guten Geschmack und waren die ersten tschechischen Mädchen, die ihren Horizont durch Kontakte mit der jüngeren Generation Deutscher erweiterten. ... Milena war deutlich die Anführerin.

Milena gab den Ton an, bestellte für alle drei Kleider von teuren Schneiderinnen. ... Die Lieferanten wollten bei Professor Jesenský kassieren. ... Milena wurde eines Tages um fünf Uhr früh verhaftet, weil sie Magnolien aus Staatsbesitz gestohlen hatte. ... *[Sie]* ging in Malerateliers und stilisierte sich bewußt nach Jan Preisler und Gustav Klimt.

... Um diese Zeit kam Ernst Polak von irgendwo. Vater Jesenský und die Studenten auf dem tschechischen Korso beschrieben ihn als „irgendeinen Bankschreiberling". ... Er war Bankprokurist, war aus seiner Heimatstadt Jičín nach Prag gezogen, wollte neben seinem Beruf fertig studieren ... und war sehr intelligent und belesen; er konnte Sprachen, Englisch und Französisch, verkehrte mit Schriftstellern. ... Selbst schrieb er nicht.

[Jaroslava Vondráčková zitiert Johannes Urzidil:] „Der scharfsinnige Literat und Bankprokurist. ... Eine unerklärliche Basiliskenmagie ging von diesem kleinen und eigentlich unbedeutend aussehenden Menschen aus und trieb Frauen, einfache wie komplizierte, anscheinend widerstandslos in seine Arme."[7]

Während ihres Verhältnisses mit Polak hatte Milena eine zweite Abtreibung – die erste hatte sie angeblich mit sechzehn Jahren. ... Ihre gefälschten Schecks führten zu einem Skandal, den der Vater nur mit den größten Schwierigkeiten teilweise vertuschen konnte. Die Prager Gesellschaft war schockiert, seine Tochter Arm in Arm mit einem Juden zu sehen. Er litt darunter, daß Milena geheim bei Tag und bei Nacht aus der Wohnung verschwand und war entsetzt, daß sie mit Morphium aus seiner Sprechstunde versuchte, Selbstmord zu verüben. Aber der Gedanke an einen möglichen halbjüdischen Nachkommen seines Blutes, auf das er so stolz war: das war zuviel. Im Juni 1917 ließ er sie in die Nervenheilanstalt Veleslavín einweisen. ... Er war davon überzeugt, daß seine Tochter einfach verrückt war.

Sie konnte ohne Ernsts Liebe nicht leben. ... Sie verschaffte sich Schlüssel vom Sanatorium. Aber Milena konnte nicht mit leeren Händen gehen. Von einer reichen Patientin wurde Schmuck gestohlen. ... Nach einer gerichtlichen Untersuchung mußte Milenas Vater Bestechungsgelder zahlen.

Viele Jahre später schreibt Milena an Max Brod:

... Nur ist Psychiatrie eine entsetzliche Sache, wenn sie mißbraucht wird, anormal kann alles sein und jedes Wort ist neue Waffe für den Quäler.[8]

Milenas Tochter Jana Cerná schreibt in ihrer Milena-Biographie[9]:

Als Milena 1918 Veleslavín verließ, stimmte ihr Vater zu, daß sie Ernst heiraten konnte. Er billigte ihr auch eine Mitgift und Einrichtung zu, unter der Bedingung, daß sie Ernst vor der Heirat nie allein treffen würde und daß sie nach Wien ziehen würden. ... In das verkrachte Wien. ... Er hatte Milena immer bewundert, sah er in ihr doch einen Teil seines geliebten Prag. Sie stellte sich vor, daß sie dort ihr freies Leben weiterführen würde, ... aber so war es nicht. Der Zerfall der festen Werte, Winter ohne Heizung, wenige Erdäpfel, in den Häusern überall der Gestank von Sauerkraut. Kleine Gehälter, schwindelerregende Preissteigerungen. Werte stürzten in den Banken, auf der Börse, in den Geschäften und auch in der Literatur. ... Ehepaare liehen einander Geld, Lebensmittel, Frauen, Zeitungen und Kohle.

In der Wiener Not zerging bald Milenas Mitgift, ihre Aussteuer wurde langsam verkauft. Ernst war rücksichtslos und arrogant. *[Nach der Ankunft in Wien hatte er sie allein auf dem Bahnhof stehen lassen, um eine Geliebte zu besuchen.]* Er war zwar in einer Bank angestellt, unterstützte Milena aber nicht. Er studierte Neopositivismus privat bei Professor Schlick und wollte bald promovieren. ... Er war wieder von Frauen umgeben.

In Wien spielte er in den Kaffeehäusern eine ziemlich bedeutende Rolle. Er wußte viel, ... verkehrte mit vielen Literaten: Franz Werfel, Franz Blei, ... Hermann Broch, Willy Haas, Gina und Otto Kaus. ...

Milena unterrichtete Kinder. ... Sie gab auch Privatstunden in Tschechisch. Unter ihren Schülern war auch Hermann Broch, dem sie beim Transkribieren von Manuskripten half. Sie übersetzte auch Freud ins Tschechische. Aber am sichersten verdiente sie als Kofferträgerin vom Westbahnhof in Hotels. Dazu verhalf ihr Graf Xaver Schaffgotsch, ein ausgedienter österreichischer Offizier. ... Er war aus Rußland als Kommunist zurückgekommen. ...

Milena ging es in Wien nicht gut. Wieder Darlehen, Schulden, Wechsel, Diebstähle von Schmuck, Transaktionen mit Devisen im Grenzverkehr. Wieder half ihr Vater. ... *[Von einem Selbstmordversuch durch Vergiften rettet sie die kluge Haushälterin, Frau Kohler.]* ... Milena schreibt 1921: „Diese ungebildete Frau aus dem Volk ... hat das beste

Herz … auf der Welt, und ich liebe sie mit einer tiefen Liebe und Zärtlichkeit." Franz Blei soll einmal gesagt haben … : „Was ist mit Milena? Sie sieht aus wie sechs Bände Dostojewski. …"

Milena schickte ihre Artikel nach Prag und wurde die Gesellschafts- und Modereferentin der liberalen jüdischen Zeitung „Tribuna". Sie schreibt:

Nichts auf der Welt ist äußerlich. … Ich bin davon überzeugt, daß der Mensch für seinen Gesichtsausdruck, seinen Gang und seine Kleidung verantwortlich ist.

[J. Vondráčková:] Die Leserinnen glauben, daß tägliches Turnen, Badezimmerhygiene … sehr wichtig ist. Not, Hunger, der Luxus der Schwarzhändler, … Gemeinschaftsküchen, Neureiche, Kabaretts, Erotik, Diebstähle, zerstörte Ehen. Und das wird mit dem Schnitt des Wintermantels vermischt, mit den Frühlingsmodefarben, Frisuren, Handschuhen und Strümpfen. Und weiter: Wiener leichte Mädchen, Beisel, käufliche Erotik, Kokain und das ewige Nachkriegskarusell: Kettenhandel mit Lebensmitteln, Brennstoff, Medikamenten, Stoffen, Frauen.

Ernsts Seitensprünge beeinflußten die Haushaltsfinanzen. … Manchmal gab es starke Explosionen. Und Kokain beruhigte … sie, aber nach dem Rausch fühlte sie wieder ihre Hilflosigkeit. … Polak war Herr im Haus.

In der Lerchenfelderstraße … gab sie Stunden, übersetzte, stritt sich mit Ernst, schrieb ihre verspielten Artikel über Mode und die Seele, die Kafka so gefielen, und über die sich Ernst lustig machte. Dort schlief sie mit Schaffgotsch *[den sie aus Wien mitgebracht hatte]*, … dort verschlang sie Detektivgeschichten … ging viel ins Kino.

[Jona Černá:] Trotz allem fing Milena an, sich in Wien zu finden. Ihre journalistischen Arbeiten führten sie zur Einsicht, daß ihre Beobachtungen relevant seien und daß sie sie gut ausdrücken könne. Ihre Erfahrung der bitteren Armut trug auch zu ihrer späteren zeitweisen Identifikation mit dem Kommunismus bei.

[J. Vondráčková:] Sie fing an, Kafka zu übersetzen, den sie ein bißchen vom Arco kannte. ... Später schrieben sie einander täglich, und ihre kollegiale Korrespondenz wurde zur Liebe. ... Kafka las ... ihre Artikel in der Tribuna, und sie schrieb für sich, für Geld und jetzt auch für ihn, unter den Initialen M. P., M. J., A. X. Nessey und A. X. Nesey. Franz kannte ... die süße Sprache der Božena Němcová. Milena schrieb so, nur mit zusätzlichem Mut und Leidenschaft. ...

An Brod schreibt Milena:

Seine Bücher sind erstaunlich. Er selbst ist noch viel erstaunlicher.[10]

[J. Vondráčková:] Milena ... ging begeistert zu Kraus-Veranstaltungen, hörte sich Diskussionen über ihn an. ... Sie *[Milena und Kafka]* korrespondierten viel: ... lange Briefe, Telegramme, ... Kommunikationen durch Boten. Kafka besuchte sie schließlich in Wien, er wollte die Wirklichkeit sehen, die sie ihm geschildert hatte. ...

Milena in einem weiteren Brief an Max Brod:

... seine Angst. ... In den vier Tagen, in denen Franz neben mir war, hat er sie verloren. Wir haben über sie gelacht. Ich weiß gewiß, daß es keinem Sanatorium gelingen wird, ihn zu heilen. Er wird nie gesund werden, Max, solange er diese Angst haben wird. ... Ich habe ihn auf die Hügel hinter Wien geschleppt. ... Nicht ein einziges Mal hat er gehustet, er hat schrecklich viel gegessen und wie ein Dudelsack geschlafen[11], er war einfach gesund. ... Wäre ich damals mit ihm nach Prag gefahren, so wäre ich ihm die geblieben, die ich war. Aber ... ich war nicht imstande, meinen Mann zu verlassen, und vielleicht war ich zu sehr Weib, um die Kraft zu haben, mich diesem Leben zu unterwerfen, von dem ich wußte, daß es die strengste Askese bedeuten würde. ... In mir ist eine unbezwingbare Sehnsucht. ... nach einem ganz anderen Leben, als ich es führe, nach einem Leben mit einem Kinde, das der Erde sehr nahe wäre. ... Es ist meine Schuld. ... Ich glaube, daß wir alle ... krank sind und er der einzige ... gesunde Mensch. ... Damals war ich ... ein kleines, triebhaftes Weibchen. Und daraus ist seine Angst entstanden. ...

Warum lacht Polak über Milenas Zeitungsartikel? Kafka schätzte auch ihre Causerien über Mode. Während sie so schreibt, erfährt Kafka, daß sie kaum noch lebt und vom Kokain schon ganz zerstört ist. Auf Milenas Drängen hin kam es zu einer Zusammenkunft mit Kafka in Gmünd, die anscheinend für beide enttäuschend war. Aber vielleicht noch wichtiger war, daß Milena auch Ernst liebte und sich nicht für Kafka entscheiden konnte.

[J. Černá:] … Ihr bedeuteten seine Briefe anfangs sehr viel. … Er schlug ihr einen Aufenthalt auf dem Land vor, … wo sie nicht von ihrem Mann abhängig wäre, weil er, Kafka, ihr genug Geld schicken würde. … In all seinen Briefen spürt man Besorgnis, … Respekt und Liebe.

Milena lebte in Kaffeehäusern. Café Central, Café Herrenhaus und Café Griensteidl zogen sie am meisten an. … Um diese Zeit sind ihre Artikel so persönlich, … daß sie eher wie Briefe sind. In einem Artikel in den „Národní listy" findet sich sogar eine an Kafka gerichtete Entschuldigung – dafür, daß sie ihm so viele Leiden verursacht hat. Sie schrieb einige Male in Zeitungen über ihn, ohne seinen Namen zu nennen. Sie und Kafka gingen wieder zu dem formellen Sie über ….

Sie liest Čapek und … wird mit Weiningers „Die letzten Dinge" bekannt. Sie … wendet sich von der Verzweiflung ab, die von Kafka ausgeht. … Zwischen ihnen gab es keine wirklich erfolgreichen Zusammenkünfte mehr, obwohl sie sich noch einige Male trafen.

Milena schrieb in Wien Artikel für einige Prager Zeitungen, die ihr wachsendes journalistisches Talent erkennen ließen. In einigen beschrieb sie die Wiener Nachkriegsatmosphäre, die sie als überaus deprimierend empfand:

Leute, die früher nicht getrunken haben, trinken jetzt oder schnupfen … Kokain, und der Gebrauch von Morphium wird zur gefährlichen Epidemie. Geld wird verrückt ausgegeben, Spielkasinos … zeigen … ihre schreckliche Kraft. … Müdigkeit, Depression und Unterernährtheit haben … den Wunsch nach Erfrischung, … hervorgebracht, und … jeder besorgt sich Erfrischungen, wie er nur kann. …

Da die Frau sich zu Hause um alles kümmern muß, jeden Tag altert und sich erschöpft herumschleppt, ist Krankheit ein Luxus. Wie kann

man für das zahlen, was ein kranker Mensch dringend braucht? Kann man den Trunkenbold, den Mörder, den Süchtigen mit normalen Strafen strafen, wenn in seinem Leben kein einziger normaler Tag ist? Ein leerer Magen und zerrüttete Nerven nehmen die ganze Existenz in Anspruch. ...[12]

Milena beschäftigt sich in ihren Artikeln besonders mit zeitgenössischer Literatur:

Die moderne Literatur der Gebildeten ist deutlich und bedrückend unmoralisch. Bücher, die den schrecklichsten Pessimismus ausdrücken, sind unser tägliches Brot. Wir geben der schlechten Literatur die Schuld an Selbstmorden und behaupten, daß sich unsere guten Bücher ernsthaft bemühen, das Problem zu lösen, ob das Leben lebenswert ist. Wir weisen auf die mangelnde Moral in der schlechten Literatur hin und philosophieren zur gleichen Zeit darüber, ob es eine Moral gibt. Wir verteidigen das Prinzip der Bigamie, des Selbstmords ... mit dem Wort „Freiheit". Wenn eines von den „angeblich vulgären" Büchern die Hälfte von dem enthalten würde, was die Bücher der guten Literatur bieten, wäre es schon lange konfisziert worden. ... Die Hoffnungslosigkeit war immer eine Spezialität der Gebildeten, wie Liköre und Klubsessel.[13]

Ihre Tante Růzena Jesenská verschafft Milena die Möglichkeit, für die „Národní listy" zu schreiben. Sie selbst schrieb häufig für diese Zeitung, hauptsächlich Feuilletons. Milena wird ständige Korrespondentin der Gesellschafts- und Frauenbeilage der „Národní listy". Die Artikel sind jetzt leichter, lustiger, verspielter als die in der „Tribuna". ... In ihnen drückt Milena, die sich nicht immer an ihre eigenen Vorschriften hielt, sehr traditionelle Ansichten über die Rolle der Frau aus:

Einige sehr veraltete Bemerkungen über die Frauenemanzipation: Für gleiche Rechte ... ist gleiche Leistung notwendig. Wenn gleiche Leistung möglich sein soll, sind gleiche Fähigkeiten notwendig *[die es nach Milenas Ansicht nicht gibt]*. ... Ich weiß nicht, ob Gott wußte, was für einen Unsinn er machte, als er den Menschen erschuf: Er erschuf nicht einen Menschen, sondern zwei. ... Beschäftigungen bleiben für die Frau nur Beschäftigungen. ... Eine richtige Frau identifiziert sich mit keinem

Beruf. Im Grunde ihres Herzens bleibt eine Frau, wie Gott sie erschaffen hat: eine Frau und eine Mutter ... zum Glück, und trotz aller Phrasen der sogenannten Frauenbewegung ... und das ist ihr größter Wert.[14]

Milena, die so sehr wegen ihres untreuen und unverläßlichen Mannes gelitten hat, befürwortet solchen Männern gegenüber Toleranz. Sie erwartet nicht nur unendlich mehr von Frauen als von Männern, sie macht Frauen auch Vorwürfe, wenn sie ihre Gefühle zeigen:

Erstens muß man wissen, daß die Untreue des Mannes und die der Frau nicht auf demselben Niveau der Schuld sind. ... Eine Frau hat ... andere Verpflichtungen als ein Mann. ... Die Mutterschaft ist ihre Sendung ... die es für sie notwendig macht, in ihrem Geschlechtsleben rein und streng zu sein. ... Ein Mann ist ... physiologisch ... frei. Für ihn ist der Sexus eine Mischung von Lust und Pflicht oder Entsagung. ... Der Mann hat keine physiologischen Verpflichtungen. ...

Versuchen Sie sich zu erinnern, was vorher geschehen war. Vielleicht waren Sie nicht genug aufmerksam, geduldig, freundlich? Vielleicht interessierten Sie sich nicht genug für seine kleinen Wünsche und ... Sorgen ... oder sind in Eile, so daß Sie vor Sorgen und Arbeit vergaßen, hübsch und charmant zu sein? Männer ... verstehen nur sich selbst. ... Die teuerste und geliebteste Ehefrau verliert an Wert ... wenn sie eine schmerzhafte Atmosphäre verbreitet. ... Seien Sie angenehmer als seine Geliebte. ... Seien Sie tapfer. Ein versöhnliches Lächeln und Geduld würden ihn bald kurieren. ... Szenen, Vorwürfe, Drohungen machen aus einer Maus einen Elefanten. Zur Geliebten Ihres Mannes benehmen Sie sich ruhig und natürlich und tun, als ob Sie nichts wüßten. Auch dem Mann gegenüber seien Sie ... freundlich. Warten Sie. *[Sie selbst hat sich daran allerdings keineswegs gehalten.]*

In einem anderen Artikel schreibt sie:

... Mutter, sei hübsch, funkelnd, wie eine Blume, jugendlich, heiter, glücklich ... sei ewig ein kleines Mädchen und lache! Sei sehr stark und streite nicht mit Vater ... sei mutig, sonnig, auch wenn du ... in eine Ecke kriechen und vor Müdigkeit und Ungeduld weinen möchtest.[15]

In einem undatierten Brief von 1924 an den Redakteur der „Národní listy" antwortet Milena auf seine Frage, wie sich die Zeitung ändern sollte, daß sie zu würdevoll und pathetisch sei, daß sie zu bürokratisch klinge und todlangweilig sei. Sie schreibt weiter:

Verzeihen Sie mir, aber vielleicht könnten die Národní listy ein paar Juden vertragen – das ist halb ein Witz und halb die Wahrheit. Die Juden haben einen immensen, lebendigen Sinn für die Zeitung. ... Was in den Zeitungen gut ist, ist bestimmt von Juden geschrieben. Sie brauchen neue Leute ... mehr Leben und weniger Politik.

Dann schlägt sie unter anderem eine Bücherbeilage für Frauen und Kinder vor. Nach ihrer Meinung sollte die Zeitung unterhaltsam, illustriert und von vielen verschiedenen Leuten gemacht sein. Es sollten Fragen an die Leser gestellt werden, deren Antworten dann gedruckt werden sollten, und es sollte Überraschungen geben:

Jetzt, wo die Zeitung die Revolution *[von 1918]* überlebt hat, sollte sie von ihrem hohen Roß herabsteigen und im neuen Staat konstruktiv mitwirken. Man kann nicht jeden Tag ein Überlebender sein, das geht den Leuten auf die Nerven.[16]

In einem Brief vom August 1924 schreibt sie an denselben Adressaten:

Lieber Herr Doktor:
Ich erwarte, daß ich in einem Monat Wien verlasse. Die Scheidung ist so eine Qual. ... Man hat manchmal das Gefühl, als ob man einem Fleisch aus dem Körper schneiden würde. ... Der Ozean des Unbekannten macht mir manchmal solche Angst. ... Es ist absolut schrecklich, wie einsam man in der Welt ist. So werde ich dann auf der Straße stehen mit einigen Lumpen in einem Koffer – nach Jahren so verzweifelter Bemühungen. ... Manchmal denke ich, daß ich nicht aus dem Bett aufstehen ... kann. ... Mein Mann ist auch schrecklich allein, ohne Geld, mit Schulden, und fühlt sich vernichtet, weil er die andere Frau nicht bekommen hat. Es ist so schrecklich, ihm nicht helfen zu können. ... Ich möchte den Inhalt meiner Wohnung verkaufen, ... und mit dem Geld ... würde ich die Schulden meines Mannes bezahlen. ... Ein an-

deres Mädchen erwartet ein Kind von ihm, und das hat … dem Faß den Boden ausgeschlagen.[17]

In einem weiteren Brief vom 20. November 1924 schreibt sie dem Redakteur, daß ihr Vater will, daß sie nach Prag kommt und bei ihm wohnt, aber das könne sie nicht – ihre ganze Ehe sei eine Flucht von ihrem Vater.
Eine Wiener Freundin, Gina Kaus, erinnert sich an Milena:

Milena war die facettenreichste Freundin, die ich je gehabt habe. Da Ernst Pollak[18] offiziell ein Verhältnis hatte und sie darunter sehr litt, hatte niemand das Recht, ihr Untreue vorzuwerfen. Sie ist viele Jahre später … berühmt geworden durch die Briefe, die Franz Kafka ihr geschrieben hat. … Von ihm erzählte sie mir nichts, sie erwähnte nur einmal seinen Namen, aber Broch gab sie mir ohne weiteres zu. … So gern ich mich mit Pollak unterhielt, so unerfindlich schien es mir, wie man ihn lieben konnte. Gerade damit hatte ich unrecht. Zwanzig Jahre später, als er Hitlers wegen auswandern mußte und nach England ging, verliebte sich eine reiche, adelige Engländerin in ihn und heiratete ihn. …

Es war keineswegs so, daß es Pollak gleichgültig gewesen wäre, was Milena trieb. Er verbrachte einmal eine Nacht damit, ihr ausdrücklich zu erklären, wieviel mehr sie ihm bedeute, als sie Broch je bedeuten würde. Sie erzählte es mir voller Stolz. Pollak blieb noch jahrelang der Mann ihres Lebens.

Es muß ungefähr um diese Zeit gewesen sein, daß sie mich bestohlen hat. Keine schöne Geschichte. Eines Tages bemerkte ich, daß mir eine meiner liebsten Broschen … fehlte. … Ein paar Tage vorher waren Milena und Werfels jüngere Schwester Marianne bei mir gewesen, und Marianne hatte meinen Schmuck sehen wollen. … Ich öffnete das Safe und breitete den Schmuck auf dem Tisch aus. In diesem Augenblick klopfte der Diener und meldete, ein anderer Besucher sei gekommen. … Ich mußte ihn sofort empfangen. … Und ich wußte, … daß Milena als letzte mein Zimmer verlassen und … die Brosche an sich genommen hatte. …

Ungefähr ein Jahr später trat sie eine Stellung bei einem Schauspielerehepaar an. Sie führte den Haushalt und wurde schon nach zwei Wo-

chen verhaftet. Sie hatte bares Geld aus einer Lade gestohlen. Wir nahmen ihr einen Anwalt. ... Bei der Verhandlung sagte sie, sie habe das Geld gestohlen, um sich hübsche Kleider zu kaufen: „War in erotischer Krise." Sie bekam eine kurze Gefängnisstrafe, dann lebte sie wieder unter uns, und keiner von uns trug ihr das Vergehen nach.[19]

Milenas Nachruf auf Kafka erschien in „Národní listy" am 6. Juni 1924:

Franz Kafka

Vorgestern starb im Sanatorium in Kierling bei Klosterneuburg bei Wien Dr. Franz Kafka, ein deutscher Schriftsteller, der in Prag lebte. Wenige Leute kannten ihn hier, weil er ein Einzelgänger war, so ein wissender, vom Leben verschreckter Mensch; jahrelang war er lungenkrank, und obwohl er die Krankheit behandelte, nährte er sie doch bewußt und unterstützte sie gedanklich. Wenn die Seele und das Herz die Last nicht mehr ertragen können, nimmt die Lunge eine Hälfte auf sich, damit das Gewicht wenigstens einigermaßen gleichmäßig verteilt ist, schrieb er einmal in einem Brief, und so war auch seine Krankheit. Sie gab ihm eine fast wundertätige Feinheit und eine beinahe schrecklich kompromißlose intellektuelle Gewissenhaftigkeit. Er legte seine ganze intellektuelle Angst auf die Schultern seiner Krankheit. Er war scheu, ängstlich, sanft und gut, aber die Bücher, die er schrieb, waren grausam und schmerzhaft. Die Welt sah er voller unsichtbarer Dämonen, die den schutzlosen Menschen zerstören. ... Er war zu hellsichtig, zu weise, um leben zu können, zu schwach, um mit der Schwäche edler, schöner Menschen kämpfen zu können, die nicht kämpfen können aus Angst vor Mißverständnissen, Unliebenswürdigkeiten, intellektueller Lüge, im voraus wissend, daß sie machtlos sind und so unterliegen, daß sie den Sieger beschämen. Er kannte die Menschen so, wie sie nur Menschen mit sehr sensiblen Nerven kennen können, die allein sind und den Menschen sozusagen prophetisch von einem Zucken des Gesichts her kennen. Er kannte die Welt ungewöhnlich tief, er selbst war eine ungewöhnliche und tiefe Welt. Er schrieb die bedeutendsten Bücher der jungen deutschen Literatur. ... Sie sind wahr, nackt und schmerzhaft, so daß sie auch dort, wo sie symbolisch ausgedrückt sind, naturalistisch sind. Sie sind voll trockenen Lachens und sensiblen

Schauens eines Menschen, der die Welt so klar sah, daß er es nicht ertragen konnte und sterben mußte, da er nicht weichen und sich in irgendwelche auch sehr edle unbewußte Irrtümer retten wollte wie die anderen. Dr. Franz Kafka schrieb das Fragment „Der Heizer", das auf tschechisch in Neumanns „Kmen" *[Der Stamm]* herausgekommen ist, das erste Kapitel eines schönen, noch unveröffentlichten Romans, „Das Urteil", den Konflikt zweier Generationen, „Die Verwandlung", das stärkste Buch der modernen deutschen Literatur, „Die Strafkolonie" und die Skizzen „Betrachtung" und „Der Landarzt". Der letzte Roman „Vor dem Gericht" liegt schon Jahre handschriftlich druckbereit. Es ist ein Buch, von dem man, wenn man es berührt, den Eindruck hat, daß darin die ganze Welt enthalten ist, daß kein weiteres Wort gesagt werden müßte. Alle seine Bücher schildern die Schrecken geheimnisvoller Mißverständnisse, unverschuldeter Schulden unter Menschen. Er war ein Mensch und ein Künstler mit einem so ängstlichen Gewissen, daß er auch dort hörte, wo sich die anderen, die taub sind, sicher fühlten.

Jaroslava Vondráčková berichtet darüber, wie Milena Prag nach ihrer Rückkehr 1924 sah und wie ihre Prager Freunde sie erlebten:

Milena wollte sich in Prag wieder zu Hause fühlen, aber nach Wien empfand sie eine gewisse Provinzialität. „Aus den Schuhen der Prager steht noch Stroh heraus", sagte sie. Wir erschienen ihr im ersten rotweißen Jahrzehnt[20], als wir die verhaßte österreichische Vergangenheit abstreiften, rückständig.

Von ihrem fast einjährigen Aufenthalt bei Alice Rühle-Gerstl in Buchholz bei Dresden mit Graf Xaver Schaffgotsch kam Milena nach Prag zurück: elegant, belesen. ... Sie kannte die amerikanische Literatur, Freud, Psychologie. Sie manipulierte mit ihrem persönlichen Charme und wollte ein Team zusammenstellen, das aus Frauen bestand, die die übrige Welt kannten. Ihre Artikel wurden leichter. ... Sie schrieb über Reisen, Berge, Tanzstunden. Sie fuhr nach Italien und schrieb einen informierten Artikel über Kokain. Wir[21] schrieben über Architektur, Möbel, moderne Textilien. ...

František Kautman schrieb in seiner Einleitung zur tschechischen Ausgabe von Kafkas „Briefe an Milena“:

... Gerade in diesen Jahren ändern sich die Vorstellungen vom Lebensstil: ... die junge Generation kämpft für die saubere, konstruktivistische, zweckmäßige Form, klare, ungebrochene Farben und beseitigt aus dem Leben alles ... Kleinliche, Überflüssige, Kleinbürgerliche: in der Kleidung, die praktisch sein muß, in Hygiene und Sport, im Wohnen, das sehr viel Licht und Luft verlangt. ... Diese Bewegung wird ... hauptsächlich von der linken Intelligenz propagiert, in der Ästhetik ... von Devětsil[22] und ihrem Theoretiker Karel Teige und in den Tageszeitungen ... von den Modereferentinnen Milena Jesenská, Staša Jílovská und ... Slávka Vondráčková. ... Milena propagiert Schönheit, Gesundheit, Einfachheit, Sport, moderne Reklame, Jazz; sie verkündet die Freude an einfachen Dingen, den Reiz der gesunden Müdigkeit, die Abhärtung gegen Schmerzen. Die Frau soll, wie Milena meint, schön sein, ... weil sie den Menschen zur Schönheit erziehen soll. ... In der Nähe der Frau soll immer eine Blume sein. ... Eine Reihe ihrer Artikel ist auch voller sozialen Mitgefühls. Milena beugt sich zu Bettlern, Prostituierten, ... um ihr Los zu erleichtern. Sie bewundert Andersens Märchen, Chaplins Filme. Sie liebt Dostojewski wegen seines sozialen Mitgefühls. ... Aber sie polemisiert gegen die Philosophie des Leidens: „Wer sagte, daß Leid reinigt, irrte sich. Es beschmutzt den Menschen ... macht ihn böse ... die Freude wäscht, stärkt, rettet!“[23] ...

Jaroslava Vondráčková hatte Gelegenheit, Milena um diese Zeit genau zu beobachten:

Sie ging in klassische Konzerte, ins Nationaltheater und versäumte keine Vorstellung der kleinen Theater. ... Milena sagte zu mir: „Wie froh ich doch bin, daß ich aus dem traurigen Wien zurückgekommen bin. Ich gehöre hierher.“

Zu der Zeit trafen sich Gruppen belesener Frauen. ... Eine kleinere bildete sich um Milena, in ihrer Redaktionskanzlei.[24] Aber ... sie konnte sich keine Frauenfreundschaften für immer erhalten. Sie war voller Ideen. Sie half ihren Leserinnen billige Urlaubsmöglichkeiten finden;

sie wollte Gemeinschaftsverköstigungen für verheiratete Frauen mit Kindern organisieren und veranstaltete eine Umfrage über Kinderspielplätze in Prag. Unsere Generation ... erinnert sich bis heute an ihre Artikel. Wie man auf sie wartete! Was wird Milena sagen? ... Hat sie uns geformt? Damals glaubte man es.

Jana Černá, die die Milena dieser Zeit nur vom Hörensagen kannte, berichtet:

Sie übersetzte das englische Kinderbuch „Peter Pan and Wendy", das der erste Band einer Serie ... sein sollte. Dann erschien „Mileniny recepty"[25] (Milenas Rezepte) und war sofort vergriffen. ... Ich sah sie nie *[ein geglücktes Essen]* kochen. ... Milena ... stellte ... gewöhnlich Salami und fertig gekauften Salat zum Abendessen auf das Buffet, und wir alle nahmen uns davon, wenn wir Hunger hatten. ...

1926 erschien noch ein Buch von ihr, „Cesta k jednoduchosti"[26] *[Der Weg zur Einfachheit]*, das sie ihrem Vater widmete. ... Die Arbeit beim „Pestrý týden" (Bunte Woche) dauerte nicht lang, aber sie erinnerte sich gern daran. ... Milena hatte viele Leute um sich, denen sie die Kraft für das Leben gab. Sie war eigentlich dazu geschaffen, das Gepäck zu tragen, das für seine Besitzer zu schwer war. ... Sie spendete gern Freude. ...

Folgender Brief von Milena, den Jaroslava Vondráčková in ihren Erinnerungen abdruckte, enthält eine Liebeserklärung und die Bitte um ein Darleben:

Prag, den 26. Oktober 1926.

Liebe Sláva, ich quäle mich schon den ganzen Tag mit dem Bleistift in der Hand. ... Ich weiß nicht ... ob Du mich liebtest, was Liebe zwischen Frauen ist. ... Ich ... wäre sehr froh, wenn ich jemanden finden könnte, der/die? meine Fähigkeit, leidenschaftlich zu sein lösen könnte. ... Vielleicht können Männer das nicht. ... Ich weiß nicht, was es heißt, ehrbar und treu zu sein und was Pflicht bedeutet. ...

Ich muß mir Geld ausleihen, ungefähr 6000–7000 Kronen, aber ich kann sie erst nächsten Frühling zurückgeben. Ich habe Schulden. ... Es tut mir schrecklich leid.[27]

Milena zog in die Neustadt um, in eine Wohnung, wo sich die Mitglieder des „Devětsil", der tschechischen künstlerischen Avantgarde, trafen. Karel Honzík, ein häufiger Gast, erinnert sich:

Milena … rebellierte gegen die … konventionelle Selbstkontrolle. Über sie wurde folgende Geschichte erzählt: Sie sollte sich mit einem Wiener Freund in Chuchle[28] treffen, aber jeder kam auf eine andere Seite der Moldau. Zu der Zeit hatte der Fährmann nicht Dienst. Milena sprang mit ihren Kleidern in den Fluß und schwamm auf die andere Seite.

Der folgende Rat, den Milena Frauen erteilte, ist typisch für sie:

Ich bin eine breitschultrige Slawin und werde darum nie kleine französische Kleider tragen, die für kleine französische Figuren gemacht sind. Ich habe ein rundes tschechisches Gesicht und werde nie Löckchen tragen. Ich habe dicke Waden und werde darum nie so sitzen, als ob ich schöne hätte.[29]

[J. Vondráčková:] Auf ihrem Schreibtisch häufen sich die Briefe von Leserinnen. … Wir beantworteten sie einmal in einer Weinstube: „Milena und ihr Kollektiv: Verzweifeln Sie nicht. Jedes Weibsbild hat irgend ein Plus. Schneiden Sie sich die Locken ab, ein bißchen Rouge auf die Lippen, Farbe auf die Wangen und ziehen Sie los. Trinken Sie guten Rotwein, schmeicheln Sie einem Kerl, ihnen ist das wichtig. Und, liebe Frau, in Ihrem Alter drückt sich mancher noch gern an Sie." Oder: „… Herr Ingenieur, eine Frau ist heute nicht mehr nach dem Rezept von Rettigová[30] gemacht: Bett – Küche – Wäsche – Kinder. Daß sie um den Mann herumspringt, das möchten Sie. Sie werden sich zu Hause selber bemühen müssen. …" Ein anderer: „Lächeln Sie seine Geliebte an. Besorgen Sie sich ein Nachmittagskleid … jetzt trägt man breitere Ärmel, die Farbe geht ins Lila, oder hellbeige ist noch besser. Und sehen Sie in Böhmen zu, daß sie sich auch einen aufzwicken."

Jana Černá beschreibt das gemeinsame Leben ihrer Eltern:

Ich denke, daß es 1927 war, als Milena ... *[den prominenten jungen Architekten]* Jaromír Krejcar kennenlernte, ihre nächste große Liebe, auf einem Ausflug auf der Moldau. ... Sie stimmten in allem überein oder ergänzten einander. Er war in einem Dorf als einziger Sohn eines Försters geboren. ... Wie die meisten Männer, die auf dem Land aufwachsen und von einer Frau großgezogen werden, entwickelte er eine eigenartige, sensible Natur. ...

Milena und Jaromír heirateten mit der Zustimmung ihres Vaters. Jaromír schaffte mit seinem ganzen Können für Milena ein schönes Heim. Sie waren übermütig und glücklich, Milena zum ersten und letzten Mal in ihrem Leben. Einmal hatten sie Lust, in die Tatra zu fahren, und ließen sich von einem Taxi hinbringen. Sie hatten natürlich keine Ahnung, wie sie es bezahlen würden. Jana Černá berichtet:

Sie hatte eine schwierige Schwangerschaft ... aber sie freute sich auf das Kind. Sie gab ihre Stelle beim „Pestrý týden" auf, schrieb wieder für die „Národní listy", übersetzte und bemühte sich zusammen mit Jaromír, andere für kultiviertes Wohnen zu interessieren. Im Frühling beschloß Milena, in die Berge zum Skifahren zu fahren, trotz ihrer Schwangerschaft. Es war eine der heroischen Gesten, von denen sie selber schrieb, daß sie wertlos seien. ... *[Als sie sich ein Bein brach und einige Monate im Krankenhaus liegen mußte]*, gab es Befürchtungen ihretwegen und wegen des Babys. Während der ganzen zweiunddreißig Stunden der Geburtswehen drückte sie den Daumen, daß es ein Bub sein solle. ... Ihr Vater bot ihr an, daß er das Kind zu sich nehmen würde, wenn ihr etwas passieren sollte, aber ... Milena lehnte es ab und sagte, ... daß sie es lieber ertränken würde. ...

Ihr Knie war steif.[31] Vier Monate versuchten die Ärzte, es zu biegen; es schmerzte schrecklich, und das einzige, was half, war Morphium, von dem sie sich erst befreite, als sie achtunddreißig Jahre alt war. ...

Milena ging von den „Národní listy" zu den „Lidové noviny" (Volkszeitung) über. Aber sie herrschte nicht mehr wie in den „Národní listy". ... Sie bemühte sich, uns wieder zusammenzubringen. ... Milena schrieb wieder, aber es klang unnatürlich, oberflächlich. ...

Ihre Drogensucht beeinträchtigte ihre Beziehung zu Jaromír, die

schon während ihrer Krankheit ... gelitten hatte. Mit Willenskraft allein konnte sie der Sucht nicht beikommen. Im Laufe eines einzigen Jahres wurde die schöne, vitale Frau zur kranken Ruine, die glückliche Ehe wurde zur neurotischen Beziehung zweier Menschen, deren Konflikte über alle Grenzen hinausgingen und an Irrsinn grenzten.

Als Jaromír das Haus in der Francouzská-Straße fertiggebaut hatte, zogen sie in den obersten Stock. ... Um die ganze Wohnung zog sich eine Terrasse. ... Die Zimmer waren groß, und eine ganze Wand bestand aus Fenstern.

... Nachdem sie ihren Artikel über Drogensucht geschrieben hatte, rebellierten die Leser auf dem Land, und Milena mußte die „Lidové noviny" verlassen. Milena schrieb dann für die Zeitschrift „Žijeme" *[Wir leben]*. ... Eine lange Zeit war sie Chefredakteurin, aber ... schließlich wurde sie als zu links und zu radikal empfunden. ... Ich hatte meine Sandkiste auf dem flachen Dach und meine Dusche und mein Kindermädchen, aber das hielt Milena nicht davon ab, für die kommunistische Partei zu arbeiten.

... die Beziehung zwischen Milena und Jaromír war nicht mehr tragbar, ... und so fuhr Vater eines Tages in die Sowjetunion, und kurz nachher verließen wir die Francouzská-Straße. Sie wurden geschieden ..., und wir drei, Milena, Evžen Klinger[32] *und ich, zogen in eine neue Wohnung. Es war ... ein Zimmer und eine Küche in den Weinbergen.*[33]

Milena stürzte sich so begeistert in die Arbeit für die Partei, wie sie sich immer in alles stürzte. Sie arbeitete für die Zeitschrift „Tvorba" *[Gestaltung]*, war Redakteurin bei „Svět práce" *[Die Welt der Arbeit]* und arbeitete bis zur Erschöpfung. ... Oft schliefen Kameraden, die illegal arbeiteten, in unserer Wohnung. ... Es war kein leichter Übergang von Milenas früheren Artikeln zu denen in *[Svet práce]*. Es waren keine Unterhaltungsbeilagen, keine Ratschläge über Mode. ... Sie mußte für Leute aus der Fabrik über *[solche]* Leute schreiben: unhygienische Wohnungen auf der Kleinseite, ... arme Huren. ... Nur die Sowjetunion kann den großartigen Aufbau des modernsten Fortschritts zeigen ... allen zugänglich ..., sie glaubte es wirklich. ... Einfache Kleidung ... vernünftiges Essen. ...

[Obwohl Milena anfangs über ihre Bedenken gesprochen hatte], folgte eine kurze, aber intensive Zeit des absoluten Glaubens *[an den Kommunismus]*. Sie ... hatte keine Zweifel, daß sie auf dem einzigen richtigen Weg war. ... Später wurde sie aller möglichen Abweichungen beschuldigt, hauptsächlich des Trotzkismus, was im Sprachschatz der Partei so etwas wie ewige Verdammung bedeutete. ... Milena war entschieden kein Mensch, für den eine Autorität die endgültige war. ...

Die Beendung ihrer Arbeit bei „Svět práce" hatte auch etwas mit Jaromírs Rückkehr aus der Sowjetunion zu tun. Was er uns erzählte, erschien damals als unwahrscheinlich. ... Er berichtete, daß Menschen verhaftet wurden, ohne daß jemand wußte, warum, ... und über den unsinnigen Stalinkult. ... Als der Redakteur des „Svět práce" verlangte, daß ... Milena sich von Evžen Klinger trenne ... hatte Milena genug. Sie gab ihm eine Ohrfeige und warf die Tür ins Schloß. ... Sie hatte ihn gern – er war ihr Typ.

Sie war stellenlos ... und übersetzte mit Evžen aus dem Ungarischen, und ihr Vater, der sie nicht sehen wollte, schickte ihr jede Woche einen Scheck für ein paar Kronen. ... Wir hatten oft nicht genug Geld für Strom. ... Aber Armut war bei Milena nicht Armut. Wir steckten Kerzen in Flaschen und *[waren guten Muts]*. Milenas Morphiumsucht kostete auch Geld. ... Ohne Morphium ... veränderte sie sich psychisch ... und körperlich. Plötzlich sah man ihre Erschöpfung, und sie sah Jahre älter aus.

Die österreichischen und deutschen Emigranten kommen; zuerst Willi Schlamm von der Weltbühne. Milena wußte, daß die Turbulenz ... einige Kilometer von hier *[d. h. in Deutschland]* zu schrecklich war und daß keine Hoffnung bestand, sie zu beenden. Sie wußte, daß sie ihre ganze Kraft brauchen würde, und beschloß, sich ein für allemal vom Morphium zu befreien. ... So brachte Evžen sie in das Sanatorium in Bohnice. ... Sie entschloß sich für eine schnelle ... Kur, der sich nur Menschen mit starken Nerven unterziehen können.

Ich besuchte sie einige Male. ... Milena konnte kaum gehen, ihre Hände zitterten, und ihr Gesicht sah bis zur Unkenntlichkeit leidend aus. Mit heiserer Stimme sagte sie ... daß man sie zusammen mit irrsinnigen Frauen, die sich beschmutzten, mit Exkrementen bewarfen und Tag und Nacht schrien, in einen Käfig sperrte. ... Sie kam aus Boh-

nice erschöpft und dünn zurück, aber ihr Verlangen nach Morphium war weg. ...

Um ihre finanzielle Lage zu verbessern, arbeitete sie ein Jahr als Redakteurin der Zeitschrift „Stavitel" *[Der Architekt]* und schrieb für die Frauenbeilage von „České slovo" *[Das tschechische Wort]*. Zu der Zeit war Milenas Einkommen minimal, und sie schickte mich oft zu Freunden, um von ihnen Geld auszuborgen, manchmal sogar von Ernst Polak. Der graumelierte, freundliche Mann schien nicht so zu sein, wie ich mir Milenas legendären Ehemann vorstellte. ...

Aus Deutschland kamen immer mehr Flüchtlinge mit leeren Händen, traurigen Augen und einer unheilbaren Angst. Private Probleme erblaßten im Vergleich damit. ... Milenas Bekannte Vilma Löwenbachová brachte Marie Schmolková zu Milena, die Tag und Nacht in jüdischen Emigrantenangelegenheiten arbeitete. ... Sie involvierte Milena in ihre Arbeit, und ... Milena reiht Marie und deren Schützlinge in die illegale Aktion „V boj" *[In den Kampf]* ein. ... Durch die Probleme der Emigranten wird sie stark und entschlossen. ... Eine richtige Mutter Milena. ... Außerdem kommen Einheimische, die auf Ausreiseerlaubnis warten. Für sie ist es eine Frage des Überlebens. ... Milena schreibt Artikel ... über jüdische Probleme, wie „Hunderttausende suchen ein Niemandsland".[34] ...

Als Milenas Arbeit bei der „Přítomnost" (Die Gegenwart) ihr ein regelmäßiges Einkommen brachte, wurde ihr Leben leichter. Evžen schrieb auch für diese Wochenschrift. ... Die Zusammenarbeit war so stark wie ihre Liebesbeziehung. In ihm fand Milena zum ersten Mal einen gleichen Partner ... konnte sich aber nie von dem unangenehmen Gefühl befreien, das ihr ihr steifes Knie verursachte. ... Außerdem hatte sie oft schlimme Schmerzen, und das Übergewicht, das sie seit Honzas Geburt nicht mehr loswerden konnte, störte sie sehr. Auch die Tatsache, daß Evžen ... jünger war als sie, spielte eine Rolle. ...

Solange ich mich erinnern kann, hatte sie zwei Kleider, eines für zu Hause und eines für die Straße ... das Straßenkleid war dunkelblau. ... Auf der Straße trug sie gewöhnlich einen Mantel mit tiefen Taschen, in die sie beide Hände so tief wie möglich steckte. ... Die Umgebung, in der sie lebte, war ihr sehr wichtig. ... und so nahm sie wieder ihre alte Gewohnheit auf, Blumen aus öffentlichen Parks zu stehlen.

Eines Nachts sah uns ein Wächter auf dem Lobkowitz-Platz, als wir Rosen abschnitten und schon einen schönen Strauß hatten. Milena gelang es, ihn zu überzeugen, daß wir die Büsche von überflüssigen Blüten befreiten, die diese schwächten. Es war eine gute rhetorische Leistung. … Schließlich dankte uns der arme Kerl und versicherte uns, daß es wenige so besorgte Menschen gibt. … Milena konnte mit Leuten umgehen. Sie konnte mit jedem reden, mit Dorfleuten, mit den Arbeitslosen, die in Höhlen lebten, mit Intellektuellen, mit Flüchtlingen … und mit den Ehefrauen früherer Partner …, mit allen außer mit dummen Leuten. … Der einzige Mensch, mit dem sie kommunizieren wollte und nicht konnte, war ihr Vater.

Ihre Arbeit bei der „Přítomnost“ war vom Anfang an glücklich. … Zum ersten Mal machte eine reife Milena ernste journalistische Arbeit, ohne Rücksicht auf Ideologien oder Parteivorschriften. Sie nahm Beziehungen zu neuen Leuten auf, übersetzte Willi Schlamms[35] Artikel. … und schrieb über alles, was ihr dringend notwendig erschien. … Sie und der Chefredakteur Ferdinand Peroutka, einer unserer besten Journalisten, arbeiteten gut miteinander. … Er pflegte zu sagen, daß sie so gescheit sei, daß bestimmt niemand mit ihr unter dem selben Dach leben könnte. …

Besonders seit dem Anschluß Österreichs drücken Milenas Artikel, die manchmal unter Pseudonymen erscheinen, aus, was die besten ihrer Landsleute bewegt: In „Soudce Lynch v Evrope“ (Lynchjustiz in Europa) vom 30. März 1938 etwa schreibt sie:

In vier Jahren ist Europa voll Neger geworden.[36] Neger dürfen bekanntlich keine weiße Frau berühren. … Vor einiger Zeit war die ganze Welt von verständlichem Mitleid für drei Neger aus Scottsborough bewegt, die auf Grund der falschen Zeugenaussage einer weißen Prostituierten zum Tode verurteilt wurden. … In Wien ist jetzt gut eine halbe Million Neger. Vorläufig hat niemand ihnen sehr weh getan. Sie durften „nur“ nicht arbeiten … ihr Besitz wurde konfisziert, und es wurde ihnen zu verstehen gegeben, daß sie weggehen sollten – überflüssigerweise, denn sie würden gehen, wenn sie könnten.

Es gibt Berichte über Emigranten, die von Grenze zu Grenze gehen

und nirgends aufgenommen werden. ... Hunderte herzzerreißende Schicksale, Tausende schmerzhafte Abschiede, Selbstmorde ... unter uns. Was wird England machen ... Frankreich? Aber wir müssen hauptsächlich wissen, was wir selber tun werden ... in unserer privaten Sphäre, deren Radius dreieinhalb Straßen beträgt und eine Zweizimmerwohnung mit Küche. ...

Durch ihre Reisen in das Sudetengebiet lernt Milena die Probleme kennen, die manchmal dazu führten, daß Deutsche sich der Henlein-Partei[37] *anschlossen: In „V pohraničí – kolik bodů pro nás?" (Im Grenzgebiet – wie viele Punkte für uns?) berichtet sie darüber:*[38]

Ich habe mit einem Eisenbahner gesprochen, der sehr gut tschechisch konnte. ... Er ist ein deutscher Sozialdemokrat ... und hat eine tschechische Frau und zwei Kinder, die in die tschechische Schule gehen und nicht deutsch sprechen. Er arbeitet bei der tschechischen staatlichen Eisenbahn seit zehn Jahren ... und verdient 450 Kč im Monat. Sie wohnen bei seinen deutschen Eltern, und er zahlt keine Miete. ... Zwei seiner Brüder arbeiten in Deutschland, zwei in Warnsdorf *[im Sudetengebiet]*[39]. Alle vier haben eigene Wohnungen und helfen die Eltern unterstützen. ... Nur er ... muß von ihnen Hilfe annehmen. In der Familie macht man sich natürlich über ihn lustig: „Siehst du, was dir die Tschechen geben?" ... Er kann jederzeit gekündigt werden und hat keine Sicherheit. „Ich habe um ein Wächterhäuschen angesucht. ... Also wirklich, wenn sie mich ablehnen, trete ich der Henleinpartei bei."

Mit ihrem Artikel „Pověz mi, kam utíkáš – povím ti, kdo jsi" (Sage mir, wohin du fliehst, und ich sage dir, wer du bist)[40]*, in dem sie die Großzügigkeit der Prager gegenüber den deutschen Flüchtlingen aus dem Sudetengebiet schildert, hoffte sie eine ähnliche Einstellung bei weiteren ihrer Landsleute zu erreichen. Sie schließt mit den Worten:*

Es ist eine weitere Überraschung für die Welt, daß viele Tausende Deutsche hierher fliehen ... und es ist klarer als die Sonne, ... daß nicht alle Deutschen gleich sind!

Im folgenden Artikel drückt Milena die verbreitete Bitterkeit nach dem Münchener Diktat aus:[41]

Sehen wir uns an, was stattfindet, ohne zu zittern, ohne zu wanken und ohne Tränen. Denn das Leben hat nicht aufgehört, und die Geschichte ging am 30. September nicht zu Ende. Die Welt wird vorläufig weiterbestehen, vielleicht im Frieden, solang es noch genug Bissen gibt.[42] Viele werden erfahren, wie bitter es ist, ein Bissen zu sein. Aber eines Tages wird dieser ewige Friede, der an einem grünen Tisch … unterschrieben wurde, wackelig werden. Arbeiten wir ernsthaft daran, daß in Zukunft die Schicksale von Menschen nicht mehr auf oder über ihren Köpfen entschieden werden können.

Milena bittet wieder um Hilfe für die deutschen und österreichischen Flüchtlinge:[43]

Auf diesen Seiten plädierte ich für die Sicherheit der sudetendeutschen Demokraten … solang sie der tschechoslowakische Staat garantieren konnte. … Aus dem sudetendeutschen, von der deutschen Wehrmacht besetzten Gebiet kommen die demokratischen Deutschen. Ich will mich nicht darauf konzentrieren, was sie zu Hause erlebt haben und was sie erwartet, wenn sie zurückkehren müssen. Viele wurden in das Dritte Reich verschleppt. … Die, welche früher geflohen sind, sind hier ohne … Lebensmittel, ohne Geld und ohne Aussichten auf Arbeit. … In ganz Prag gibt es kaum ein Haus ohne einige Flüchtlinge. … In den letzten fünf Jahren haben wir gesehen … wie Deutsche leben, die der deutschen nationalen Solidarität entflohen sind. … Wenn es zum Krieg gekommen wäre, hätten wir wahrscheinlich einige hunderttausend Gefallene – und diese Gefallenen leben. Ein lebender Mensch will essen. … Und wir, in deren Frontlinien des Friedens Menschen fielen, können sie wahrscheinlich auf die Dauer nicht ernähren. … alle, die für uns waren, sind gefallen.

Wir haben diesen Frieden nicht gemacht. Er wurde uns aufgezwungen. … In den Zeitungen lesen wir über die große Anerkennung der Tschechoslowakei wegen ihres Opfers für den Weltfrieden. Falsch. … Wir wurden geopfert, und wir haben hier einige hunderttausend lebende Verluste, und dazu einige tausend deutsche und österreichische Flüchtlinge, denen wir das Asylrecht gewähren. Die Verantwortung für

sie liegt bei den französischen und englischen Regierungen. ... Von der Enttäuschung ist ein kurzer Schritt zum Wunsch nach Rache. ... *[Wenn diese Rache einst verübt wird]*, erhalten unsere Menschen eine moralische Wunde, von der es schwer sein wird, sich zu erholen. ...

In Frankreich und England wird für die demokratischen deutschen Flüchtlinge gesammelt. ... Vielleicht sollten wir danke sagen ..., aber ich kann es nicht. ... Wir schwiegen, als man uns Milliarden wegnahm, unsere Berge, Wälder, Gruben, Eisenbahnen. ... Wir sehen, daß die großen westlichen Mächte keinen Plan haben, der die Menschen retten würde, die wir nicht auf die Dauer ernähren können, weil sie es uns unmöglich gemacht haben. ... Es handelt sich darum, wohin man die Menschen schicken soll, die zwischen ... den Konzentrationslagern des Dritten Reichs und ... der Arbeitslosigkeit in einem verarmten Land stehen. Wie können wir eine Übergangsstation sein, wenn die Grenzen aller Länder ... abgesperrt sind und sie nur ein paar Dutzend hineinlassen, nachdem sie unendliche finanzielle Garantien erhalten haben ...? Ein Bruchteil der Verluste, die Frankreich und wahrscheinlich England erlitten hätten, wenn ein Krieg stattgefunden hätte, würde genügen, um Hunderttausenden von Menschen eine neue Existenz zu garantieren. Ich denke, diese Verantwortung wäre das wenigste, das ihr auf euch nehmen könntet – für den Frieden, der für euch so billig war.

Am 26. Oktober 1938 schreibt Milena:[44]

Die kommunistische Partei hat den Menschen ein unglückliches, von der Propaganda verdrehtes Erbe hinterlassen: blinde Zuversicht in die Sowjetunion. ... Für einige Schichten der Arbeiter wurde die Sowjetunion zur Legende, ähnlich der vom Blaník[45]. Wenn die Sowjetunion in der Welt als Vaterland der arbeitenden Menschen aufstehen könnte und wollte, hätte sie genug Möglichkeiten vor dem 30. September gehabt. Wenn sie hätte allein an der Seite der Tschechoslowakei in den Krieg ziehen wollen, hätte sie einen Mund gefunden, durch den sie diese Absicht hätte verkünden können. Nichts deutet an, daß sie an etwas anderes dachte als an ihre eigenen Interessen. ... Tschechoslowakischer Arbeiter ... ! Höre auf zu glauben. Kein Retter wird kommen. Es gibt keine Blaníks.

Milena kommentiert den Tod Karel Čapeks kurz nach der Besetzung des Sudetengebiets:[46]

Karel Čapek war nie ganz gesund. Kranke Leute leben anders und fürchten sich vor ernsthafter Krankheit anders als gesunde Leute. Sie sehen die eigenartigste Schönheit, wo andere Leute nur etwas Gewöhnliches sehen. Wenn das Schicksal zuschlägt, ... verkriechen sie sich in die Einsamkeit, damit sie niemanden belästigen. ... Darum legte sich Karel Čapek erst hin, als er schon im Sterben lag. Ich weiß nicht, ob er an Gott glaubte. Aber er war ein religiöser Mann mit einer sehr behutsam und sehr subtil ausgearbeiteten Philosophie moralischer Werte, mit einer festen Weltordnung im Herzen und im Denken. Wie eine Sturmflut übertrug das Jahr 1938 Felsen, die vorher so fest zu sein schienen. Ein Schlag folgte dem anderen. Der Verlust der französischen Freundschaft, des Glaubens an die Marseillaise, an die Väter der demokratischen Freiheit, der Verlust der Berge und Grenzen; die verkrüppelte Nation, die beängstigte Machtlosigkeit des Dichters und das zusammenfallende Haus ... am Rand des Abgrundes und die neue Sprache der Tschechen, die ihr eigenes Erbe verunglimpften.[47] Zu viel Verwüstung ... für den Dichter, der einen ordentlichen Garten liebte, blühende Blumen, ein gastfreies Haus und das gewöhnliche Leben. Er war zu bescheiden und zu schüchtern, um an einem gebrochenen Herzen zu sterben. Er starb an Lungenentzündung.

So erlebte Milena die Besetzung der Tschechoslowakei:[48]

Als am Dienstag um vier Uhr früh das Telephon läutete, als Freunde anriefen, als der tschechische Rundfunk zu senden anfing, sah die Stadt unter unserem Fenster so aus, wie in jeder anderen Nacht. Allmählich wurden die Lichter angeschaltet – zuerst bei den Nachbarn, dann allmählich in der ganzen Straße. ...

Wie immer während wichtiger Ereignisse verhielten sich die Tschechen ausgezeichnet. Wir sind dem tschechischen Rundfunk für die Objektivität dankbar, mit der er alle fünf Minuten berichtete: Die deutsche Wehrmacht nähert sich Prag von der Grenze her. Seid ruhig. Geht zur Arbeit, schickt die ... Kinder in die Schule.

Um halb acht machten sich die Kinder ... auf den Schulweg, wie immer. ... Die deutschen Bewohner Prags begrüßten die Soldaten. ... Es ist eigenartig, wie vieles sich verändert, wenn eine Volksgruppe sich in Einzelne verwandelt. ... Auf dem Wenzelsplatz traf ein tschechisches Mädchen eine Gruppe deutscher Soldaten – und weil es der zweite Tag war und weil unsere Nerven ein bißchen müde waren, hatte sie Tränen in den Augen. Ein deutscher Soldat, ein einfacher, gewöhnlicher kleiner Soldat, ging auf sie zu und sagte: „Wir können nichts dafür." Er hatte ein deutsches Gesicht, eine deutsche Uniform, aber sonst war er nicht anders als ein gewöhnlicher tschechischer Soldat. Und in diesem schrecklich gewöhnlichen Satz ist der Schlüssel zu allem. ...

[J. Černá:] Als die deutschen Kolonnen marschierten, sagte Milena angeblich zu Peroutka, dem Chefredakteur der „Přítomnost": „Und was erst, wenn die Russen anrücken?" – „Fahr weg", riet er Milena. „Schaff Honza[49] weg." Milena verbrannte alles, was sie oder ihre Freunde irgendwie inkriminieren könnte. ... An dem Tag rief Professor Jesenský an. Er und Milena hatten einander lange nicht gesehen, aber er hatte ihre Artikel gelesen. ... Beide wußten, daß Evžen das Land würde verlassen müssen. Als Honza ihren Großvater besuchte, übergab er ihr ein Päckchen und etwas ausländisches Geld, damit Evžen etwas für den Anfang im Ausland hätte. Als Milena das Päckchen öffnete, ... weinte sie bitterlich. Außer etwas Zahngold enthielt es die goldene Uhr, die er zu seiner Promotion bekommen hatte. ...

Evžen floh mit Hilfe von Milenas Freund Joachim von Žedtwitz, einem anarchistischen deutschen Grafen mit Doktorat, ins Ausland, ... nachdem ihm Milena versichert hatte, daß sie und Honza ihm bald folgen würden. Da Joachim blond und blauäugig war, konnte er Leute fahren, die das Land illegal verlassen mußten.

Manchmal verbrachten Leute auf der Flucht die Nacht in Milenas Wohnung, und sie und Jochi stritten mit ihnen, wenn sie nicht ohne ihr Hab und Gut wegfahren wollten. Milena vermutete, daß Landbewohner, die traditionelle Arbeit tun, besser überleben können als Städter, die sich von ihren Wurzeln entfernt haben. Sie sprach mit einem Bauern:

„Was machen Sie da?“ frage ich. „Nun, ich habe meine Erdäpfel gepflanzt und bin mit der Kornsaat und der Roggensaat fertig. Im Obstgarten fälle ich zwei Apfelbäume und pflanze junge an. Meine Alte hat schon junge Enten, gehen Sie sich sie ansehen, sie sind wie Löwenzahn. Den Fliederbusch beschneide ich auch, damit der Garten dieses Jahr schön wird.“ – „Und“, frage ich, „wie kommen Sie mit den Deutschen aus?“ – „Sie gehen ihres Wegs, und ich mache meine Arbeit.“ – „Und fürchten Sie sich nicht?“ – „Wovor sollte ich mich fürchten?“

... Wir sind ein Volk und müssen eines bleiben. Jeder, der weggeht, nimmt einen Klumpen Erde mit und ein Stück der Wurzeln. Solang wir beisammen bleiben, wird aus unserer Anzahl Kraft wachsen. ... Die Freiräume zwischen uns müssen notwendigerweise nach physischen Gesetzen ausgefüllt werden. Es gibt kein Vakuum. Darum ... bleibt ... geht nicht weg![50]

[J. Černá:] Sie verschob ihre Abreise Woche um Woche und fing bald an, die illegale Zeitung „V boj“ *[In den Kampf]* zu schreiben und auszutragen. ... In die „V boj“-Gruppe drangen tschechische Faschisten mit Decknamen ein. ...

Anfang Juni schrieb Evžen Klinger aus England: Sie ist fast ein Symbol für den Widerstand geworden. Die Deutschen wissen es. Vor vierzehn Tagen ist ein ganzer Leitartikel über ihre Propagandatätigkeit in „Der neue Tag“ erschienen. Wenn alles andere bekannt wird, ist sie unrettbar verloren.[51]

[J. Černá:] Die Zukunft der „Přítomnost“ war auch zweifelhaft. Zuerst kannte der Zensor die lokalen Umstände nicht genügend und ließ einige problematische Artikel durchgehen, aber später schien es, daß die Zeitschrift eingestellt werden würde. Milena ... wollte das Land nicht verlassen. Was ihr Vater sich umsonst bemüht hatte zu erreichen, erreichten die deutschen Besatzer: Ihre patriotischen Gefühle erwachten.

[J. Vondráčková:] ... Nach Peroutkas Verhaftung wurde sie fast jeden Tag in das Büro des deutschen Pressechefs gerufen. ... Es handelte sich darum, ob die Deutschen die „Přítomnost“, die sie jetzt leitete, verbieten würden. Wir hingen an dem Blatt; es gelang Milena noch immer,

uns ... zwischen den Zeilen den Glauben an ein gutes Ende einzuflößen.

Im Sommer 1939 verbrachte Milena mit Honza einige Wochen in Medlov, einer Sommerfrische vor allem für Künstler und Journalisten. Jana Černá berichtet:

Milenas Laune wechselte. ... Sie war manchmal humorvoll ... manchmal tiefsinnig, manchmal verrückt glücklich, dann wieder sehr traurig. Bei Nacht ging sie in den Teich schwimmen. ... Als der Krieg ausbrach, kehrten wir nach Prag zurück. ... An dem Abend sagte sie: Also das ist das Ende des Friedens für immer. Es wird nie eine weitere Stunde davon geben. ...

Stanislav Budín erinnert sich:[52]

Ihre ruhige Stimme, ihre ... leidenschaftlichen Fragen wurden in jenen Tagen des Horrors zum einzigen Trost für die verzweifelte Nation, zum einzigen Stützpunkt. Die Auflage der „Přítomnost" vervielfachte sich. ... Sie brachte eine Gruppe von Journalisten zusammen, denen ... die Deutschen jede journalistische Tätigkeit verboten hatten. In jeder Nummer schrieben sie unter anderen Pseudonymen ... so, daß die faschistischen ... Zensoren nichts beanstanden konnten. Der Pressechef rief sie zu sich, ... beanstandete den kämpferischen Ton ihrer Artikel. Mit einem unschuldigen Lächeln leugnete sie alles: „Das ist, weil Ihre Zensoren nicht genug Tschechisch können." Die „Přítomnost" war verboten worden ... und allmählich gab es Berichte über weitere Verhaftungen.

Milena war damit beschäftigt, mit Beamten für Leute zu verhandeln, die verschiedene Dokumente brauchten. Sie ... war äußerst müde, hatte Depressionen und konnte nicht schlafen. ...

[J. Vondráčková:] Samstag, den 11. November ging Honza wie immer die Exemplare der illegalen Zeitung abholen. Obwohl eine fremde Stimme antwortete, als Milena anrief, um Honza anzukündigen, machte sie sich keine Sorgen. Honza wurde von der Gestapo, die dann Milenas Wohnung durchsuchte, zurückgebracht.

Sie sagten mir, daß sie Milena zwei Wochen behalten würden ... und führten sie ab. ... Sie konnte mir noch sagen, daß ich zu den Mayers[53] gehen und bis zu ihrer Rückkehr dort bleiben solle. ... Dann brachte man Milena in das Petschek-Palais[54], um sie zu verhören, dann in das Pankrác-Gefängnis und später zu dem Gericht nach Dresden. ... Milenas Gesundheit verschlechterte sich. Außer Rheuma und eine schlimme Paradontose hatte sie einen äußerst schmerzhaften, ansteckenden Ausschlag. ...

Milena ... verteidigte sich selbst und ... wurde aus Mangel an Beweisen freigesprochen, aber nicht aus der Haft entlassen und nach Prag zurückgebracht. Der Kommissär beschloß, daß es sich nicht um das handelte, was sie getan hatte, sondern um das, was sie tun könnte, und schickte sie in das Konzentrationslager Ravensbrück. ... Ich sah sie zum letzten Mal ... vor ihrer Abfahrt nach Ravensbrück. ... Ich war dort mit Großvater, und als sie endlich kam, erkannte ich sie nicht. ... Sie war dünn, hatte vorstehende Backenknochen, ihr Haar hing bis zu den Schultern herab. ... Ich erkannte sie nur an ihrem lahmen Bein. ...

Ich erzählte ihr, wie wir den Deutschunterricht in der Schule sabotierten ... und dachte, daß sie das sehr freuen würde, aber Milena lächelte nur und sagte, daß ich ein dummes kleines Eselchen sei, daß Deutsch eine der schönsten Sprachen sei und daß sie nichts dafür könne, wer sie spricht. ... Milena wollte nie, daß ich ... die Hände alter Damen küsse. ... Aber als ich neben ihr saß ... und ihre Hand mit den geschwollenen Gelenken hielt ... küßte ich den Rücken ihrer Hand. Sie sah mich fragend an ... und dann voller Liebe, und zwei große Tränen rollten ihr Gesicht hinunter.

Als Milena im Lager ankam, wurde sie von allen tschechischen Frauen, einschließlich der Kommunistinnen, freundlich aufgenommen – bis Grete Buber-Neumann kam. Sie und ihr Mann waren aus Nazideutschland nach Moskau geflohen, aber ihr Mann wurde von Stalin hingerichtet. Als die Sowjetunion den Nichtangriffspakt mit Deutschland unterzeichnete, übergab sie viele deutsche Kommunisten, auch Grete, der Gestapo. Milena interessierte sich natürlich für Gretes Schicksal. Als die tschechischen Kommunistinnen ... sie über die so-

wjetischen Konzentrationslager sprechen hörten und Grete unter anderem ... sagte, daß Ravensbrück im Vergleich mit Stalins Gefängnissen eine Sommerfrische sei, zogen sie sich von ihr zurück. ...

Milena und Grete wurden Freundinnen. ... Die ... kommunistischen Gefangenen zogen von Milena die Marmeladetöpfe und das Brot weg ... aber es gelang ihnen doch nicht, Milena ganz zu isolieren. ... Es waren da einige Frauen, .. die weiter alles Menschenmögliche für sie taten. Ich weiß, daß ... Milena, vor ihrer Abreise eine überzeugte Atheistin, ... in ihrer Einsamkeit Gott anrief. ...

Ihr Gesundheitszustand verschlechterte sich, und schließlich erkrankte sie an einer Niereninfektion. Eine ihrer Nieren wurde entfernt, aber sie vertraute ihrem Arzt [einem Deutschen, der ein Student ihres Vaters gewesen war], wurde gut behandelt und erhielt einige Bluttransfusionen. Aber die zweite Niere war auch in Mitleidenschaft gezogen, und sie starb am 17. Mai 1944. Ihr Vater hätte ihre Überreste nach Prag holen können, aber sein Zustand erlaubte es nicht.

Jeder der folgenden kurzen Texte liefert eine Facette zu unserem Bild von Milena. Nina Jirsíková (1910–1978), die ehemalige Tänzerin und Choreographin im Befreiten Theater, beschreibt 1973 den Eindruck, den Milena in Ravensbrück auf sie machte:

1942: So ging sie auf mich zu, mit der Sonne im Rücken, ihr feines, lockiges Haar schon mehr grau als golden um ihren Kopf wie ein Heiligenschein, wie der feine Flaum des Löwenzahns. Etwas Zerbrechliches strahlte von ihr aus, von ihrem Blick. Ihre Figur war ziemlich knochig und groß. Sie ging immer gerade, auch später, als sie ihr steifes Bein nachzog. Sie hatte feine, edle Züge, mit sensiblen Nasenflügeln, und ihre Augen waren besonders ausdrucksvoll. Ihr Blick, ihre Gesten, ihre Sprache drückten eine starke Persönlichkeit aus. Man fühlte, daß ihr starker Geist keine Unterwerfung duldete. ... Ihr Körper war zu der Zeit schon stark von der Krankheit gezeichnet. In einer Umgebung, wo so viele Menschen an Leib und Seele gebrochen waren, schien sie besonders stark zu sein. ...

Milena Jesenská liebte die Kunst. Wir sprachen über Kunst, Künstler, Theaterstücke und Bücher. ... Ihre Spontaneität riß uns mit, so daß

wir unsere Lage vergessen konnten. … Milena war imstande, andere seelisch zu stützen. … Von dem, was sie mir erzählte, wußte ich, daß sie früher nicht stark genug gewesen war, den Freuden des Lebens zu widerstehen. Sie sprach ziemlich viel von sich und Kafka … aber ihren Mann Krejcar liebte und haßte sie noch immer.[55]

Viele empfanden Milenas Persönlichkeit ähnlich wie der Literaturwissenschaftler Eduard Goldstücker:

Milena bedeutete für Kafka nicht nur eine große Seligkeit, sondern auch eine zu große Last. In der Liebe war sie äußerst aufopfernd, aber auch erheblich besitzgierig. … Sie war so … aktiv, daß sie im passiven Kafka das immerwährende Gefühl der Angst verstärkte, besonders auf dem Gebiet des Sexus. … Diese Angst brachte ihre Liebe zum Scheitern. … Sie gehörte zu der Handvoll von Leuten, die verstanden, daß, indem Hitler nach Böhmen kam, er die Tür für den anderen Diktator öffnete, der nach ihm kam.[56]

Jaroslav Dresler zieht folgende Bilanz:

Milenas Größe lag weder in ihrer „Heiligkeit“ noch darin, daß sie ein Schulbeispiel einer Antinazikämpferin war, sondern in ihrer Fähigkeit, sich aus dem Staub und Schmutz des Lebens zu einem Opfer, das über das Persönliche hinausgeht, zu erheben; in der Fähigkeit, sich über die Purzelbäume und Streiche *[ihres Lebenswegs]* zu erheben. Sie kam rein und makellos in Kafkas Sinn aus den Senkgruben und Kloaken des Lebens. Ihr Adel liegt darin, was sie schließlich aus sich gemacht hat.[57]

Von Willy Haas' Hommagen an Milena ist die folgende vielleicht die schönste:

Nach der Sage ist das uralte slawische Böhmen ein Matriarchat gewesen. … Das konnte man wohl glauben, wenn man Milena kannte. … ich bin in meinem ganzen Leben nur einem Menschen begegnet, der zu einem gefährlichen und tragischen Leben geboren war, und das war … Milena. Für sie war die Weltordnung nicht geschaffen. … Sie durchbrach sie jeden Tag, in jeder Minute. Sie nahm, was ihr gebührte, auch

wenn das unter Bürgern Diebstahl oder Raub hieß ... und gab mit beiden Händen. Für sie war nichts unmöglich: Wen sie liebte, über wen sie schützend ihre Hand hielt, der konnte getrost weitermarschieren. ... Sie wäre eines Mordes fähig gewesen – aus purer Freundschaft. ... Ich war nie ihr Liebhaber. ... Es wäre auch furchtbar, mit dem leibhaftigen ... Orkan vermählt zu sein. ... Ich war immer selig, wenn ich sie sah.[58]

Anmerkungen

1 „Vivre" von Gertraud Auer und Catherine Stahly Mougin wurde in den frühen neunziger Jahren in verschiedenen europäischen Großstädten gezeigt.
2 Die Briefe befinden sich im Literaturarchiv in Strahov.
3 Eine bedeutende Romanschriftstellerin.
4 Šalda war jahrzehntelang der Papst der tschechischen Literatur.
5 Karel Čapek war der bedeutendste tschechische Dramatiker, sein Bruder Josef war vor allem als Maler und Zeichner bekannt.
6 Das deutsche Korso.
7 Prager Triptychon, München 1960, S. 208–209.
8 Dieser Satz ist auch ein Beispiel für Milenas Deutsch.
9 Deset adres Mileny Jesenská (Zehn Adressen der Milena Jesenská), Prag 1959.
10 Max Brod, a.a.O., S. 282.
11 Hier hat sich Milena geirrt und „dudek", d. h. Wiedehopf, mit Dudelsack übersetzt. Auf deutsch würde man sagen: „wie ein Murmeltier".
12 Tribuna: Život ve Vídni (Das Leben in Wien), 11. März, 1920.
13 Tribuna, Vulgární literatura (Vulgäre Literatur), 4. März, l944.
14 O té ženské emancipaci (Über die Emanzipation der Frauen), Národní listy, 2. Feber, 1923.
15 Od člověka k člověku (Von Mensch zu Mensch) Národní listy, 12. Jänner, 1924.
16 Im Nationalliteraturarchiv in Strahov.
17 Im Nationalliteraturarchiv in Strahov.
18 Polak wurde manchmal auch mit zwei l geschrieben.
19 Gina Kaus, Und was für ein Leben! Hamburg, 1979, S. 53–55.
20 Rot-weiß sind die tschechischen Nationalfarben.
21 Der Kreis, den Milena zusammengestellt hatte.
22 Einer linken Gruppe von Künstlern.
23 Dopisy Mileně, Praha 1968, S. 24.

24 Der Wochenzeitschrift Pestrý týden (Die bunte Woche).
25 Praha, 1925.
26 Praha 1926.
27 Mit dem geborgten Geld fuhr sie nach Italien, zum Meer. Vondráčková: „Nein, Schulden haben sie nie gestört."
28 Ein Vorort von Prag.
29 Cesta k jednoduchosti (Der Weg zur Einfachheit), Praha 1926, S. 16.
30 Eine konventionelle Schriftstellerin des frühen neunzehnten Jahrhunderts.
31 Angeblich rührte das von Gonorrhö her, mit der sie ihr Mann angesteckt hatte.
32 Ein Kommunist, den sie ursprünglich zu sich nahm, weil er krank war und sich keine anständige Wohnung leisten konnte.
33 ein bürgerliches Wohnviertel.
34 In: Přítomnost, 27. Juli 1938.
35 Ein österreichischer Flüchtling, der ein sehr guter Freund Milenas wurde.
36 Milena hält das Los der Juden in Europa für vergleichbar mit dem der Schwarzen in den Vereinigten Staaten.
37 Der Führer der deutsch-nationalsozialistischen Partei in der Tschechoslowakei.
38 In: Přítomnost, 7. September 1938.
39 Als Industriegebiet war das deutschsprachige Randgebiet mehr von der Wirtschaftskrise betroffen als das übrige Land.
40 In: Přítomnost, 21. September 1938.
41 Měsíc září (der Monat September) 5. Oktober 1938.
42 d. h. Länder, die geopfert werden können, um Hitler zufriedenzustellen.
43 Nad naše síly Über unsere Kräfte 12. Oktober 1938.
44 Co zbývá z KSC? (Was bleibt von der tschechoslowakischen kommunistischen Partei?).
45 Der Berg, aus dem in schwierigen Zeiten Ritter kommen sollen, um dem tschechischen Volk zu helfen.
46 Poslední dny Karla Čapka (Karel Čapeks letzte Tage), in: Přítomnost, 1. April, 1939
47 Nach dem Münchener Abkommen gab es unter den Tschechen einen starken Rechtsruck.
48 Praha, ráno 15. března 1939 (Prag, den 15. März 1939). in: Přítomnost, 22. März 1939.
49 Honza = die Tochter Jana.
50 Hledat štěstí jinde (Das Glück woanders suchen), 12. April 1939.
51 In: Ulrich Weinzierl: Wahrscheinlich bin ich traurig heute, „Frankfurter Allgemeine Zeitung", 7. Oktober 1980. Der Titel ist ein Zitat aus einem Brief Milenas.
52 In: Newyorské listy, 9. Juni 1945.
53 Guten Freunden und deutsch-jüdischen Emigranten.

54 das Hauptquartier der Gestapo.
55 aus Dr. Marie Jiráskovás Archiv.
56 In: Milena Jesenská: Cesta k jednoduchosti (Der Weg zur Einfachheit), hrg. von Jaroslav Dresler als „Kafkova Milena“ (Kafkas Milena), Eggenfelden, 1982, S. 124.
57 Dresler, ibid, S. 123ff.
58 The World of Literature: Reminiscences, Munich 1960, S. 38f.

Milada Horáková
(1901–1950)

Wenn die westlichen Medien eine vernünftigere Werteskala hätten, wäre der Name Milada Horáková im Westen sehr bekannt. Sie war eine der wichtigsten Frauen in der tschechischen Frauenbewegung der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Als Gefangene der Nazis im Zweiten Weltkrieg entging sie mit knapper Not der Hinrichtung, war nach dem Krieg wieder die wahrscheinlich profilierteste Aktivistin, wurde von den Kommunisten 1950 wieder verhaftet und von ihnen – trotz vieler internationaler Proteste – hingerichtet.

In allen Berichten, die ich finden konnte, erscheint sie als bewundernswerter Mensch: höchst intelligent, charaktervoll, gewissenhaft. Abgesehen von dem hier abgedruckten Brief an ihre Schwiegermutter, gibt es keine Dokumente, die auf innere Konflikte hinweisen. Die Konflikte in ihrem Leben ereigneten sich zwischen ihrer Person und den Unrechtsstaaten. Sie war ein äußerst sachlicher Mensch und andererseits von einer Frömmigkeit, die man – besonders bei tschechischen Intellektuellen ihrer Zeit – selten findet.

Von den beiden Gerichtsprozessen ist der von den Kommunisten angestrengte der ungeheuerlichere: Die Feinde waren nicht nur die stalinistische Regierung ihres eigenen Landes, sondern auch bekannte Intellektuelle, die sich gegen sie aussprachen, und hunderte, vielleicht tausende Arbeiter die, durch Propaganda verhetzt, ihren Tod verlangten.

Weil die sie betreffenden Dokumente einschließlich ihrer Antworten vor Gericht viele Bände füllen würden – ihr Prozeß von 1950 war der größte Schauprozeß in Osteuropa –, muß sich dieses Kapitel von den anderen unterscheiden. Es gibt keine Erinnerungen oder Tagebücher, aus denen man ein Porträt von Milada Horáková zusammensetzen könnte. Darum besteht dieses Kapitel aus einer Zusammenfassung von Zora Dvořákovás Bericht, dem einige der Briefe, die Horáková Tage oder Stunden vor ihrer Hinrichtung geschrieben hat, beigefügt sind.

Milada Horáková wurde am 25. Dezember 1901 in Prag-Weinberge geboren. Der große König-Georgs-Platz, wo die Familie wohnte, bot

dem aufgeweckten Kind eine bunte Palette interessanter Dinge. ... Prag wuchs und wurde modernisiert. ... Ihr Vater, Čeněk Král, betrachtete sich als Geschäftsmann. Er war viele Jahre Direktor der Bleistiftfabrik in Böhmisch-Budweis. ... Dieses tschechische Unternehmen hatte einen schweren Stand gegenüber der deutschen Konkurrenz, der bekannten Koh-i-Noor-Fabrik. ... Da die Familie nicht nach Budweis zog, blieb die Mutter mit den drei Kindern während der Woche allein. Das trug wahrscheinlich auch zu Miladas Selbständigkeit bei und lehrte sie von klein auf, alltägliche Probleme selbst zu lösen. Der Vater war vernünftig, flexibel und energisch, die Mutter feminin, gefühlsbetont und sanft. ... Es gelang ihr, ein Heim zu schaffen, an das sich Milada als von Liebe und Geborgenheit geprägt erinnerte. ...

Schon als Kind verfolgte Milada alle Dinge, die ihren Vater betrafen, mit wacher Aufmerksamkeit. ... Als starke Persönlichkeit dominierte er in der Familie, und Milada, die seine Ansichten immer mehr teilte, stand ihm von den Kindern am nächsten. Er sympathisierte mit Masaryks Realistischer Partei, die 1906 die Tschechische Fortschrittspartei wurde. ... So identifizierte sich Milada von Kindheit an mit Masaryks politischen Zielen. ... Viel später wurde ihr bewußt, daß ihr Vater den gleichen Bart trug und daß er Masaryk überhaupt ziemlich ähnlich sah.

In den Ferien fuhren die Králs in die Gegend bei Kutná Hora, aus der Frau Králová stammte. ... Der Geist der alten Stadt mit ihren Renaissancehäusern, dem italienischen Hof und der St.-Barbara-Kathedrale regten die junge Milada an, die Schönheit der Formen in sich aufzunehmen, und weckten ihr Interesse an der tschechischen Vergangenheit. Ihr Lieblingsplatz in den Ferien aber war die Mühle ihres Großvaters väterlicherseits in Hodkov. ... an der Sazawa, eine ländliche Idylle, wo Mensch, Natur und uralte Ordnung in harmonischem Einklang zu sein schienen. ... Doch auch Zeitungen und Bücher wurden dort gelesen, und es gab häufig politische Diskussionen. ...

Obwohl vier Jahre jünger als ihre Schwester und sechs Jahre älter als ihr Bruder, wurde sie nicht nur ihre Anführerin, sondern auch früh eine Autoritätsfigur unter ihren Schulkameraden und Freunden. Lernbegierig und zielbewußt lernte sie Sprachen und nahm Klavierstunden neben dem normalen Schulunterricht.

Aber die Familie wurde von tragischen Ereignissen heimgesucht. Mi-


Abb. 29: Milada Horáková

ladas sechzehnjährige Schwester erkrankte und wenige Tage später auch ihr sechsjähriger Bruder an eitrigem Scharlach und einer nachfolgenden Hirnhautentzündung. Anscheinend war auch ärztliche Nachlässigkeit mit im Spiel. Die beiden Kinder starben kurz nacheinander. Milada war von dem Tod ihrer Geschwister tief erschüttert. Sie begriff, daß das Leben auch anders sein konnte, als sie es bis dahin kannte, und lernte, Leidenden gegenüber mitleidig zu sein.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, war Milada Gymnasiastin. Sie nahm begeistert an Debatten unter den Schülern teil, was nach dem Krieg geschehen sollte.

Als ihre Schwester Věra geboren wurde, übernahm sie einen großen Teil ihrer Pflege. ... Je länger der Krieg dauerte, um so mehr fehlten den Bewohnern Prags Lebensmittel und Heizmaterial. Die Stimmung war angespannt, vom Ausland kamen Berichte von Masaryks Kampf und über die Bildung von tschechischen Legionen in Rußland; einige der wichtigsten politischen Persönlichkeiten wurden verhaftet.

Am ersten Mai 1918 fand ein unerlaubter Umzug in Prag statt, während dessen Milada den Soldaten eine Rose zuwarf. Das wurde als Provokation gesehen, und Milada wurde vom Gymnasium relegiert und mußte auf ein anderes wechseln. Ihre Matura *[Abitur]* fand schon nach der Gründung der Tschechoslowakischen Republik statt. Die Králs begrüßten die freie Tschechoslowakei mit großer Begeisterung.

Milada wollte Medizin studieren, aber ihr Vater, der nach dem Tod seiner zwei Kinder große Vorurteile gegen Ärzte hatte, überzeugte sie, daß sie den Leidenden auch helfen könnte, wenn sie Jura studieren würde. Sie stimmte schließlich zu und hoffte, sich anschließend der Sozialarbeit widmen zu können. Sie wurde deshalb Mitglied des Roten

Kreuzes, wo sie dessen Vorsitzende Dr. Alice Masaryková, die Tochter des Präsidenten, kennenlernte.

Neben ihrem Jurastudium beschäftigte sie sich systematisch mit T. G. Masaryks Werken. Anders als viele ihrer Zeitgenossen wollte sie seine Lehren gründlich kennen. Sie studierte auch Plato und andere Philosophen, die ihn entscheidend beeinflußt hatten.

In jenen Jahren verbrachten die Králs die Sommerferien in Zruč an der Sazawa; Milada war damals sehr von ihrem Onkel, einem katholischen Pfarrer, beeindruckt. Sie las viel, fuhr Rad, plauderte mit ihrer Mutter und spielte mit ihrer kleinen Schwester. ... Mit ihrem angenehmen Äußeren strahlte Milada eine natürliche Harmonie aus. Sie war mittelgroß, hatte hellbraunes Haar und dunkelblaue Augen.

Als Studentin lernte sie Bohuslav Horák kennen. Er war landwirtschaftlicher Ingenieur und promovierte später. Miladas Vater gab seine Zustimmung zu einer Heirat nach Beendigung ihres Studiums. Da erkrankte sie an Scharlach und Diphtherie; ihr Leben hing an einem seidenen Faden, und es sah so aus, als ob sich die frühere Tragödie wiederholen sollte. Aber Milada wurde gesund und promovierte im Jahr 1926.

Bevor Milada und Bohuslav heiraten konnten, mußte ein grundlegendes Problem gelöst werden. Die Horáks, seit Generationen eine tief religiöse Familie, waren Protestanten, und es war undenkbar, daß Milada ihrer Religionsgemeinschaft nicht beitreten würde. Sie lebten in Ostböhmen, wo Bohuslavs Vater Direktor einer Schule war. Sie waren ernste, angesehene Leute, vielleicht mit einer leichten Tendenz zur Intoleranz. Vater Horák und sein Bruder, ein Verleger, waren sehr engagierte Laien in der protestantischen Kirche. Bevor das Paar sich verloben konnte, kam Bohuslavs Vater nach Prag, um seinen Wunsch, daß Milada seiner Kirche beitreten solle, mit ihrer Familie zu besprechen. Nach langer Überlegung schlug Frau Králová vor, daß die ganze Familie protestantisch werden solle.

Dabei spielte auch die Stimmung in der Tschechoslowakei in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre eine Rolle. Da waren vor allem die „Los-von-Rom-Bewegung“, die schon vor dem Krieg existiert hatte, die neugegründete Tschechoslowakische Kirche und die Tschechoslowakische Evangelische Kirche.

Čeněk Král war mit dem Vorschlag seiner Frau einverstanden, und

so trat die Familie der Tschechoslowakischen Evangelischen Kirche bei. Milada nahm den Schritt sehr ernst; sie sprach nicht viel über Gott, dachte aber viel über diese Fragen nach. ... Die Hochzeit fand Anfang 1927 statt, und Milada fand eine Stelle bei der Prager Stadtverwaltung. Sie arbeitete im Sozialamt unter Dr. Petr Zenkl, dem späteren Oberbürgermeister von Prag, zuerst bei der Verwaltung von Stiftungen, dann bei der Kinderfürsorge. Zu ihren Aufgabengebieten gehörten auch die öffentliche Wohnraumversorgung und die Betreuung von Arbeitslosen.

Viel Zeit widmete sie der Mitarbeit im nationalen Frauenrat, besonders Fragen zur Gleichberechtigung der Frau. Im Zusammenhang mit diesem Engagement reiste sie ins Ausland, hauptsächlich nach Paris, aber auch nach England und Schottland, Schweden und in die Schweiz. ... Milada war in der Vereinigung der Juristinnen aktiv und schrieb Beiträge zu einem Buch über Juristinnen an der Universität und in Privatpraxis.

Unter den vielen Menschen, die Milada damals kennenlernte, übte die Senatorin Františka F. Plamínková, die Vorsitzende des Frauenrats, auf sie den größten Einfluß aus. ... Später wurden sie enge Freundinnen. ... 1929 trat Milada der Nationalen Sozialistischen Partei[1] bei.

Sie wollte vollkommene Gleichberechtigung für Frauen, ohne daß das Familienleben dabei zu kurz käme. ... Sie sollten eigene Entscheidungen über ihre Berufstätigkeit treffen können. Ihre Ausbildung sollte sowohl auf einen Beruf ausgerichtet sein als auch auf die Erziehung ihrer Kinder. Wenn sich eine Frau ganz ihrer Mutterrolle widmen wollte, so sollte sie die entsprechende gesetzliche und soziale Sicherheit haben. ...

Bohuslav Horák hatte volles Verständnis für Miladas Ambitionen. ... Sie beschäftigten eine Haushälterin, so daß Milada nach der Geburt ihrer Tochter Jana im Jahr 1933 ihre Arbeit nicht einschränken mußte. ...

Um diese Zeit lernte Milada bei einer Einladung bei Alice Masaryková Präsident Masaryk kennen. ... Während der Diskussion, die den ganzen Abend dauerte, interessierte er sich für den Nationalen Frauenrat, das Leben der tschechoslowakischen Frauen und ... junger Menschen überhaupt. ... Als Abschiedsgeschenk gab er ihr einen blühenden Azaleenstrauß, den sie in ihrer Aufregung auf dem Tisch liegen ließ. ... Den Abend betrachtete sie als einen der wichtigsten in ihrem Leben.

... Die Horáks erfuhren von Masaryks Tod während eines Urlaubs im Böhmerwald. Sie fuhren sofort nach Prag und standen während der

Nacht in einer endlosen Schlange von Menschen, die ihm die letzte Ehre erweisen wollten. Milada gelobte sich zu der Zeit, Masaryks Erbe treu zu bleiben.

Von Dezember 1935 an war Dr. Edvard Beneš, Masaryks engster Mitarbeiter, Präsident der Tschechoslowakischen Republik. Auf Grund der ständigen Angriffe der Kommunisten und der Henlein-Partei erlebte das Land in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre schwere Krisen. Mit wachsendem Unbehagen verfolgte Milada Hitlers ... aggressive Politik. Sie erwartete, daß seine territorialen Ansprüche in bezug auf Österreich und die Tschechoslowakei auf den entschiedenen Widerstand von Großbritannien und Frankreich stoßen würden ....

Das Münchener Abkommen, das das Ende der Tschechoslowakei bedeutete, war deshalb für Milada ein großer Schock. Mit Bitterkeit nahm sie die Errichtung des „unabhängigen" Slowakischen Staats und die deutsche Besetzung der böhmischen Länder zur Kenntnis. Als Bohuslav, der während der Mobilmachung in der Armee gewesen war, zurückkam, war Milada mit der Betreuung von Flüchtlingen aus dem Sudetengebiet beschäftigt.

Schon ab März 1939 wurde in Böhmen eine Widerstandsbewegung organisiert. Am 1. September 1939 verhafteten die Nazis Geiseln aus der Zivilbevölkerung, die sie unter den führenden Vertretern des tschechischen kulturellen und öffentlichen Lebens aussuchten, darunter auch die Senatorin Plamínková.

Am 28. Oktober[2] beobachtete Milada Massendemonstrationen, auf die die Deutschen mit massenhaften Repressalien reagierten. Sie schlossen die tschechischen Universitäten, richteten neun Studentenführer hin und schickten 1200 Studenten in Konzentrationslager. Die Tschechen hielten daraufhin einen Krieg für ihre einzige Rettung.

Milada Horáková, zu der Zeit Sekretärin des Nationalen Frauenrates, versuchte, außerhalb Prags Zweigstellen zu organisieren. Sie sollten bei der Verbreitung von Nachrichten helfen, Verstecke und überhaupt Unterkünfte ausfindig machen und illegale Grenzübertritte ermöglichen.

Immer mehr Mitglieder des Zentrumsparteien wurden verhaftet. Das Petitionskommittee „Wir bleiben treu", dem sich auch Milada angeschlossen hatte, arbeitete an einem Programm für die zukünftige freie Tschechoslowakei; Bohuslav Horák beschäftigte sich mit dessen land-



Abb. 30: Das Haus in der Zapova

wirtschaftlichen Belangen. Das Kommittee hatte ungefähr vierzig Mitglieder, von denen die meisten den Krieg nicht überlebten. Milada machte Wohnungen für Leute ausfindig, die sich verstecken mußten, und sammelte Informationen für einen illegalen Nachrichtendienst. Sie vermied jede Art von unnötigen Risiken. Versammlungen fanden an verschiedenen Stellen in Prag und auch in der Wohnung der Horáks statt.

Am 2. August 1940 wurden sie während ihres Urlaubs von der Gestapo verhaftet. Bohuslav wurde nach Pardubice gebracht, Milada mit der kleinen Jana in das Petschek Palais[3]. Von dort kam Jana zu ihren Großeltern Horák. Den Nazis gelang es erst nach längerer Zeit, Miladas Verbindung zum Petitionskommittee herauszufinden. Sie war gnadenlosen Verhören und Foltern ausgesetzt, während derer sie Ohnmachten und Anfälle simulierte. Der untersuchende Kommissar stach sie mit Nadeln, um zu sehen, ob sie wirklich bewußtlos war. Sie hatte so viel Selbstkontrolle, daß sie auch nicht auf starken Schmerz reagierte. Manchmal wurde sie bei Nacht in eine besonders kleine, kaminartige Zelle gesperrt. Die Fesseln schnitten sie ins

Fleisch und vertieften offene Wunden, aber von ihr erfuhr die Gestapo nichts. Um Verdacht von anderen, die noch frei waren, abzulenken, nahm sie deren Taten auf sich. ... Nach dem Attentat auf Heydrich, als die Grausamkeit der Gestapo bestialisch wurde, wurde Milada in die „Kleine Festung“ in Theresienstadt überführt. Dort sah sie ihren Mann und auch ihre Freundin Plamínková wieder, die bald darauf hingerichtet wurde.

Milada war fast zwei Jahre in Theresienstadt inhaftiert. Wegen eines Gerüchts, daß sie Präsident Benešs Sekretärin gewesen sei, wurde sie besonders grausam behandelt. Einige Wochen verbrachte sie in einer dunklen Zelle, damals Nummer 8, wo der serbische Revolutionär Gavrilo Princip, der den österreichischen Kronprinzen Franz Ferdinand und seine Frau ermordet hatte, gestorben war.

Nach mehreren Wochen in einem Gefängnis in Leipzig, wo sie in einer unterirdischen Munitionsfabrik arbeitete, wurde sie im Oktober 1944 gleichzeitig mit ihrem Mann in Leipzig vor Gericht gestellt. Sie hatte ein kleines Geschenk für ihn: Brot, das sie im Gefängnis zusammengespart hatte. Im Prozeß verteidigte sie sich selbst auf deutsch. Der Staatsanwalt verlangte für sie die Todesstrafe, doch das Urteil lautete schließlich: acht Jahre Gefängnis. ... Milada wurde anschließend in das Frauengefängnis in Aichach bei München gebracht, wo sie 1945 von der amerikanischen Armee befreit wurde.

Nachdem sie am 16. Mai Prag erreicht hatte, schloß sie sich gleich auf dem Bahnhof den Sozialarbeiterinnen an, die sich um die ankommenden politischen Gefangenen kümmerten. Zwei Wochen später kam auch Bohuslav zurück, und sie zogen in ein neues Heim. Milada pflegte zu sagen: „Ich habe mein Leben geschenkt bekommen, es gehört mir nicht. Ich bin bereit, es zu opfern.“

Eine politische Betätigung erschien ihr jetzt angebracht. Sie war davon überzeugt, daß Ideologien, die nach absoluter Macht streben, zu bekämpfen sind und daß nur ein politischer Pluralismus die Freiheit aller Minderheiten und Einzelpersonen sichern kann. Sie nahm ihre Arbeit in der Nationalen Sozialistischen Partei wieder auf, die die Tradition von Masaryk und Beneš fortsetzte.

Das tschechische Volk hatte die Sowjetarmee als seine Befreierin von der Nazibesetzung begeistert aufgenommen .... Aber das Verhalten der tschechoslowakischen Kommunisten, die aus Moskau zurückkamen,

ließ bald erkennen, daß sie nun die Macht an sich reißen wollten. Die Nationale Sozialistische Partei, geleitet von Fráňa Zemínová, ihrer Vorsitzenden aus der Vorkriegszeit, wurde dagegen von Politikern vertreten, die mit Präsident Beneš im Londoner Exil gewesen waren.

Milada Horáková widmete sich wieder der Frauenbewegung, jetzt als Vorsitzende des tschechoslowakischen Frauenrats, und war eine der stellvertretenden Vorsitzenden der Vereinigung ehemaliger politischer Gefangener. Ein weiteres Tätigkeitsfeld war das Parlament, wo sie sich als Abgeordnete für Beamtinnen mehrerer Banken einsetzte, die ihre Lebensstellungen durch ihre Heirat verloren hatten. Sie verlangte, daß Frauen, die im Haushalt tätig sind, dieselben Rechte wie Berufstätige haben sollten. Außerdem setzte sie sich für die Rechte politischer Gefangener ein.

Im März 1946 sorgte sie für große Aufregung bei den kommunistischen Abgeordneten, als sie Dr. Feierabend, der bis 1938 Landwirtschaftsminister gewesen war, in Schutz nahm. Milada wußte, daß die Angriffe auf ihn Teil der kommunistischen Strategie waren, die ländlichen Wähler für sich zu gewinnen. …

Sie trat bei vielen öffentlichen Versammlungen der Nationalen Sozialistischen Partei als Rednerin auf und lobte das Bündnis, das Beneš mit der Sowjetunion geschlossen hatte, ohne dadurch die Freundschaft mit dem Westen zu gefährden, als staatsmännische Tat. Aber die Spannungen wuchsen weiter, und es kam zu immer größeren Konflikten. In der Wahlkampagne des Jahres 1946 kandidierte Milada Horáková für den Bezirk Böhmisch Budweis. …

Bei der Wahl erhielten die Kommunisten über 40 Prozent der Stimmen; außerdem betrachteten sie auch die 16 Prozent sozialdemokratischen Stimmen mehr oder weniger als ihre. Mit fast 24 Prozent der Stimmen waren die Nationalen Sozialisten die zweitstärkste Partei; Milada wurde im ersten Wahlgang gewählt. Die demokratischen Politiker waren sich darüber im klaren, daß der Kampf um den demokratischen Charakter der Tschechoslowakischen Republik begonnen hatte. … Auf Grund des Wahlergebnisses mußte Präsident Beneš eine neue Regierung, geführt vom Kommunisten Klement Gottwald, ernennen.

Als Milada die Sowjetunion im Herbst 1947 besuchte, waren ihre Eindrücke sehr negativ, besonders in bezug auf die Lage der Frau. Sie wußte, daß ihr Aufenthalt manipuliert war. Die Sowjetunion zeigte ein

ungeheures Interesse am Schicksal der Nachkriegstschechoslowakei. Stalin versprach, die tschechoslowakische Armee mit Hilfe eines Kredits auszurüsten. Die Tschechoslowakei erhielt eine wichtige, ehemals deutsche Fabrik, und es wurden Flug- und Bahnverbindungen zwischen der Sowjetunion und der Tschechoslowakei geplant. Die kommunistische Partei setzte sich mit Kollektivierungsmaßnahmen in der Landwirtschaft über alle parlamentarischen Hürden hinweg.

Das ganze Jahr 1947 war durch die wachsende politische Krise gekennzeichnet, und in der Auslandspresse erschienen Artikel über die Möglichkeit eines gewaltsamen Umsturzes. In den Sommermonaten kam es zum Konflikt über die Frage, ob der Marshallplan, der der Tschechoslowakei wirtschaftliche Hilfe bringen würde, angenommen werden sollte. Für die Tschechoslowakei wäre das die letzte Möglichkeit gewesen, der sowjetischen Interessensphäre zu entgehen, aber sie wurde gezwungen, den Plan abzulehnen, und das langfristige sowjetisch-tschechoslowakische Handelsübereinkommen im Dezember 1947 zu unterzeichnen. ...

Anfang 1948 schlug die Nationale Sozialistische Partei vorzeitige Wahlen vor, in der Annahme, daß sich die für die Kommunisten vorteilhaften Resultate nicht wiederholen würden. Die Kommunisten, die damit ebenfalls rechneten, lehnten Neuwahlen ab. Am 20. Feber 1948 legten einige Minister, die demokratischen Parteien angehörten, ihr Amt nieder, aber Beneš weigerte sich, die Rücktritte anzunehmen. Die Sozialdemokraten Ludvík Svoboda und Jan Masaryk blieben.

Die Kommunisten bemühten sich vergeblich, Milada Horáková für ihre Zwecke zu gewinnen. Als sie Jan Masaryk im Czerninpalais besuchte, hatte sie vom Gespräch mit ihm ein bedrückendes Gefühl. Er schien sich jedes Wort zu überlegen, so, als ob er beobachtet würde. Sie fragte ihn umsonst, was er meinte. ... Er schien nicht mehr der vitale, mit Witz überschäumende Mann zu sein, den sie gekannt hatte. Zu der Zeit hatte sie auch einige Gespräche mit Präsident Beneš. Nachdem Beneš doch die Rücktritte angenommen hatte, vereinbarte sie mit ihm noch einen Termin, aber er war erschöpft, und der Arzt hatte verordnet, daß er nicht gestört werden dürfe.

Am nächsten Tag wurde Milada nicht mehr in ihr Arbeitszimmer gelassen; ihre Korrespondenz wurde konfisziert. Die Presse, die schon in

den Händen der Kommunisten war, verlautbarte, daß sie all ihrer öffentlichen Funktionen enthoben worden war. Aus Angst lehnten sie auch Organisationen, denen sie nie beigetreten war, öffentlich ab, wie z. B. die Organisation der Sozialarbeiter.

Die Bevölkerung machte sich Gedanken darüber, ob die Unterschriften unter der Rücktrittserklärung der Minister echt waren. Milada Horáková hatte in dieser Hinsicht starke Zweifel, und auch am angeblichen Selbstmord Masaryks, der am 10. März tot aufgefunden wurde. ... An dem Tag trat Milada von ihrem Amt als Senatorin zurück. Ihre nächsten Kontaktpersonen waren Hubert Ripka und Petr Zenkl[4]; sie zögerte nicht, sie zu besuchen, obwohl sie polizeilich überwacht wurden. Zenkl bot ihr die Möglichkeit an, das Land mit ihm zu verlassen, aber sie beschloß, so lang wie möglich zu bleiben, da sie ihre Hauptverpflichtung im inneren Widerstand sah. Milada war arbeitslos, aber ihr Mann, der auch ständig überwacht wurde, arbeitete noch im Informationsministerium. Schließlich fand sie eine Stelle im Büro für Bildungswesen.

Der Sokol-Kongreß von 1948, der sich als mächtige antikommunistische Demonstration erwies, verbesserte die allgemeine Stimmung für kurze Zeit. Ende August besuchte Milada Präsident Beneš, der schon sehr krank war; anscheinend konnte sie kurz mit ihm sprechen.

Viele Bekannte kamen zu Horáks, und Milada, die eine Meisterin im Sammeln und Wiedergeben von Informationen war, gelang es, diese ins Ausland zu befördern. Nationale Sozialisten, Mitglieder der Volkspartei und Sozialdemokraten trafen sich bei ihr, aber im Gegensatz zu den Behauptungen der Kommunisten nahm sie keine führende Stellung ein.

Mit Worten wie „Unterwanderung", „Spionage" und „Hochverrat" verbreitete die kommunistische Propaganda Gerüchte über angebliche Waffen und Munitionslager, die zur Ermordung von Kommunisten dienen sollten.

Was Milada zu dieser Zeit dachte, ergibt sich aus einem Brief, den sie Petr Zenkl auf illegalem Wege im Juni 1949 schickte. Sie schrieb, daß die Nationale Sozialistische Gruppe sich bemühe, die Kontinuität der letzten demokratisch gewählten Organe zu erhalten und eine Zusammenarbeit mit Mitgliedern der Volkspartei und den Sozialdemokraten zu erreichen. Wir wissen nicht, welche Einrichtungen sie meinte, als sie von den „sozialistischen Einrichtungen, die funktionie-



Abb. 31: Milada Horáková vor Gericht

ren und wirklichen Fortschritt bedeuten", sprach. Jedenfalls sah sie nicht alle Neuerungen des Regimes kritisch. Zum Schluß schrieb sie: „Es ist manchmal sehr schwer, hier zu leben. Mein Mann ist schon eine Zeitlang arbeitslos. ... Es gibt für mich hier noch viel zu tun. Beten Sie für mich, damit ich weiß, wann die Zeit gekommen ist *[wegzufahren]*."

Anfang September nahm Milada an einem Treffen in Vinoře teil. Zu diesem Zeitpunkt wurden die Teilnehmer schon von der Geheimpolizei überwacht. Wir wissen nicht, was an dem Nachmittag vorgefallen ist, aber als Milada sehr aufgeregt nach Hause kam, schlug ihr Mann vor, sofort mit Jana das Land zu verlassen. Aber sie blieben.

Am Morgen des 27. September fuhren die Horáks zusammen in die Stadt; Milada ging in ihr Büro, Bohuslav kehrte nach Hause zurück. Er saß auf der Terrasse ... als ... er zwei Polizisten in Regenmänteln vor der Gartentür stehen und klingeln sah. Während sie auf weitere Polizisten warteten, befahlen sie Jana, der Haushälterin und Bohuslav, jeweils allein in ein Zimmer zu gehen. Bohuslav nutzte ihre Unaufmerksamkeit, um durch den Garten zu entfliehen. Er wußte nicht, daß Milada schon am Nachmittag in ihrem Büro verhaftet worden war, und wollte sie warnen, nicht nach Hause zu kommen. Nachdem er einige Zeit in einem Versteck verbracht hatte, konnte Bohuslav am 1. Dezember nach Westdeutschland entkommen.

Seit dem Sommer 1948 füllten sich die Gefängnisse mit Nichtkommunisten. Menschen, die einander vorher nicht gekannt hatten, wurden beschuldigt, Mitglieder subversiver Gruppen zu sein. Man warf ihnen Sabotage, Spionage und Hochverrat vor.

Milada wurde in das Gefängnis in Ruzyně gebracht und ihr Fall dem Polizei Kommissar Václav Pešek übergeben. Er brüstete sich damit, daß er imstande sei, die Angeklagten zu jedem Geständnis zu bringen. Anfangs schien es, als ob die Verhaftung Miladas und der Leute um sie herum so gehandhabt werden würde wie viele vergleichbare Fälle. Es hatte zwar schon einige Hinrichtungen gegeben, aber das wurde im Falle von Miladas Gruppe nicht erwartet. Welcher Verbrechen konnten sie beschuldigt werden? Sie hatten sich getroffen, über die gegenwärtige Lage diskutiert, über Lösungen nachgedacht und mit Kollegen im Ausland korrespondiert. Auch Milada scheint gedacht zu haben, daß ihre Strafe im schlimmsten Falle einige Jahre Gefängnis und Zwangsarbeit sein würde.

Im Oktober 1949 trafen zwei sowjetische Berater, Lichatschov und Makarov, in Prag ein, die als Spezialisten für die Vorbereitung größerer Prozesse die tschechoslowakische Polizei beraten sollten. Stalin wollte einen Monsterprozeß. ... Obwohl es dafür keinerlei Beweise gab, wurde Horákovás Gruppe als „terroristisches Zentrum“ betrachtet. Als die Angeklagten die notwendigen Geständnisse verweigerten, schlug Karel Šváb, ein Mitglied des Sicherheitsausschusses des Zentralkommittees der tschechoslowakischen kommunistischen Partei, der zwei Jahre später als Mitglied der Slánský-Gruppe hingerichtet wurde, eine der Angeklagten, Tomy Kleinerová, ins Gesicht, bis sie blutete, und schrie sie an, daß die Urteile schon beschlossen seien, ob sie etwas zugäbe oder nicht. ....Tagelang probten die Untersucher mit den Angeklagten Fragen und Antworten. Nach jeder Abweichung vom vorgeschriebenen Text gab es weitere Foltern.

Die Sowjetberater ... lehrten die Polizei, ein schreckliches, absurdes Theater zu spielen, in dem alle die Rollen spielten, die sie geübt hatten. .... Zu den Angeklagten, die einander schon kannten, kamen andere, mit denen sie bis dahin nie etwas zu tun gehabt hatten. So wurde daraus ein Mammutprozeß unter der Bezeichnung: „Prozeß gegen die Führung der terroristischen Verschwörung Horáková und Co.“, dem dreißig weitere Prozesse folgten, die allesamt beweisen sollten, daß es sich um ein riesiges Netz der Verschwörung handele. Allein in der Nacht vom 7.

zum 8. November ging die Polizei in die Wohnungen von 380 Mitgliedern der Nationalen Sozialistischen Partei und verhaftete sie. …

Nachdem auch andere mögliche Kandidaten in Betracht gezogen worden waren, beschloß die kommunistische Regierung, Horáková als Anführerin der Verschwörung anzuklagen.

Am 31. Mai 1950 wurde der Prozeß eröffnet. Im Gerichtssaal wurden Hakenkreuzfahnen, Waffen usw. zur Schau gestellt. Dreizehn Personen wurden beschuldigt, terroristische Handlungen und Umsturzversuche nach den Anweisungen von Exilpolitikern und Spionagezentren in Amerika, England, Frankreich und Jugoslawien vorbereitet zu haben. … Familienmitglieder waren nicht im Gerichtssaal zugelassen; das Publikum bestand aus ausgewählten Kollektiven aus Fabriken und anderen Unternehmen.

Einige der Angeklagten, und besonders Milada Horáková, wichen einige Male vom vorbereiteten Text ab. Sie verteidigte sich nicht, sondern nahm sogar noch, wie schon in der Protektoratszeit, die Verantwortung für die Handlungen anderer auf sich.

Nach dem dritten Tag kam es zu einer geplanten Massenhysterie. Im Gerichtssaal tauchten Körbe voll Resolutionen auf – insgesamt beinahe 6300 –, in denen verlangt wurde, daß die Köpfe der Anführer der Terroristengruppe rollen sollten. Als im Rundfunk von den Angeklagten als den „schlimmsten Verbrechern" gesprochen wurde, fragte man sich, welche von ihnen der Todesstrafe entgehen würden.

Das Todesurteil wurde verhängt über Jan Buchal, Dr. Oldřich Pecl, Záviš Kalandra und Dr. Milada Horáková. Buchal, Pecl und Kalandra legten Berufung ein, im Falle von Horáková unterschrieben ihr Vater und ihre Tochter die Berufung. Umsonst. Gottwald bestätigte die Urteile, ohne zu zögern, nur im Falle Horáková zögerte er, weil sich die öffentliche Meinung für sie einsetzte. … Unter denen, die die Vollstreckung des Urteils verhindern wollten, waren Einstein, Russell, Churchill und Eleanor Roosevelt, aber am 24. Juni unterschrieb Gottwald das Urteil.

Milada sollte nur noch drei Tage leben. Sie hatte sich mit ihrem Schicksal abgefunden. In ihren letzten Stunden schrieb sie Briefe. … Sie schrieb mit fester Hand und ohne etwas zu korrigieren. Ihrem Wunsch entsprechend konnte sie sich mit ihrer Schwester, ihrem Schwager und ihrer Tochter Jana am Abend vor ihrem letzten im Hei-

zungsraum des Gefängnisses Pankrác treffen. Sie war überzeugt, daß sie richtig gehandelt hatte. Ihre Verwandten konnten ihr zu verstehen geben, daß ihr Mann lebte und ins Exil geflohen war. Sie wollte Jana zum Abschied küssen, aber der Polizist verhinderte es. Milada selbst beendete das Treffen. Besonders das Wissen, daß ein neues Leben – das Kind, das ihre Schwester erwartete – ihres ersetzen würde, gab ihr Kraft. Sie sagte, daß sie nicht um sie trauern sollten und daß sie eine neue, lange Einschränkung ihrer Freiheit nicht ertragen hätte.

Am 27. Juni 1950 um 4.30 früh erschien im Innenhof des Gefängniskrankenhauses neben der Mauer, bei der zwei Galgen standen, eine kleine Gruppe dunkel gekleideter Menschen; Milada kam als letzte an die Reihe, anscheinend, um sie besonders schwer zu bestrafen.

Als sie auf das Gerüst stieg, hörte man ihre helle Stimme: „Ich falle, ich falle, ich habe den Kampf verloren, ich falle in Ehren, ich liebe dieses Land, ich liebe dieses Volk, arbeitet für sein Wohl! Ich verlasse euch, ohne euch zu hassen. Ich wünsche euch. ...“ Der Faden ihres Lebens wurde um fünf Uhr fünfunddreißig Minuten durchtrennt.

Von den Abschiedsbriefen, die Milada in den drei Tagen vor ihrer Hinrichtung an ihre nächsten Verwandten und an einige Freunde schrieb, bringen wir hier eine kleine Auswahl. Der erste an ihre Schwiegermutter kann vielleicht als Korrektiv für die Leserinnen und Leser dienen, die den Eindruck haben, daß Milada bis jetzt zu sehr als Idealfigur dargestellt worden ist.

Meine liebe Mutter Horáková,
Ich küsse Deine Hände, Mutter der sieben Schmerzen. Du weißt nicht, wie oft ich an Dich gedacht habe, wie oft ich vor Dir gestanden bin und Dich um Verzeihung gebeten habe, denn ich weiß, daß ich Dir viel Unrecht getan habe. ... Wie wenig hat die Sonne des Glücks in Deinem Leben geschienen! ... Du fragtest nie, was Dir die anderen brachten. ...

Dieses ist das zweite Mal, daß ich Dich in meinem Herzen um Verzeihung bitte. Das erste Mal war es in den Festungskasematten von Theresienstadt, ... daß ich mir dessen bewußt wurde, daß ich nicht fähig war, Dich genug zu lieben. ... ich war seelisch so arm. ... Maminko, Du gabst mir aus dem kleinen Bündel Deines persönlichen Glücks den wertvollsten Juwel – Deinen einzigen Sohn Bohuslav. Und

Du wolltest nichts dafür, nur ein bißchen Anerkennung und meine Erlaubnis, daß Du an diesem Juwel Freude hast und Dich mit ihm schmückst. Und ich, ... im unvernünftigen Konkurrenzkampf meiner leicht siegenden jungen Weiblichkeit, war so egoistisch, daß ich Dir nicht einmal diese kleine Freude ... freiwillig lassen wollte. ... Und so blieb ich Dir, maminko, während der ganzen 23 Jahre unseres Zusammenlebens mit Bohuslav irgendwie fremd. Es ist sehr schade, daß für dieses Bewußtwerden eine so harte Prüfung von Gott notwendig ist. ...

Auch mir war unsere distanzierte Beziehung abträglich. Und auch Dein teurer Sohn hat darunter gelitten, denn er liebte uns beide sehr, ... In seinem schönen Herzen war so viel Güte und Liebe. ... Und gerade in der letzten Zeit ... war ich auf Dich eifersüchtig und zu Dir unfreundlich. Damit habe ich Dir weh getan und Bohuslav gequält. ... Ich schäme mich dafür sehr. Ich war so stolz und ... egoistisch. Es berührte mich unangenehm, als Vater Horák im Sterben lag, daß ihr zwei miteinander allein bliebt, daß Ihr mich nicht gerufen habt. ... Hätte ich Euch nicht selbst bitten sollen, bei Euch bleiben zu dürfen, ... so wie Bohuslav mir immer beistand, ohne aufgefordert zu werden, ... wenn es mir schlecht ging? Maminko, das ist mein großer Schmerz. ... Ich weiß, daß ich Dich nicht einmal um Verzeihung bitten muß. Deine überaus gute Seele hat es schon im voraus getan. ...

Maminko, ich habe auch in den letzten Monaten im Geiste mit Vater Horák gesprochen und vergönne ihm den Tod, der ihn in Glück und Ruhe ereilte, während Du wieder Dein neues Kreuz auf Golgatha trägst. Auch ihn habe ich gebeten, mir dort in der Ewigkeit zu verzeihen; ich sah ein, daß seine Bedenken mir gegenüber eine gewisse Berechtigung hatten. Er hat mir zwar oft Unrecht und weh getan, aber anscheinend fühlte er, daß ich bestimmte Charakterzüge habe, die seinem Sohn viel Schmerz und Qual verursachen werden. Und diesem seinem richtigen Instinkt gegenüber stand wieder meine stolze und selbstbewußte Ablehnung. ... Ich hätte mehr Demut gebraucht. Und darum mußte diese Prüfung kommen. Aber es ist tragisch, daß Du und Bohuslav dafür leiden müßt. Ich weiß aber, maminko, daß Du, nachdem Du unter der Schwere des Kreuzes zusammenbrichst, wieder aufstehen kannst. ... Darum wirst Du auch mehr als irgendjemand anderer glauben, wenn ich mit den Worten des Psalms sage: „Auch wenn ich im Tal des Todesschattens gehe, ich fürchte nichts Böses, denn Du bist bei mir."

Du weißt gar nicht, was für eine Freude ich hatte, als mir mein Verteidiger sagte, daß unser Herr Pastor von der evangelischen Gemeinde bereit ist, mich zu begleiten ... drücke ihm dafür meinen großen Dank aus. ... Betet auch weiter für mich. ... Ich ... weiß, wie schwer Du es trägst, und weil Du weißt, wie Bohuslavs und meine Liebe war, so weißt Du auch, daß mein Herz heute nicht weniger leidet als Deines. ... Wo er auch lebt und auch wenn er tot ist, in seinem Herzen hat er nicht aufgehört, uns beide innig zu lieben, jede anders – und wirklich, maminko, ich bin schon nicht mehr eifersüchtig ...

Und ich füge noch eine Bitte hinzu: Verbringe viel Zeit mit Janinka – Du weißt, wie lieb sie Dich hat, und vielleicht findest Du Deinen Sohn in ihr. Hilf Věrka mit der Kenntnis seines Charakters, Jana zu lenken und zu leiten, denn Du weißt nicht, wie ähnlich sich Vater und Tochter sind – Jana und Bohuslav. Teure maminko, ich küsse Deine Hände. Auf Wiedersehen! M.

In den ergreifenden Brief an ihre Tochter Jana hat Milada alles hineingelegt, was eine Mutter in einer solchen Stunde des Abschieds bewegt, von den grundsätzlichen Dingen des Lebens bis zu ganz alltäglichen Ratschlägen und Ermahnungen. Kein Wort der Klage über ihr eigenes schweres Schicksal ist darin. Im Gegenteil, sie macht der Tochter Mut, ja zu sagen zum Leben.

Mein einziges kleines Mädchen Jana,
Gott segnete mein Frauenleben mit Dir. Wie Dein Vater in einem Gedicht aus einem deutschen Gefängnis geschrieben hat: Gott gab Dich uns, weil er uns liebte. Abgesehen von der magischen, erstaunlichen Liebe Deines Vaters warst Du das größte Geschenk, das ich vom Schicksal erhalten habe. Aber die Vorsehung plante mein Leben so, daß ich Dir auch nicht annähernd alles geben konnte, was mein Sinn und mein Herz für Dich vorbereitet hatten. Die Ursache war nicht etwa meine geringe Liebe zu Dir, die ist genau so heiß und rein, wie die anderer Mütter zu ihren Kindern. Aber ich habe meine Aufgabe hier in der Welt so verstanden, daß ich Dir und gerade Dir nütze, wenn ich dafür sorge, daß das Leben besser wird und daß alle Kinder besser leben können. Und darum bin ich oft von Dir weggegangen, darum mußten wir lang voneinander getrennt sein.

Jetzt hat uns das Schicksal schon zum zweitenmal voneinander weggerissen. Du darfst bei dem Gedanken, daß ich nicht wiederkomme, nicht erschrecken und traurig sein. Lerne das Leben von Jugend auf als ernste Sache zu sehen. Das Leben ist schwer, es liebkost nicht und für jedes Streicheln gibt es zehn Schläge. Gewöhne Dich lieber gleich daran, aber lasse Dich davon nicht unterkriegen – entschließe Dich zu kämpfen. Habe Mut und klare Ziele – und Du wirst auch das Leben meistern. Deinem jungen Kopf ist heute noch vieles unklar, aber ich habe keine Zeit mehr und kann Dir auch keine Erklärung mehr für das geben, wonach Du mich noch gern gefragt hättest.

Wenn Du erwachsen bist, wirst Du sehr viel darüber nachdenken, warum Deine Mutter, obwohl sie Dich liebte und Du ihr größtes Geschenk warst, ihr Leben so eigenartig geführt hat. Vielleicht findest Du dann die richtige Lösung dieses Problems, vielleicht eine richtigere als die, die ich Dir heute geben könnte. Natürlich wirst Du die richtige und wahre Antwort nur finden, wenn Du sehr viel wissen wirst. Und nicht nur aus Büchern; lerne vom Leben, von Menschen, lerne auch von den unbedeutendsten Menschen! Geh mit offenen Augen durch die Welt und höre nicht nur auf Deine Schmerzen und Interessen, sondern lerne auch von den Schmerzen, Interessen und Sehnsüchten der anderen. Denke nie: Das geht mich nichts an. – Nein, alles muß Dich interessieren, in alles mußt Du Dich versenken, es vergleichen, die einzelnen Erscheinungen zusammensetzen. Der Mensch lebt nicht allein in der Welt – das ist ein großes Glück, aber auch eine ungeheure Verantwortung. Diese bedeutet in erster Linie nicht nur für sich handeln, sondern mit den Notwendigkeiten und den Zielen anderer eins werden. Das heißt nicht, in der Allgemeinheit aufgehen – überhaupt nicht –, das heißt, wissen, daß ich ein Bestandteil aller bin, und in diese Gemeinschaft sein Bestes bringen. Und dann wird es Dir gelingen, an diesen gemeinsamen Zielen der menschlichen Gesellschaft mitzuformen und zu bauen.

Einer Sache sollst Du Dir sicherer sein als ich: Geh auf alles im Leben positiv zu; befreie Dich von überflüssiger Negation. Ich sage nicht aller Negation, denn ich meine nicht, daß man dem Bösen nicht widerstehen soll; dem Bösen muß man widerstehen. – Aber damit Du unter allen Umständen des Lebens ein wirklich positiver Mensch sein kannst, mußt Du lernen, wirkliches Gold von Flitter zu unterscheiden. Es ist

schwer, denn Flitter glänzt manchmal besonders blendend. Ich gestehe, mein Kind, daß ich mich oft im Leben von falschem Gold blenden ließ. Und manchmal glänzte es so listig, daß man das echte Gold aus der Hand fallen ließ und dem falschen nachrannte oder nach ihm griff. Weißt Du, die Werteskala für sich gut organisieren heißt nicht nur, sich selbst gut kennen, in seiner Analyse von Charakteren sicher sein, aber hauptsächlich auch die anderen kennen, womöglich die ganze weite Welt und ihre vergangene, gegenwärtige und zukünftige Entwicklung. Kurz gesagt, kennen, wissen, verstehen. Vor nichts und aus keinem Grund die Ohren schließen – auch nicht die Gedanken oder Ansichten derer verdrängen, die uns vielleicht „auf den Fuß getreten sind" oder uns sogar eine tiefe Wunde zugefügt haben.

Untersuche, durchdenke, kritisiere, aber kritisiere immer hauptsächlich Dich selbst. Schäme Dich nicht, Dir die erkannte Wahrheit einzugestehen, auch wenn Du vor kurzem noch das Gegenteil behauptet hast. Erstarre nicht in Deinen Ansichten, aber wenn Du dann erkennst, daß etwas richtig und echt ist, dann sei so fest, daß Du dafür kämpfen und sogar sterben kannst. Der Tod, wie Wolker[5] sagte, ist nicht böse. Bewahre Dich nur vor dem allmählichen Sterben, und das wäre der Fall, wenn Du vom Leben der anderen isoliert wärest. Du mußt dort verwurzelt sein, wo es Dir vom Schicksal bestimmt ist zu leben. Du mußt Deinen Weg finden. Suche ihn selbständig, lasse Dich von nichts ablenken, auch nicht von der Erinnerung an Deine Mutter und Deinen Vater. Wenn Du sie wirklich liebst, tust Du ihnen kein Unrecht, wenn Du sie kritisch siehst – nur darfst Du auf keinen unehrlichen, unwahren, falschen oder nicht dem Leben entsprechenden Weg kommen.

Ich habe schon viele Meinungen geändert, viele Werte anders gesehen – aber was mir als unerläßlicher Wert geblieben ist, ohne den ich mir mein Leben nicht vorstellen kann, ist die Freiheit meines Gewissens. Denke darüber nach, ob ich recht hatte. – Und ein weiterer Wert ist die Arbeit. Ich weiß nicht, welchen ich an die erste Stelle setzen soll, welchen an die zweite. So wichtig scheinen sie mir für den Menschen zu sein. Lerne die Arbeit lieben! Egal welche, aber eine mußt Du wirklich können, ordentlich und gründlich. Dann fürchte Dich vor nichts, es wird gut sein. –

Und vergiß nicht die Liebe in Deinem Leben. Ich denke nicht nur

an die rote Blüte, die eines Tages in Deinem Herzen erblüht. Wenn Dir das Schicksal hold ist, findest Du eine ähnliche im Herzen eines anderen Menschen, im Herzen eines Kameraden, mit dem Du Deinen Weg vereinst. Ich denke an die Liebe überhaupt, denn ohne sie kann man in der Welt nicht glücklich leben. Und zerkrümele die Liebe nicht – lerne sie ganz und wirklich geben. Und lerne gerade die lieben, die so wenig zur Liebe aufrufen – dann ist es meistens richtig. Wenn Du wählst, für wen Deine jungfräuliche Jugend entbrennen soll, dann erinnere Dich an Deinen Vater.

Ich weiß nicht, ob Du so ein Glück haben wirst, wie ich es hatte, ich weiß nicht, ob Du so einen schönen Menschen findest, aber nähere Dein Ideal ihm an. Vielleicht hast Du schon angefangen zu verstehen, und vielleicht begreifst Du schon schmerzlich, was wir an ihm verloren haben. Daß auch ich an diesem Deinem Verlust schuld bin, das ist für mich am schwersten zu ertragen.

Sei Dir der großen Liebe und Opferfreudigkeit bewußt, die Dir Pepík und Věruška entgegenbringen. Du mußt ihnen nicht nur dankbar sein – das ist so ein steifes Wort –, Du mußt ihnen helfen, Euer gemeinsames Glück zu bauen. ... Und bemühe Dich, für das Gute, das sie Dir tun, noch mehr zu geben. Dann wird es Dir vielleicht wenigstens gelingen, Dich ihrer sanften Güte zu nähern. Ich habe von meinem Verteidiger gehört, daß Du studieren wirst[6] und gut lernst. Das hat mich sehr gefreut. Aber auch wenn Du einmal aufhören mußt, in die Schule zu gehen und für Deinen Lebensunterhalt arbeiten mußt, höre nicht auf, zu lernen und zu studieren. Wenn Du wirklich willst, wirst Du Deinen Weg machen. Ich hätte Dich gern als Ärztin gesehen – Du weißt, daß wir davon gesprochen haben. Aber Du wirst Dich selber entscheiden und auch die Umstände. Aber wenn Du vielleicht eines Tages in der traditionellen Alma Mater stehst und von der Promotion nicht nur Dein Doktordiplom nach Hause bringst, sondern wirklich die Fähigkeit, als Ärztin den Menschen Erleichterung zu bringen, – dann kannst Du sicher sein, daß sich Deine Mutter von Herzen freut.

Aber das wird nicht die wichtigste und größte Freude sein. Eine wirklich reine Freude hätte Deine Mutter nur, wenn Du, wo immer Du stehst, ob am Operationstisch, an der ... Drehbank, bei der Wiege Deines Kindes oder am Küchentisch Deines Haushalts, Deine Arbeit ge-

schickt, ehrlich, freudig und mit Deinem ganzen Sein machst. Dann gelingt sie Dir auch. Sei im Leben nicht anspruchsvoll, aber habe hohe Ziele. Das eine schließt das andere nicht aus, denn was ich mit „anspruchsvoll" meine, sind die egoistischen Vorlieben und Ansprüche, und die solltest Du sehr zähmen, Du selbst.

Sei Dir dessen bewußt, daß Věra, Pepíček, Großmutter und Großvater, die Tanten aus der Sadská Gasse und viele andere in Anbetracht des Unglücks und der Trauer, die Dich getroffen haben, sich bemühen werden, Dir vieles zu vergönnen, was sie können und was sie nicht können. Verlange es nicht nur nicht von ihnen, lerne auch selber, bescheiden zu sein. Wenn Du Dich daran gewöhnst, wirst Du nie unter materiellen Mängeln leiden und Dir überflüssigerweise das Leben schwer machen. Wenn man sich in Bescheidenheit trainiert ... Du weißt gar nicht, wie frei man wird und wie leicht es geht, was für einen Vorsprung man den Matten gegenüber gewinnt und um wieviel sicherer und widerstandsfähiger man wird. Diese Erfahrung habe ich wirklich selbst gemacht. Und wenn Du Deine Kraft verdoppeln kannst, dann kannst Du Dir mutig hohe Ziele setzen. ...

Lies viel und lerne Sprachen! Dadurch erweiterst Du Dein Leben und vervielfältigst seinen Inhalt. Weißt Du, es hat in meinem Leben eine Zeit gegeben, in der ich leidenschaftlich las, und dann wieder Zeiten, in denen ich kein einziges Buch außer Fachliteratur in die Hand nehmen konnte. Das war sehr schade. Hier lese ich in den letzten Monaten viel, auch viele Bücher, nach denen ich vielleicht draußen nicht greifen würde, aber es ist eine große und wichtige Aufgabe, alles, oder vieles von dem zu lesen, was wertvoll ist. Ich versuche, Dir zum Schluß noch zu schreiben, was ich in den letzten Monaten gelesen habe. Wenn Du es liest, erinnerst Du Dich bestimmt an mich.

Und jetzt noch etwas für Deinen Körper. Ich bin froh, daß Du Sport betreibst, tue es nur systematisch. Ich denke, daß rhythmische Übungen dabei sein sollten, und wenn Dir dafür Zeit bleibt, turne auch regelmäßig. Und die Viertelstunden am Morgen! Glaube mir endlich, daß Du Dir viel Ärger mit Deiner Taille ersparen könntest, wenn Du es wirklich schaffen würdest. Es ist auch für das Training des Willens und der Ausdauer wichtig. Pflege auch Deinen Teint regelmäßig – ich denke um Gottes Willen nicht an Schminke, sondern an gesunde, tägliche

Pflege. Und liebe Deinen Hals und Deine Füßchen so wie Dein Gesicht und Deine Lippen. Eine Bürste muß Dein guter Freund sein, und das nicht nur für die Hände und Füße – lasse sie auf jedes Stückchen Deiner Haut einwirken. Salycilspiritus und Fennydin genügen für die Schönheit, und dann Luft und Sonne. Für diese Sachen findest Du bessere Ratgeber, als ich es bin. –

Auf Deiner Photographie habe ich Deine neue Frisur gesehen – sie steht Dir –, aber ist es nicht schade um Deine hübsche Stirn? Und die Dame in der Balltoilette! Du sahst darin wirklich sehr gut aus, aber das Mutterauge hat doch einen Fehler bemerkt – ... der Ausschnitt war für Deine sechzehn Jahre etwas tief, nicht wahr? Es tut mir leid, daß ich keine Aufnahme des Wintermantels gesehen habe. Hast Du den Muff von der Tante als Pelzkragen benützt? Putze Dich nicht zu sehr heraus, aber kleide Dich sorgfältig und sauber. Und lauf nicht mit schiefen Absätzen herum. Trägst Du Einlagen? Ist der Fuß schon besser geworden? Und was macht die Schilddrüse? Auf diese Fragen erwarte ich natürlich keine Antworten, sie sollen Dich nur erinnern. ...

Im Gefängnis in Leipzig las ich ein Buch – die Briefe der österreichischen Kaiserin Maria Theresia an ihre Tochter. Ich fand es sehr interessant, wie diese Herrscherin sich in ihren Ratschlägen an ihre Tochter praktisch und weiblich erwies. Es war im deutschen Original, und ich erinnere mich nicht an den Autor[7]. Wenn Du das Buch in die Hand bekommst, erinnere Dich, daß ich mir damals vorgenommen habe, Dir auch solche Briefe mit meinen Erfahrungen und Ratschlägen zu schreiben. Leider ist es bei meinem guten Willen geblieben.

Janinko, ich bitte Dich, kümmere Dich jetzt viel um Großvater Král und Großmutter Horáková. Ihre alten Herzen brauchen jetzt so viel Trost wie möglich. Besuche sie oft und lasse Dir von ihnen von der Jugend Deines Vaters und Deiner Mutter erzählen, damit Du es für Deine Kinder aufbewahrst. So wird der einzelne unsterblich, und wir leben weiter in Dir und in den weiteren aus Deinem Blut.

Und noch eines: Musik. Ich glaube, daß Du Dich Großvater Horák dankbar erweist für das Klavier, das er Dir geschenkt hat, indem Du aufrichtig übst und das kannst, was sich Pepík so sehr wünscht, daß Du ihn begleitest, wenn er Geige oder Viola spielt. Ich bitte Dich, mache ihm die Freude. Ich weiß, daß ihm sehr viel daran liegt, und es wäre

schön. Und dann, wenn Ihr es schon zusammen könnt, spielt mir die Aria aus „Martha“ über die Rose, die allein auf dem Hang erblüht ist, und dann „Schlaf, mein kleiner Prinz“ von Mozart und schließlich Vaters Largo „Unter Deinem Fenster“ von Chopin. Ihr werdet es doch für mich spielen? Ich werde Euch dabei immer zuhören. –

Nur noch eines: Suche Dir Deine Freundinnen und Freunde gut aus. Weißt Du, Kind, der Mensch wird unter anderem auch in seinem Schicksal sehr davon bestimmt, mit wem er verkehrt. Darum wähle sehr vorsichtig – sei überhaupt in allem und überall vorsichtig –, und höre Dir ... auch die Meinungen anderer Leute über Deine Freundinnen und Kameraden an. Ich kann Deinen entzückenden – heute kann ich es sagen – und wirklich interessanten Brief nicht vergessen, den Du mir einmal an das Kissen befestigt hast, daß ich Dir verzeihen soll, daß ich Dich am Abend zum ersten Mal vor der Gartentür in Gesellschaft einer Freundin und eines Freunds erwischt habe. Wie Du mir damals erklärtest, warum es notwendig ist, eine Gruppe zu haben. Du sollst, mein liebes Mädchen, Deine Gruppe haben, aber es sollen gute und reine junge Leute sein. ... Nur, ich bitte Dich, verwechsle jugendliche Frühlingsgefühle nicht mit wirklicher Liebe. Verstehst Du mich? Wenn nicht, dann rät Dir Tante Věra und erklärt Dir, was ich meine. Und so ... Du neues Leben, Du meine Hoffnung, ... lebe, nimm das Leben mit beiden Händen! – bis zu meinem letzten Atemzug werde ich um Dein Glück beten. ...

Ich küsse Deine Haare, Deine Augen und Deinen Mund, ich streichle Dich und halte Dich in meinen Armen, ich habe es ja so wenig gemacht. Ich werde immer mit Dir und bei Dir sein.

Miladas Brief an ihren Mann fiel ihr wohl am schwersten. Darin offenbart sie etwas von ihren Gefühlen des Verlassenseins und der Unbegreiflichkeit des ihr auferlegten Schicksals. Sie denkt an ihr schönes gemeinsames Leben zurück und erwähnt etwas, was ihr anscheinend sehr zu schaffen gemacht hat: die Tatsache, daß er wegging, ohne Jana mitzunehmen.

Montag, den 26. 6. 1950 um 13 Uhr.

Mein teuerster Mann!

... Ich schreibe Dir so wie allen anderen und weiß nicht einmal, ob Du lebst und ob Du diese Worte überhaupt jemals lesen wirst. Das ist mein

größter Schmerz, daß ... ich keine Nachrichten über Dich habe, nicht einmal traurige, und vielleicht bleiben mir nur noch wenige Stunden zu leben. Zum ersten Mal nach den vielen Jahren unseres gemeinsamen Lebens erlebe ich die Prüfung, die mir das Schicksal bestimmt hat, ohne Dich. Ich bin ... so allein und verstehe nicht, wie es zu dieser Tragödie kommen konnte. Vielleicht wird sie mir erst irgendwo dort erklärt, wo sich unsere Seelen wieder treffen.

Ich weiß und fühle nur eines, daß Du mich mit Deiner großen Liebe doch nicht verlassen konntest. Aber wie immer das auch sein mag, ich will Dir sagen: Ich habe Dir schon einmal einen Brief auf der Schwelle zwischen Leben und Tod geschrieben – 1944 nach dem Urteil des Volksgerichts in Dresden. Ich bin glücklich, daß ich daraus nichts, kein Wörtchen widerrufen muß. Im Gegenteil, das Glück unserer großen, zauberhaften Liebe wurde so gefestigt, nachdem wir nach unserer Rückkehr aus dem Gefängnis wieder zusammenkamen, daß es nichts Schöneres geben konnte. Du warst die größte Liebe meines Lebens – durch Dich habe ich die Höhen des menschlichen Gefühls kennengelernt, so kristallrein wie ein Juwel, daß diese ungewöhnliche, diese nicht alltägliche irdische Liebe zwischen zwei Menschen nicht nur alltäglich enden konnte.

Du weißt davon, Du kennst sie, mit Dir muß ich nicht darüber sprechen. Erinnerst Du Dich an unseren Abend zu zweit, den Samstag im vorigen August, als wir während des Regens, der in den Bäumen unseres Gartens rauschte, in der Küche saßen und Tee tranken? Ich erzählte Dir und Du hörtest mir zu. Eigentlich war es nicht bloß Erzählen – ich gestand Dir etwas aus meinem Herzen. Es scheint mir, daß ich, sonst so ein harter Mensch, auf einmal anfing zu weinen. Du schwiegst, küßtest mich und sahst mich nur an. Ich sprach davon, daß ich weiß, daß ich mich oft gegen die Güte Deines Herzens schuldig mache, darüber, was Du für mich bedeutest, und ich bat Dich, mir zu verzeihen, wenn ich Dich wegen meiner anderen Interessen vernachlässigt habe, ich sprach über meine starke und aufrichtige Liebe zu Dir. Du beendetest das Gespräch in jener Nacht damit, daß Du mich sanft auf das Bett legtest.

War das Gespräch vielleicht die Vorahnung dieses Briefes, den Du vielleicht nie bekommst? ... Auch wenn Du diese Zeilen nicht liest, bin ich sicher, daß Du weißt, was ich Dir sagen will. Du weißt: Ich war Deine

Geliebte mehr als Deine Frau, für die Frau fehlte mir das notwendige Gefühl für die ihr vorbehaltenen Pflichten – meine Flügel waren weit ausgebreitet, und Du hast mich auch um den Preis Deines eigenen Glücks nie am Fliegen gehindert. – Ich hatte in Dir einen vollkommenen Mann und Kameraden. Du hast auch nie indiskret in die Tiefe meiner Seele vordringen wollen. – Du hattest in allem so viel Selbstkontrolle, immer standest Du über den Dingen, wenn es um uns beide ging. Von Dir allein in der Welt konnte ich glauben, daß Du mich verstehst.

Ich möchte davon überzeugt sein, daß Du mich auch heute verstehst. Aber eines verstehe ich nicht: Warum hast Du unser Kind verlassen? In dieser Frage ist kein Vorwurf – es ist nur Staunen über etwas Unbegreifliches. Ich bin ganz die Deine, so, wie Du mich kennst, bin ich unserer Liebe, Dir und mir treu geblieben. Wenn ich früher weggehe als Du, dann ist es nur, um auf Dich geduldig zu warten. Unsere Liebe überdauert auch die physische Veränderung, und mein Trost ist, daß ich Dir im Geiste immer nahe sein kann. Wenn die letzte Stunde kommt, werde ich nicht ohne Dich sein, Du wirst mit den Worten Deines Gedichts bei mir stehen, und ich werde mir seine Worte sagen. …

Ich küsse Dich, … ich drücke Dir die Hände, Kamerad. Wenn Du lebst, wünsche ich Dir ein langes und glückliches Leben. Löse die Probleme des Lebens so, daß Du voll leben und glücklich sein kannst. … Deine M.

Anmerkungen

1 eine liberale demokratische Partei, die nichts mit der gleichnamigen deutschen zu tun hat.
2 der tschechoslowakische Nationalfeiertag.
3 das Hauptquartier der Gestapo.
4 Mitglieder der tschechoslowakischen Exilregierung.
5 Jiří Wolker, ein großer lyrischer, übrigens kommunistischer Dichter während der ersten Republik.
6 Das wurde ihr von der kommunistischen Regierung verboten.
7 eigentlich Herausgeber.



Rossmarkt 1839, jetzt Wenzelsplatz



Magdalena Dobromila Rettigová



Alois Sudislav Rettig



Tábor – Stadttor



Landschaft bei Prag um 1800, heute Teil der Stadt



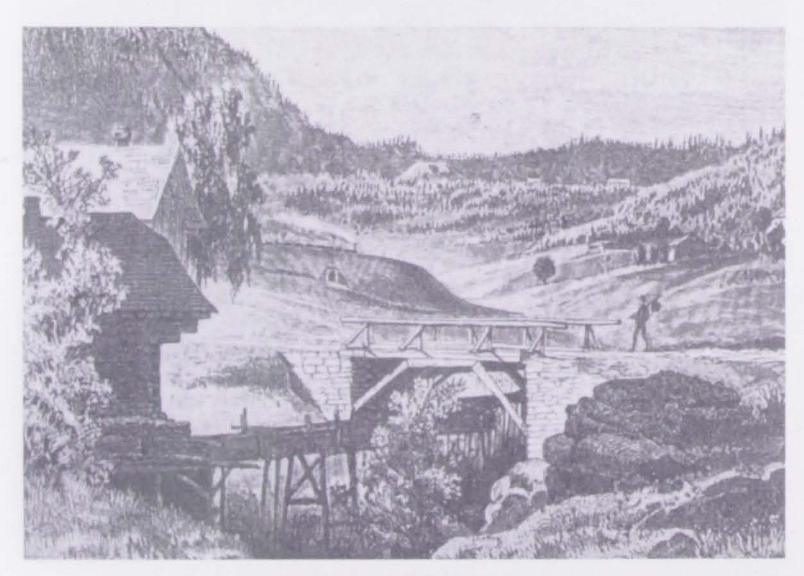
Jungmannplatz, wo Trudl (Ruth) Klinger ihre Kindheit verbrachte

Ständetheater



Das Petschek Palais, Hauptquartier der Gestapo in Prag

Das Gymnasium Minerva



Im Böhmerwald, wo Milena Jesenská Ski fuhr (Radierung aus früherer Zeit)



Umschlag eines der bekanntesten Bücher über Milena Jesenská

Bügelunterricht mit elektrischen Bügeleisen



J. V. Frič, Revolutionär von 1848



Das Náprstek-Haus



Hermine Deiglmayr und zwei ihrer Kinder



Die Landschaft um Kamaik, Ossip Schubins Kindheitsparadies

Die alte Bleiche,
wo Božena Němcová als
Kind lebte

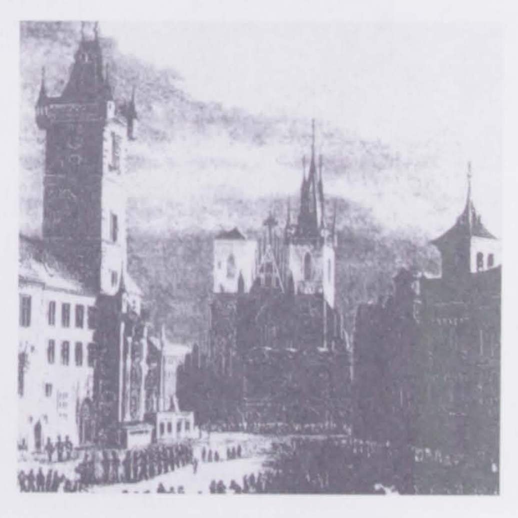




Domažlice



Tschechische Volkstrachten

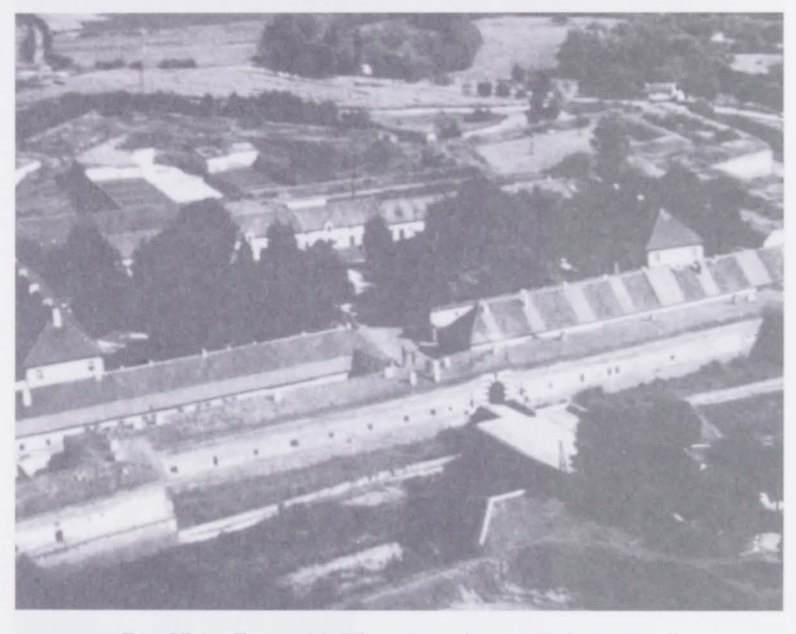


Altstädter Ring

Das Haus der Horáks in Prag



Milena Jesenská
mit Tochter Jana



Die „Kleine Festung“ in Theresienstadt, wo Milada Horáková
fast zwei Jahre verbrachte

Ruth Klinger
(1906–1989)

Ruth Klinger habe ich durch Zufall gefunden. Mein verstorbener Freund Leo Brod erzählte mir vor Jahren von ihr und ihrer Autobiographie, als ich Material für mein Buch über die Juden in Böhmen und Mähren suchte. Das Buch schien nicht im Verzeichnis lieferbarer Bücher auf – es erschien im Selbstverlag –, und ich gab die Suche auf. Viel später fand ich es bei Leo Brods Sohn Peter, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, Literatur und Menschen zusammenzubringen, besonders wenn sie eine Beziehung zu Böhmen haben.

Ruth Klingers Autobiographie ist aus verschiedenen Gründen bemerkenswert: Sie enthält viele detaillierte Informationen und schildert ein Prager jüdisches Milieu, das sich um einige Schattierungen von den allgemein bekannten unterscheidet. Ihre Eltern stammten aus einem kleinbürgerlichen Milieu mit ländlichen Wurzeln und wenig Schulbildung. Mit ihren drei Töchtern lebten sie um die Jahrhundertwende im Gebäude eines früheren Postamts. Sie unterteilten das Amtshaus in eine kleine Wohnung ohne Bad – die Toilette war auf der anderen Seite des Hinterhofs –, in ein Kurzwarengeschäft und in einen Bereich zur Unterwäscheerzeugung, wo die Eltern arbeiteten. Eine Gymnasialbildung kam für die Mädchen nicht in Frage und ein Studium erst recht nicht.

Ruths schweres Leben war zum Teil schon in ihrer Kindheit vorprogrammiert: Zu den engen Wohnverhältnissen kam die immer wieder zornig ausgedrückte Überzeugung ihres Vaters, daß Ruth – in ihrer Kindheit hieß sie Trudl – dumm sei und keinen praktischen Menschenverstand habe. Sie hatte immer Angst vor ihrem Vater und wollte beweisen, daß seine Meinung von ihr falsch war, selbst als sie schon erwachsen war und er sie aus verschiedenen Schwierigkeiten rettete.

Ein traumatisches Ereignis ihrer frühen Jahre war der gewalttätige Angriff des Pöbels auf ihre Eltern und deren Laden im Jahre 1919, nach dem ihre Mutter schwer krank wurde und im darauffolgenden Jahr starb.

Es war in solchen Kreisen ungewöhnlich, daß Ruths Vater nichts gegen ihre Pläne hatte, Schauspielerin zu werden – vielleicht hatte er so viele Sorgen, daß er

sich nicht auf seine mittlere Tochter konzentrieren konnte, die ihm ohnehin ein hoffnungsloser Fall zu sein schien.

Als Teenager trat sie der zionistischen Jugendorganisation Blau-Weiß bei. Fotos zeigen sie als exotische, dunkelhaarige, dunkelhäutige Schönheit mit großen Augen, eher wie eine Jemenitin als wie ein Mädchen aus einer Prager jüdischen Familie. Es scheint, daß von Kindheit an die Männer hinter ihr her waren. Ihre vielen Liebschaften folgen meistens demselben Schema: Sie beschreibt den Mann und die Umstände, unter denen sie ihn kennenlernte, und erzählt dann von der Liebesaffäre, aber nicht von ihren Gefühlen. Von denen berichtet sie erst, wenn sie die Beziehung beenden will.

Ihr erster Liebhaber, der „germanisch" aussehende Hans Balder, war ein Mystiker, ein Neurotiker und ein Spieler. Er verübte Selbstmord, nachdem sie ihn verlassen hatte. Dann folgte Maxim Sakaschansky, der rührend liebende und doch gewalttätige jiddisch sprechende russische Jude, der zweimal mit ihr verheiratet und zweimal von ihr geschieden war, der Vater ihres früh verstorbenen, geistig behinderten Kindes.

Sie war in Prag und Berlin als Schauspielerin erfolgreich. Wie weit wäre sie auf den deutschen Bühnen gekommen, wenn sie nicht Maxim in jiddische Kabaretts gefolgt wäre? Dieser Karriere wurde durch die nationalsozialistische Regierung ein Ende bereitet. Ruth gelang es durch Geschick und Glück, ihnen beiden die Emigration nach Palästina zu ermöglichen, wo ihr Leben eine endlose Kette wirtschaftlicher, beruflicher und vor allem persönlicher Schwierigkeiten war. Während die Männer in ihrem Leben in Europa ungefähr doppelt so alt waren wie sie, so waren die meisten jetzt bedeutend jünger. Sie hielt zwei von ihnen für poetische oder musikalische Genies, aber sie waren Verlierer, einer ein bisexueller Dieb, ein anderer ein Spielsüchtiger. Wie sie selbst eingesteht, war sie für zwei von ihnen in Zeiten bitterer Armut – eine bezahlte Mätresse.

Ihre Lage besserte sich, als sie als unbezahlte Sekretärin zu Arnold Zweig ziehen konnte und sich mit Max Brod befreundete. Trotzdem überrascht es nicht, daß sie 1947 das Angebot ihrer Schwester annahm, bei ihr und ihrer Familie in Prag zu wohnen. Weniger plausibel scheint es, daß sie dann Palästina als geliebte Heimat sehr vermißte und sich in Prag vollkommen fremd fühlte.

Um diese Zeit sieht sie auf Fotos wie eine kompetente Frau mittleren Alters aus. In Prag scheint es keine Liebesaffären mehr gegeben zu haben. Trotz einiger Freundschaften, z. B. mit Egon Erwin Kisch, fühlte sie sich sehr einsam. Aber beruflich war sie erfolgreich. Nachdem sie in einer für sie ganz neuen Art von Be-

ruf, als Prager Berichterstatterin für eine Tel Aviver Zeitung, gute Arbeit geleistet hatte, wurde sie nach der Gründung des Staates Israel Büroleiterin der Israelischen Botschaft.

Jetzt haben wir es mit einer viel reiferen, tüchtigen Ruth zu tun, die uns übrigens den besten Bericht über die Slánský-Affäre und über die gleichzeitige Antisemitismuswelle in der Tschechoslowakei hinterläßt.[1] *Dieser endet mit ihrer Schilderung ihres Flugs 1953 „nach Hause, nach Israel".*

Über die Zeit danach wissen wir von Freunden, von einem Verwandten und aus Zeitungsberichten, daß sie später in der Israelischen Botschaft in Bern tätig war, einen Pianisten namens Fred Ölgießer heiratete und sich wieder von ihm scheiden ließ. In den siebziger Jahren zog sie sich für zwei Jahre nach Montagnola zurück, um an ihren Memoiren zu arbeiten, in denen sie ihre ungeheure Sammlung von Notizen und Zeitungsausschnitten als Gedächtnishilfen verwertete.

Ruth Klinger blieb eine begeisterte Zionistin, verbrachte aber ihre letzten Jahre in einem Züricher Altersheim, wo sie malte und und sich bei Unterhaltungsabenden präsentierte. Hier folgen Auszüge aus ihrer im Selbstverlag herausgegebenen Autobiographie:

Frage ich mich heute, achtundsechzigjährig, ob ich nochmals meine Kindheit durchleben möchte, ist meine Antwort ein eindeutiges Nein. Nochmals so viel Unrecht erleiden? Mich derart wehrlos der Umwelt ausgeliefert fühlen?

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg, als Trudl, wie sie damals noch hieß, sieben Jahre alt war, mietete ihr Vater die Räume der früheren Post auf dem Jungmannsplatz und ließ sie zu Geschäfts- und Wohnräumen für seine Familie umbauen. Eines Sonntagmorgens sagte er Trudl, bevor er hinging, daß ein Herr Studnička kommen und nach ihm fragen würde. Sie solle ihn dann zum Vater bringen. Aber als der Besucher kam, konnte sie ihn nicht überreden, mit ihr zu gehen. Als der Vater nach Hause kam, verprügelte er sie gnadenlos.

... Außerstande, ein Wort aus mir herauszubringen, ließ ich die Schläge über mich ergehen. Doch Vaters Zorn steigerte sich immer mehr, er verpaßte mir eine Tracht Prügel, schlug wütend auf mich ein, bis ich das Bewußtsein verlor und regungslos auf dem Boden liegen blieb. Das ernüchterte den rasenden Vater. Er trug mich zum Bett, holte Wasser

aus der Küche, wusch mir das Gesicht, nach einer Weile brachte er mir Schokolade. ...

Nun, dieser Herr Studnička hätte sich bei Vater als neuer Angestellter vorstellen sollen, doch, wie nun feststand, hatte er es sich unterwegs anders überlegt und war erst gar nicht zu ihm hingegangen. ... Über diesen Vorfall zwischen Vater und mir wurde nie mehr gesprochen. Aber: Seit diesem Tag bin ich wie gelähmt, sobald von mir eine schnelle Erklärung erwartet wird. Seit diesem Tag bringe ich es nicht fertig, mich im entscheidenden Moment zu verteidigen. Ich versage ..., sobald ich mich augenblicklich jemandem gegenüber zu rechtfertigen habe. Seit jenem Tag erscheint jedesmal ein angstvoller Ausdruck auf meinem Gesicht, ... was den unfehlbaren Eindruck erweckt, ich sei eben schuld. ... Vater hatte mir etwas angetan, was nie mehr gutzumachen war.

... Mir wurde oft Unrecht getan, und ich war außerstande, mich zu verteidigen. Für Vater bestand kein Zweifel darüber: Die Trudl ist geistig beschränkt. Er hoffte, da sei vielleicht mit dem Rohrstaberl etwas auszurichten, als ob er es mit einem verstockten Kind zu tun gehabt hätte. „Laß sie, sie ist doch ohnehin nur Haut und Knochen. Du tust dir mehr weh als ihr", pflegte Mama vermittelnd einzugreifen, wenn Papa wieder einmal ausrief: „Wo habe ich denn mein Rohrstaberl?" ... Papa rollte böse die Augen ... und legte mich übers Knie. ...

Eines Abends ... zeigte ich auf das Bierglas vor Vaters Teller und sagte: „Schau, wenn es nicht gelb wäre, könnte man meinen, es sei Sodawasser." Das war für Vater zuviel. „Ein Kind, das so blöd daherredet, will ich nicht neben mir sitzen haben. Geh hinaus in die Küche!" ... Es war schrecklich, schrecklich! Und niemand hatte mich ... in Schutz genommen. ... Das Dienstmädchen wischte mir die Augen trocken.

... Auch Mama ... wußte gar nicht, was sie bei mir mit ihren Bemerkungen anrichtete wie: „Wo die Trudl hintritt, dort wächst sieben Jahre kein Gras mehr." ... Das Leben bestand nur aus Strafen. Ahnten die Eltern, wie da ein fruchtbarer Boden für eine lebenslängliche Verwundbarkeitsbereitschaft vorbereitet wurde? Wie sehr leide ich noch heute unter ihr.

Die „Übergangslösung" zwischen Laden und Werkstatt – es handelte sich um Kurzwaren, Wäsche und andere Textilien – wurde das Zuhause der Familie für

die nächsten zwanzig Jahre. Das Wohnzimmer war gleichzeitig Kinderzimmer und Eßzimmer. Außerdem waren da das Elternschlafzimmer und die Küche, wo sich auch das Bett des Dienstmädchens und ihre Sachen befanden. Die Toilette war auf der anderen Seite des Hofes, ein Badezimmer gab es nicht.

Entweder gingen wir Kinder mit dem Dienstmädchen Freitag nachmittag in die öffentliche Badeanstalt ... und schrubbten uns dort gegenseitig den Rücken, oder wir behalfen uns mit dem nahe beim Kücheneingang ... installierten elektrischen Duschapparat. Wenn sich jemand duschte, konnte niemand die Wohnung wie üblich durch die Küche betreten.

Nun, die Trudl ... war auch sehr mager. Deshalb wurde ich mit acht Jahren ... aufs Land geschickt, ... zu den Eltern unseres Dienstmädchens. Der Vater war Schreiner, die Mutter den ganzen Tag auf dem Feld. Ungewaschen, ungekämmt ... trieb ich mich allein ... herum. Ich erinnere mich, wie sich damals der Schreiner im Halbdunkel öfters neben mich auf die Ofenbank setzte und mich zu „kitzeln" begann. Zuerst streichelte er mir die Beine, dann die Schenkel, dann rutschten seine Hände höher – bis ich mich angstvoll zu wehren begann und er sein Ziel aufgab. Als mich Mama nach vierzehn Tagen abholte, hatte ich Läuse und war magerer als zuvor. ...

Unsere Mama war den ganzen Tag im Geschäft. Im Hof ... wohnte die Familie des Hausmeisters. ... Die beiden Töchter übten auf unsere kleine Hedl eine starke Anziehungskraft aus. ... Das hat sich in späteren Jahren entsprechend ausgewirkt: Sie wurde eine aktive Kämpferin für das Proletariat. ...

... Wir Kinder mußten beide Sprachen, Deutsch und Tschechisch, einwandfrei beherrschen. Wir gingen ... in die Karolinenthaler deutsche Schule ...: fünf Jahre in die Volksschule und anschließend drei Jahre in die Mädchenbürgerschule.[2] Tschechisch redeten wir unterwegs auf der Straße, im Geschäft und natürlich mit dem Dienstmädchen. Eine Zeitlang hatten wir eine tschechische Gouvernante, die grundsätzlich kein deutsches Wort mit uns sprach. ...

Meine Erinnerungen an die Schulzeit sind fast ausschließlich mit unliebsamen Vorkommnissen verbunden. Das begann schon in der ersten Volksschulklasse, als ich wegen meiner Linkshändigkeit jede Weile eine

strenge Zurechtweisung erfuhr. ... Außer beim Deklamieren zeichnete ich mich durch keine beachtlichen Leistungen aus. ... Die Lehrerinnen ... fanden mich vorlaut. Im Rechnen ... war ich ein Versager. ... Mit wie viel überflüssigem Wissen wurden unsere Köpfe vollgestopft! ... Fanny *[die ältere Schwester]* ... hatte in ... allen Fächern immer lauter Einser. ... Es flog ihr alles mühelos zu. Klar, daß ich sie beneidete.

Trudl wurde von ihrer Lehrerin bei einer Lüge ertappt und bekam auf dem nächsten Zeugnis einen Zweier in Betragen. Damit wagte sie nicht, ihrem Vater unter die Augen zu treten, und trank darum eine halbe Flasche mit einer Flüssigkeit, um sich zu vergiften, aber sie überlebte die darauffolgende Übelkeit.
In den Sommerferien wurde sie in einem Dorf, so wie viele ihrer böhmischen Landsleute, zur leidenschaftlichen Pilzesammlerin:

„Ich erinnere mich nicht, jemals etwas Köstlicheres gefunden zu haben. ..."

Während eines Kuraufenthalts in Johannisbad, als Trudl zehn Jahre alt war, bat sie ein dicker, älterer Herr, mit ihm in den Wald zu gehen und ihm Pilze zu zeigen. Es folgte ein ähnliches Ereignis, wie das mit dem Schreiner, nur noch etwas schlimmer. Als sie ihrer Mutter davon erzählte, sagte diese nur: „Dieses alte Schwein!" und unternahm nichts weiter.

Den folgenden Bericht zitiert Ruth Klinger aus der „Selbstwehr", der unabhängigen jüdischen Wochenzeitung, vom 23. Mai 1919:

Die Wahrheit über die antijüdischen Exzesse in Karolinenthal

Gegenüber den tendenziösen hetzerischen Falschmeldungen des größten Teils der tschechischen Presse geben wir hier eine absolut verläßliche Darstellung der traurigen Ereignisse, die alle Juden und überhaupt alle menschlich Fühlenden tief erschüttert haben. Der Vorwand: Schon Freitag, am 16. Mai, machte sich eine Frau Chmelař in der Nähe des Klingerischen Geschäftes in der Prager Vorstadt Karolinenthal durch wilde Drohreden gegen die Juden bemerkbar. Passanten sammelten sich um sie, und bald sprach sie vor einem ansehnlichen Zuhörerkreis, den sie zu Gewalttätigkeiten gegen die Juden aufforderte.

Am Samstag begann das Spiel von neuem. Diesmal hatte sich schon eine größere Menge eingefunden, die bald eine drohende Haltung gegen das Geschäft der Eheleute Klinger einnahm. Der Geschäftsinhaber trat auf die Straße, rief Frau Chmelař beiseite und bat sie, ihre Reden doch nicht gerade vor seinem Laden zu halten, da dies für sein Geschäft üble Folgen haben könne. Kaum hatte er die Frau angesprochen, als sie ihn anfuhr: „Aha, Sie sind es also, der tschechische Frauen angezeigt und ins Gefängnis gebracht hat."

Herr Klinger kehrte nun sofort in seinen Laden zurück und begab sich mit seiner Frau in die dahinter liegende Wohnung. ... Für jeden Juden ist es selbstverständlich, daß man in solcher Lage seinen Laden sperrt. So war es auch diesmal, nur nützte es nicht. Die Menge belagerte das Haus und versuchte, vom Flur in die Wohnung einzudringen. Die Leute fanatisierten einander gegenseitig durch antisemitische Hetzreden. Die unglaubwürdigste Angabe genügte, um die inferiorsten Instinkte der Masse in Bewegung zu setzen, zumal wenn das Geschäft Konfektionsware enthält, also einen „plünderungsreifen" Artikel.

Wohl eilten Wachleute herbei, aber sie wurden von der nach Hunderten zählenden Menge bedroht und zur Seite gedrängt. Ein heroischer Entschluß. In dieser kritischen Situation, als die Leute bereits nahe daran waren, in die Wohnung einzudringen, verließ Herr Klinger das Haus. Kaum zeigte er sich auf der Straße, als der Mob johlend den Kordon der Wachleute durchbrach und über den flüchtenden Mann herfiel. Die Bestie raste los. Hunderte schlugen auf den Wehrlosen ein, warfen ihn nieder, und wenn er sich aufrichtete, attackierten sie ihn mitleidlos aufs neue. Mit Mühe retteten ihn die Polizisten aufs Sicherheitskommissariat.

Inzwischen hielt eine Menge, die bereits zu Tausenden zählte, das Wohnhaus weiterhin belagert und schrie wütend nach Frau Klinger. Rufe wurden laut: Man solle einfach alle Juden umbringen und in die Moldau schmeißen. Die Wachleute konnten der Anstürmenden nicht mehr Herr werden. Da schickten sie einen Boten ins Kommissariat: Herr Klinger solle seiner Frau schriftlich den Rat erteilen, gleichfalls das Haus zu verlassen und sich ins Kommissariat zu begeben – da man sich anders nicht mehr für ihre Sicherheit verbürgen könne. Für den Fall, daß Herr Klinger gehorchte, versprach man Schutz. Was konnte er anderes tun, als den gewünschten Zettel ausstellen?

Weitere Exzesse: Frau Klinger wurde also, von Wachleuten beschützt, auf die Gasse gebracht. Die Menge aber war stärker. Man insultierte die Frau trotz der starken Bedeckung, die sich schon nach zwanzig Schritten mit ihr in ein nahes Haus zurückzog. Neues Lärmen. Das eiserne Tor wird geschlossen, bald darauf mit Stangen regelrecht aufgebrochen. Frau Klinger, die in der Wohnung einer Bekannten Schutz gesucht hat, wird an den Haaren über die Treppe hinuntergeschleift, mehrmals ins Auge geschlagen, mißhandelt. So geht es bis zum Polizeikommissariat, wo sie endlich Ruhe vor den entmenschten Verfolgern findet.

Die Aktion des jüdischen Nationalrates: Der jüdische Nationalrat intervenierte während des Tages mehrmals bei den Polizeibehörden, wo er Verständnis fand. Das Ehepaar Klinger wurde im Interesse der eigenen Sicherheit zur Polizeidirektion gebracht, wo gleich darauf der Präsident des jüdischen Nationalrates, Dr. Ludwig Singer, erschien, der u. a. ärztliche Hilfe beschaffte. Der Anblick, der sich ihm bot, war bejammernswert. Zwei unglückliche Menschen, durch die von 9 Uhr morgens bis 6 Uhr abends gegen ihre Person gerichteten Haßausbrüche riesiger Volksmassen völlig aus der Fassung gebracht, durch Beulen und Risse entstellt, aus offenen Wunden blutend. ... Und all dies völlig grundlos, völlig um nichts! Denn dies vor allem soll festgestellt werden: Herr und Frau Klinger haben niemals das tschechische Volk beleidigt oder irgend etwas gegen die Tschechen unternommen. Ruhige, bescheidene Geschäftsleute, haben sie sich durch eisernen Fleiß in mehr als fünfzehnjähriger Arbeit aus kleinen Anfängen zu einem gewissen Wohlstand emporgearbeitet. ..."

Diesen Zeitungsartikel ... habe ich heute vom Original abgeschrieben. Seit mehr als 56 Jahren hüte ich dieses Dokument. Er ist der einzige Beweis schwarz auf weiß für die damaligen Vorgänge. Sonst könnte man mir kopfschüttelnd entgegenhalten: Hat wohl deine Phantasie in der Rückerinnerung mächtig übertrieben.

Sachlich ergänzend ist hinzuzufügen, daß sich das Vertrauen in die tschechoslowakische Justiz als berechtigt erwies. Bei dem bald darauf angesetzten Gerichtsverfahren wurde die völlige Unschuld der Eltern nachgewiesen und die Aufhetzerin, Frau Chmelař, zu einer mehrmonatigen Gefängnisstrafe verurteilt. Ferner führten diese für den neu-

gegründeten Staat äußerst beschämenden Ereignisse zur Aufstellung einer „jüdischen Kandidatenliste“ und bald darauf zur öffentlichen Anerkennung der „Partei der jüdischen nationalen Minderheit“, der zwei Parlamentssitze zugesprochen wurden. Für die von da an gut funktionierende Interessenvertretung der Juden bei der Regierung hatte das Ehepaar Klinger einen hohen Preis bezahlt.

Wir Kinder erlebten all dies nur am Rande. Auf dem Nachhauseweg aus der Schule fiel uns, Fanny und mir, das merkwürdige Benehmen der Vorbeigehenden auf: Sie zeigten mit den Fingern auf uns und flüsterten einander zu: „Das sind die Kinder von den Klingerischen.“ Wir erreichten den Jungmannsplatz. Da war eine unübersehbare, riesige Menschenmenge, ein Höllenlärm erfüllte die Luft. Die Menge belagerte das Geschäft und machte sich an den heruntergelassenen Rolläden zu schaffen. Es war uns unmöglich, vorzudringen und zum Haustor zu gelangen. Da entdeckte uns, gottlob!, unser Dienstmädchen und schob uns in die gerade da stehende Straßenbahn. ... Verstanden wir denn, was vorging? Weder an jenem Tag noch später.

Als wir in den nächsten Tagen *[von den Großeltern]* heimkehrten, hatte sich die Welt verändert. Aus war es mit der sorglosen Kindheit. Eine unsichtbare Macht hatte zu einem grausamen Schlag ausgeholt. Und nichts hatte vorher darauf hingedeutet, der Blitz kam aus heiterem Himmel. Mutter erklärte dem Vater mit aller Entschiedenheit, sie werde das Geschäft nicht mehr betreten, nie wieder Kunden bedienen, niemandem die Hand geben, der womöglich in der tobenden Menschenmenge gewesen sei. Sie wollte die Wohnung nicht verlassen, niemanden sehen, mit niemandem sprechen. Nachbarn kamen, um ihr Mitgefühl zu bekunden, beteuerten, sie seien ahnungslos gewesen. ... Mutter glaubte ihnen kein Wort. Wochenlang blieb das Geschäft geschlossen.

In der Schule bildeten wir Kinder eine etwas unbehagliche Sensation, über die man besser nicht spricht. ... Ich weiß noch genau, was mir damals durch den Kopf ging: Hat sich diese Frau Chmelař diese Anschuldigungen nur ausgedacht, oder war vielleicht doch etwas Wahres daran? Aber dann hätte sie es doch vor Gericht gesagt und Beweise beigebracht. Sie wäre doch nicht zu mehreren Monaten Gefängnis verurteilt worden, ... wenn sich die Eltern auch nur das Geringste hätten

zu Schulden kommen lassen! Nein, es war eine niederträchtige Verleumdung gewesen, sie hatte den „Zorn des Volkes" entfesselt, ungeheure Folgen ausgelöst – und die Welt war deshalb nicht untergegangen. Das Unrecht scheint mächtiger zu sein als das Recht; ... worauf ist Verlaß? Die Menschenmassen, die ich gesehen hatte: So wie sie mir damals Angst, gemischt mit Abscheu, einflößten, so geht es mir noch heute, wenn ich sie in den Straßen sehe. Nie könnte ich mich einer Demonstration anschließen. ...

Nun, das Leben mußte ja weitergehen. Vater ließ die Glasscheiben der Geschäftsauslagen grau mattieren, von da an konnte man von der Straße aus nicht mehr sehen, was im Geschäft vorging. Der Detailverkauf war stillgelegt, nur die Damenwäsche-Erzeugung ging weiter. Und dann ... erkrankte Mutter schwer. Nach erfolgter Operation lag sie zu Hause. Als sie sich langsam zu erholen begann, traten Komplikationen ein, sie kam wieder in die Klinik, wurde ein zweites Mal operiert. Diesmal gab sie sich keine Mühe mehr, am Leben zu bleiben, sie stöhnte nur von Zeit zu Zeit leise: „Ich will nicht mehr." Die Ärzte meinten achselzuckend: „Tja, wenn die Patientin nicht mithilft ... ."

... Wenn Vater versuchte, Mutter aus ihrem Dämmerzustand herauszureißen, ihr zuzureden: „Regi, du hast doch drei noch nicht erwachsene Töchter, die brauchen doch ihre Mama!", so lächelte sie matt: „Ach, die werden sich schon allein zu helfen wissen, das wird ohne mich ganz gut gehen."

Am 13. Feber 1920 kam ich morgens in die Klinik, um Vater abzulösen. ... Mutter ... hatte sich verändert. Ihr Gesicht war wachsbleich, die Augen tief eingefallen, ihre Nase spitz, ihr Atem röchelnd, sie war schon halb drüben. Als könne Vater ihren Weggang noch aufhalten, redete er liebevoll auf sie ein: „Regi, Trudl ist da, siehst du sie? Willst du sie nicht segnen? ... Mit der letzten Anstrengung hob sie ein wenig die Hände, ich neigte mich ganz nahe zu ihr, sie bewegte die Lippen, dann fielen die Hände zurück. ... Vater gab mir mit den Augen einen Wink, das Zimmer zu verlassen. ... Wenig später war Mutter tot. ... Es war der achte Geburtstag unserer kleinen Hedl. Fanny war noch nicht fünfzehn, ich noch nicht vierzehn. Als Mutter starb, war sie achtunddreißig Jahre alt.

In der nachfolgenden Zeit herrschte im Hause – wie konnte es auch

anders sein – eine sehr traurige Stimmung. Kein lauter Ton war zu hören. ... Täglich beim Morgengrauen ... ging Vater in die Synagoge. ... Es mag ihm Kraft gegeben haben. Wohl war er nie ein heiterer Mensch gewesen, jetzt saß er ... oft in sich versunken da und starrte abwesend ins Leere. Jeden Sonntagvormittag gingen wir ... zu Mutters Grab. Vater las aus seinem kleinen Gebetbuch vor, während ich mir den lebendigen Klang von Mutters Stimme vorstellte, ... auch was und wie sie manchmal mit mir gesprochen hatte. ... Ich kam mir wie eine Bevorzugte vor, weil ich alleine es war, die Mutter gesegnet hatte. ... Ich bat Mutter um ihren Beistand, ... auch jeden Abend vor dem Einschlafen. ... Seit jenem Winter erinnert mich Schnee immer an den Tod. ... Ich wundere mich über die Menschen, die am Schnee Freude haben können. ...

Unvergeßlich bleiben mir die langen Abende, an denen wir täglich nach dem Abendessen um den mit Wachstuch bedeckten Tisch saßen, ... und wie Vater uns von seiner Jugend erzählte. ... Und dann kamen wir immer wieder auf das Entsetzliche zu sprechen, ... und konnten nicht begreifen. ... Wir setzten uns mit den Phänomen „Antisemitismus" auseinander. Vater erklärte uns den Sinn der „Balfourdeklaration" und den Begriff Zionismus, eine Zeitlang erwog er, mit uns nach Palästina auszuwandern. Aber da war jemand, der das nicht zuließ. Mit den schnell aufeinanderfolgenden Schicksalsschlägen war es nicht genug, der dritte Schlag ließ nicht lange auf sich warten. Vater verlor binnen kurzer Zeit sein Vermögen. Und die Schuld daran trug Herr Schmolka.

... Herr Schmolka war ein Geschäftsmann, der sich mit ... Vermittlungen verschiedener Waren befaßte. ... Er kam öfters an Freitagabenden zu uns, ... um sich Vaters herrliche Caruso-Platten anzuhören. Es war Krieg, Ware schwer zu beschaffen ...

Trudls Vater vertraute dem Mann, bestellte von ihm Stoff, anscheinend ohne ein genaues Quantum oder einen genauen Preis zu vereinbaren. Die Ware war schlecht, es kam zu drei Prozessen, die der Vater verlor. Um die Steuerbehörde zu befriedigen, mußte er schließlich auch sein Geschäft liquidieren.

... Zwischen Vater und uns Kindern bestand ein gutes Vertrauensverhältnis. ... Ich frage mich, ob er wohl gewußt haben mag, daß ich in sei-

ner Gegenwart immer starkes Herzklopfen bekam. … Vater war … die große Instanz in meinem Leben. … Wie war es in den Jahren 1922 und 1923, während der Inflation in Deutschland? Vater erlaubte uns nicht, das zu tun, was halb Prag tat, die Gelegenheit zu einem billigen Sommeraufenthalt in Deutschland zu benutzen. … „Man bereichert sich nicht am Unglück anderer. …"

Obzwar Vater kein Instrument spielte, hatte er einen ausgeprägten Sinn für hochwertige Musik, und der übertrug sich auf uns Kinder. Die Caruso-Platten … Richard Wagner. Er ging dabei methodisch vor; … erst nach und nach führte er uns zu den großartigen Opern. … Er brachte uns die Textbücher, wir spielten die Motive durch. …

Nicht gut bestellt war es mit unserem Wissen um das Judentum. Aber das war bei fast allen Prager Juden so. Sie unterschieden sich sehr von den Ostjuden, für die die Verbundenheit mit dem jüdischen Volk und seiner Geschichte eine Selbstverständlichkeit war. … Als uns während des Krieges ein jüdisches Flüchtlingsmädchen aus Galizien … betreute, war sie entsetzt über unser Unwissen. … Sie sprach mit uns jiddisch, die … „Sprache des jüdischen Volkes". … Wohl hielten wir die jüdischen Feiertage, fasteten am Versöhnungstag, saßen … brav bei Mama auf der Gallerie in der Synagoge, aber mit der Schabbathruhe nahmen wir es nicht genau, und es wurde bei uns auch nicht koscher gekocht. Dennoch waren die Klingerischen stolz darauf, Juden zu sein.

Damals schlossen wir uns der zionistischen Jugendbewegung „Blau-weiß" an. … *[Da]* fühlte ich mich sehr wohl, weil … man Hinweise auf den Unterschied der Geschlechter vermied … Bei den sonntäglichen Wanderungen sangen wir Volkslieder aus dem „Zupfgeigenhansl" – da besaß ich schon eine Gitarre … –, wir lernten Hebräisch, blieben allerdings bei einer oberflächlichen Kenntnis … Was mir am meisten gefiel, waren die … Heimabende, bei denen Vorlesungen aus Büchern … stattfanden. Später lasen wir Theaterstücke mit verteilten Rollen, da war es schon eine ausgemachte Sache: „Die Kleine da, die eignet sich zum Theater." … Viele Blauweiße bereiteten sich für … Erez Israel … vor, oft zum Leidwesen ihrer Eltern, die für ihre Kinder eine akademische Laufbahn erträumt hatten.

Fanny bereitete sich auf Palästina vor und heiratete einen „Blauweißen“, Hedl wollte Tänzerin werden. Trudl baute für Hedl ein Puppentheater, belog aus nicht verständlichen Gründen den Vater darüber, wo sie die Abende, die sie daran arbeitete, verbrachte. Zum Schluß stand sie vor dem Vater als Lügnerin da, und obendrein hatte das Theater nicht den von Trudl erwarteten Erfolg, „wie vieles andere auch“. Wie damals viele Mitteleuropäer beteiligten sich Trudl und sogar ihre kleine Schwester an spiritistischen Séancen. Nach Privatstunden bei einem ausgezeichneten Schauspieler trat Trudl in die „Deutsche Akademie für Musik und darstellende Kunst“ ein.

Die Zeit in dieser Akademie zählt … zu den glücklichsten in meinem Leben. Ich war anerkannt als Talent und hatte hochgespannte Hoffnungen. … Sofort fühlte ich mich angeschlossen an einen Strom, gehörte mit dazu. … Es gab keine Ängste mehr. …

Eines ihrer aufregendsten Erlebnisse war, daß sie Elisabeth Bergner etwas vorspielen durfte. Diese erkannte Trudls Talent und lud sie ein, sich ihrer Gruppe anzuschließen. Aber als Trudl antwortete: „Das wäre ja wunderbar, nur ich weiß nicht, ob Papa mir das erlauben wird“, hatte sie diese Chance verspielt. Trudls Kommentar darauf im Rückblick: „Das war damals der für mich bestimmte, vorbeifahrende Schnellzug gewesen, auf den ich sofort hätte aufspringen sollen.“

Nach einer kurzen Lehre in Wien erhielt Ruth, wie sie mittlerweile hieß, mit siebzehn Jahren einen zweijährigen, unkündbaren Vertrag beim Deutschen Theater in Prag. Der Dramaturg des Theaters, Hans Demetz, bezeichnete sie als „Mordstalent“.

… Es … galt damals als eine der besten europäischen Bühnen. … Meine erste Rolle war die Ingrid in „Peer Gynt“. … Ich litt unter den schamlosen Redensarten der Kollegen; sie schweinigelten fast ununterbrochen und amüsierten sich über das prüde Gänschen, das ich für sie war. …

Nach einem Mißerfolg bekam sie nur noch unbedeutende Rollen. Ihre Gespräche mit Direktor Kramer führten zu keinem Erfolg.

Schauspieler pflegen öfters aufgefordert zu werden, bei Vereinsveranstaltungen mitzuwirken. Bei einer solchen Gelegenheit kam ich mit Hans Balder ins Gespräch. Auch er war im Neuen Deutschen Theater engagiert und spielte das Fach „Naturbursche". Er galt allgemein als reizender Kerl, hatte stahlblaue Augen, ... war blondhaarig ... schlank und lebhaft. Man merkte ihm seine 39 Jahre nicht an.

Er war in sie verliebt, und obwohl sie seine Gefühle nicht erwiderte, schätzte sie sein Interesse an ihr und an der jüdischen Mystik. Ihrer gemeinsamen Zukunft als Schauspieler zuliebe schlug er vor, nach Berlin zu ziehen, wobei er auf seine dortigen Beziehungen vertraute.

Nach Berlin gehen, welcher deutsche Schauspieler wollte das nicht? ... Von diesem mich seit jeher bedrückenden Prag wegzukommen war ebenfalls sehr verlockend. Natürlich war Prag eine Großstadt und nicht beengend im Sinne von Engstirnigkeit, im Gegenteil. Gerade weil so hohe Maßstäbe angewandt wurden, dauernd Gastspiele großer Künstler aus Wien, Berlin und Dresden stattfanden, die Leute für die Vortragsabende von Karl Kraus schon wochenlang vorher Karten kauften, alle guten Bücher sofort nach Erscheinen lasen, das „Prager Tagblatt" ein so hohes geistiges Niveau hatte, waren in meinen Augen die meisten Prager Snobs, die sofort mit ihrer ätzenden Kritik einsetzten, sobald es um jemanden aus ihren eigenen Kreisen ging. Man traute ihm einfach nichts zu.

In Berlin traten Ruth und Hans in Kabaretts auf.

Mir gefiel die Nüchternheit der Menschen, ihr trockener Humor, ihre offenherzige Ausdrucksweise, ich fand die Mentalität der Berliner viel sympathischer als die der Prager, die mir alle als Besserwisser vorkamen, die es darauf abgesehen hatten, jedes sich regende Selbstvertrauen schon im Keim zu ersticken.

Ich ... lernte Kabarett-Repertoire. ... Ohne Mitspieler, ohne Dekoration oder stimmungsvolle Beleuchtung, ohne Kostümierung – ... hatte man die Zuhörer innerhalb von wenigen Minuten ... zu gewinnen. ... Wir veranstalteten eigene künstlerische Abende in der Provinz.



Abb. 32: Ruth Klinger im Alter von 21 Jahren in Dymows „Frühlingswahn“, 1927.

... Ich staffelte mein Repertoire von hochliterarisch bis zu Amüsantes und Pikantes. In Stettin schrieb die Zeitung von einem „tiefgehenden Erlebnis, das die Begegnung mit der jugendlichen Künstlerin vermittelte“, in Hannover erwähnte man „den eigenartigen Zauber ihrer Persönlichkeit. ...“

Hans verfiel ganz der Spielsucht, verlor nicht nur sein und Ruths Geld, sondern auch eine größere, von seinem Bruder geliehene Summe. Außerdem wurde er krankhaft eifersüchtig, wollte Ruth nicht aus dem Haus lassen und freute sich, als Ruths Engagement in München, für das sie schon einen Vorvertrag hatte, nicht zustande kam. Ruths Vater hatte es ähnlich vorausgesagt. Sie war inzwischen zweiundzwanzig Jahre alt, Hans spielte in Nachtlokalen Lautenlieder, und sie saß zu Hause und empfand ihn nur als lästig. Ruth beschloß, Hans zu verlassen, und tat es, wie sie selbst meinte, auf beschämend feige Weise:

In aller Eile packte ich meine Koffer und hinterließ ... einen Zettel: „Da ich jede weitere Auseinandersetzung für zwecklos halte, bin ich nach Prag abgereist.“

Vater hatte ein Jahr vorher geheiratet, seine Frau Marie half ihm im Geschäft. In der Wohnung stand ein Kinderwagen, darin lag das neugeborene Baby, die kleine Stella. Fanny war ... mit ihrem Mann in Palästina, Hedl in einem Mädchenpensionat. ... Ich schrieb an einige Provinztheater, wartete, niemand meldete sich. ... Ich hatte eine Last von mir geschüttelt und wollte nun ein wenig das Leben genießen. ... Die bekannte Speditionsfirma J. H. Basch suchte eine Sekretärin. ... Ich hatte die Stelle, noch bevor ein Wort gefallen war. ...

Mitte Dezember kam ein Telegramm aus Berlin, das ihr Hans Balders plötzlichen Tod in Zürich meldete. Auf dem Weg nach Zürich hoffte Ruth, daß die Meldung nur ein Trick gewesen sei, um sie zu ihm zurückzubringen. Nachdem sie seinen Leichnam gesehen hatte, verübte sie einen Selbstmordversuch. Sie kehrte nach Prag zu ihrer Sekretärinnenstelle zurück, von schweren Gewissensbissen geplagt.

Von einem der Berliner Theater, die sie für ein Theaterstück Balders zu gewinnen hoffte, dem Theater an der Klosterstraße in Berlin, erhielt Ruth die Aufforderung, die Hauptrolle in der neuen Inszenierung des Stücks „Jettchen Gebert", nach Georg Hermanns Roman, zu spielen. Die Besprechungen nach der Premiere waren begeistert; Ruth zitiert aus den Zeitungen, die sie alle aufgehoben hatte; sie wurde u. a. als „rassereines Prachtexemplar" bezeichnet, aber auch als „schön, begabt, mit trefflichen Sprechmitteln".

Mit 23 Jahren in Berlin, dieser Theater-Weltstadt, allabendlich vor fast ausverkauftem Haus auf der Bühne zu stehen, getragen von den Wellen der Publikumssympathie, ... das Schmerzlich-Erlebte rückte nach und nach in den Hintergrund, und ich genoß die Genugtuung, „jemand zu sein". ... Mit einem Mal gelang mir alles spielend leicht. ... Und wie sah es mit meinem Privatleben aus? Ich hatte keines. ... Die Bühne wurde mir zum Lebensinhalt. ... Micky, die Chefin des Theaters, hatte an mir einen Narren gefressen; ich war imstande, Publikum zu bringen. ... Bald studierten wir die Fortsetzung von „Jettchen Gebert" ein, „Henriette Jacoby". Zur Premiere kam Vater nach Berlin. ... Endlich, endlich konnte er mit mir zufrieden sein. ... Das Repertoire des Theaters schien sich nur noch nach Ruth Klinger zu richten.

Im „Kü-Ka" Künstlerkabarett lernte sie den Mann kennen, der ihrem Leben eine neue Richtung geben sollte.

Der Conférencier sagte an: „Maxim Sakaschansky wird jetzt einige jiddische Volkslieder vortragen." Ein mittelgroßer, etwa vierzigjähriger Mann, schwarzhaarig, mit Hornbrille, betritt das Podium. ... Ich verstehe vom Text so gut wie nichts, jiddisch ist für mich eine Fremdsprache. ... der Raum hatte sich inzwischen gefüllt. ... atemlose Stille, dann prasselnder, nicht endenwollender Beifall. ... Nun sehe ich mir die

Leute ringsherum an. ... Das ist ja gar nicht das gewohnte Kü-Ka-Publikum. Da sitzen ältliche, elegante Damen mit glitzernden Diamant-Ohrgehängen, in ihren kostbaren Pelzmänteln, neben ihnen weißhaarige Herren, sie lauschen in angespannter Haltung, als würde da vor ihnen ein altvertrauter ... Gottesdienst zelebriert. ... Sie sind alle nur wegen dieser einen Nummer gekommen.

... Wieso verstanden diese Zuhörer die mir völlig unbekannten Ausdrücke? Und wie sichtlich bewegt sie waren! Wer ist dieser ... Mann, von dem eine solche Wirkung ausgeht? ... In dem kleinen Künstlerzimmer nähere ich mich dem etwas abseits Stehenden, bringe einige ... anerkennende Worte hervor, drücke mein freudiges Erstaunen darüber aus, ausgerechnet in diesem Lokal ... usw. Sakaschansky nickt, schaut mir in die Augen, murmelt erfreut „a jüdische Neschomele" (Seelchen), dann rückt er sein Gesicht nahe an meines: „Freilein, seien Sie allein?" ... dann schlägt er vor, ob wir uns nicht am nächsten Vormittag im „Romanischen Café" treffen könnten.

Am nächsten Morgen verspüre ich wenig Lust, zu der Verabredung zu gehen. ... Nun, ich hatte zugesagt, aber lange wollte ich nicht bleiben. ... Da saß ich nun ... diesem deutsch radebrechenden Herrn Sakaschansky gegenüber, und es kamen lauter Dinge zur Sprache, von denen ich ... so gut wie gar nichts wußte. ... Zwar hatte ich in meiner Kindheit, während des Krieges, dieses eigenartige Sprachengemisch bei den galizischen Flüchtlingen in Prag gehört, aber es war für mich nicht mehr als Kauderwelsch. Nun aber hörte ich von der Blüte jiddischer Literatur und jiddischen Theaters in Rußland, Polen und New York ... die den Vergleich mit guter europäischer Literatur nicht zu scheuen brauchten. ...

Dann erzählte Sakaschansky von seinem armseligen Geburtsort Orscha, einem jüdischen Städtel bei Moghilov in Weißrußland, wo er bis zu seinem achtzehnten Jahr nur in die „Jeschiwe" (Talmudschule) gegangen war ... und wie er nach den Pogromen von Kischinew im Jahre 1905 ... aus Rußland fliehen mußte. ... Von da an sahen wir uns öfters.

Nachdem Sakaschansky sie auf der Bühne gesehen hatte, versuchte er sie zu überzeugen, eine jüdische Schauspielerin zu werden.

„Glauben Sie mir, es wird nicht lange gedaueren, und die Deutschen

werden alle jüdischen Schauspieler herauswerfen. ... Da gehört nicht viel dazu, das vorauszusehen." Es war Oktober 1929.

Inzwischen erschienen in der Presse sensationelle Berichte über Sakaschanskys Vorstellungen. Einmal, als Ruth mit ihm im Park spazierenging, lernte sie mit ihm ihr erstes Duett singen: „Joschke fohrt aweg".

Das Kü-Ka machte gute Geschäfte. ... Als ich mich dort wieder einmal abends zeigte, ... zog mich ... Sakaschansky aufs Podium. ... wir sangen unser Joschke-Duett ... und mußten es wiederholen, so gut gefiel es.

Aber nicht alle Berliner Juden waren begeistert. Kurt Robitschek, der Direktor eines anderen Kabaretts, wollte nicht, daß Sakaschansky bei ihm jiddisch singen würde, denn „er hätte zu viel jüdisches Publikum". Als Ruth und Maxim zusammen zwei elegant möblierte Zimmer mieteten, fing ein neues Kapitel in ihrem Leben an. Mit einigen anderen Leuten gründeten sie das jüdische Kabarett „Kaftan". Sakaschansky spielte in dem Unternehmen die Hauptrolle.

Er singt selbstverfaßte satirische Couplets, in denen er die assimilierten Juden aufs Korn nimmt. ... Und ich? Ich ... sitze an der Kassa.

Ruth trat auf und sang nach einiger Zeit auch auf jiddisch. Die erste Vorstellung war ausverkauft, die Besprechungen außerordentlich positiv. Das Publikum bestand aus drei Teilen: osteuropäischen Kleinbürgern, etablierten jüdischen Berlinern und Zionisten. Aber viele Berliner Juden fühlten sich bei so viel „Jüdischkeit" nicht wohl. Nachdem Ruth und Maxim eine Saison erfolgreich in Marienbad aufgetreten waren, mieteten sie ein neues Lokal für den „Kaftan". Es gab Zwischenfälle mit Nazis.

Aber die politische Situation ist noch nicht alarmierend. ... Das „Oberpräsidium Berlin-Charlottenburg" ... hat die jüdische Kleinkunstbühne „Kaftan" als Kammerkunstbühne ... anerkannt. ... Die „B. Z. am Mittag" ... schreibt: „Das ist eines der besten aller Berliner Kabaretts. ..."

Das Vereinsblatt des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens

schreibt in dicker Balkenüberschrift: „Gefahr aus dem Osten: Der Kaftan am Kurfürstendamm!" Es handelte sich um eine Gastvorstellung.

... Wie ging es mir privat in dieser Zeit? An die wild theatralischen Eifersuchtsszenen meines Partners – die mich anfangs erschreckten, tief verletzten, denn ich gab ihm keinen Grund dazu – begann ich mich langsam zu gewöhnen. ... Sakaschansky war kein Durchschnittsmensch, er war nicht mit gewohnten Maßstäben zu messen. Er war ... wie eine brennende Fackel, auf der Bühne, in der Liebe und im Zorn. Wenn er sich nach seinen Unbeherrschtheiten ... mit herzbewegenden Worten bei mir entschuldigte: „Ich bin ein russischer Bär, Ruthele, a Bär, was schlagt mit die Pranken aus, wenn man ihn reizt, aber sollst wissen, Ruthele, du liegst in meinem Herzen auf a breiten Scheslo *[Chaiselongue]*", war alles wieder gut. ... Er war für mich ein fremdartig-vertrauter Verwandter – aus uralten Zeiten.

In den Straßen demonstrierten Arbeitslose, ... uns aber ging es gut. ... Juden gab es noch und noch, würde es immer geben. ... Am 30. April 1931 begaben wir uns zum Zivilstandesamt Berlin-Wilmersdorf und kehrten von dort als Eheleute heim. ... Worum es mir allerdings leid tat: Durch die Heirat verlor ich meine tschechoslowakische Staatsbürgerschaft. ... Status: staatenlos.

... Im Sommer gaben wir in mehr als dreißig Städten über fünfzig Vorstellungen; ... neben den technischen Vorbereitungen hatte ich jetzt auch die „ebenbürtige Partnerin" von Sakaschansky zu sein, mein Jiddisch mußte echt klingen. Wie ... die guten Kritiken zeigten, schaffte ich es. ... Maxim war Conférencier, dann Chanson-Sänger im Frack, wenig später ein graubärtiger Rabbi, gleich darauf ein Fuhrmann im russischen Soldatenhemd. Ich selbst brachte zwei deutschsprachige Solovorträge in biblischem Gewand, spielte einen Jeschiwe-Bocher im Kaftan, ... sang als schüchtern-verliebte Soldatenbraut ... und gab dann noch drei Szenen als „Mondäne" ab.

Als Jascha Heifetz zufällig gleichzeitig mit ihnen in der gleichen Stadt auftrat, waren die Karten für „Kaftan" schon Tage vorher ausverkauft, und Heifetz spielte vor leeren Reihen. Wo sie in Deutschland und im Ausland auch auftraten, lösten sie stürmische Begeisterung aus. Als sich die Wolken am Horizont für die Juden in

Deutschland verdichteten, wurde Ruth schwanger, und Maxim mußte allein auftreten. Das Geld wurde knapp, und Ruth ging nach Prag, um dort ihr Kind zur Welt zu bringen.

Das Kind, ein kleiner Junge, war von Anfang an nicht gesund. Er wurde blau, wollte nicht trinken und hatte Anfälle, die immer häufiger wurden. Ruth mußte gemeinsam mit Maxim weiter auftreten, jetzt auch in kleinen Provinzstädtchen in der Tschechoslowakei, während „Danielke" vom Dienstmädchen ihres Vaters betreut wurde. Inzwischen lebten sie schon sehr ärmlich. Sie war von Schuldgefühlen geplagt.

Es ist nicht Liebe, was mich an diesen Mann bindet. ... Seine herzbewegende Zärtlichkeit hüllt mich wie in Watte ein.

Als Ruth und Maxim wieder in Berlin ankamen, war Hitler gerade Reichskanzler geworden. Der nationalsozialistische Hausmeister ließ sie nicht in ihre Wohnung, verprügelte Maxim gnadenlos und zerriß seine Kleider. Die Nachbarn sahen von ihren Fenstern aus zu. Schließlich fanden sie in einer jüdischen Pension eine Bleibe. Als Ruth von ihrem Vater die Nachricht von Danielkes Tod erhielt, verspürte sie, wie sie ehrlich zugab, Erleichterung.

Ruth und Maxim traten weiter auf, beschlossen aber, nach Palästina auszuwandern. Für sie als Staaten- und Mittellose bedeutete das eine endlose Reihe von demütigenden Gängen zu Ämtern. Vorerst wollten sie Touristenvisa beantragen, für die Pässe mit wenigstens einjähriger Gültigkeit nötig waren. Aber die Pässe Staatenloser wurden nicht verlängert. ... Ihre Habseligkeiten blieben in der Wohnung beim Hausmeister. Als die Polizei am 1. April, dem Tag des Judenboykotts, sich nach ihnen telefonisch erkundigte, nahmen sie den nächsten Zug nach Prag.

... Wir ... sind in der Tschechoslowakei und kommen in Mährisch-Ostrau an. ... Sofort beginnen unsere Freunde, einen großen Sakaschansky-Klinger Abschiedsabend vorzubereiten.

Inzwischen fahre ich nach Prag; ... sobald die Visum-Bewilligung eintrifft, wird man sie sofort nach Prag weiterleiten. ... Unser Schiff ... geht am 12. April von Triest ab, die Schiffskarten haben wir. ... Ich ... reiche ein dringendes Gesuch für zwei tschechische Interimspässe ein. Dann fahre ich in die Wohnung von Vater, er ist nicht da. ... Seine Frau ... zeigt mir die bezahlten Rechnungen für Danielkes Begräbnis, auch

sonst hat Vater größere Auslagen … beglichen. … Jetzt war ich außerstande, etwas von dem zusammengeschmolzenen Rest … herzugeben. Zurück nach Mährisch Ostrau. …

Endlich kam das Visum. In Prag wurde ihr gesagt, daß es keine Interimspässe für Staatenlose gibt. Sie verlangte eine Audienz mit dem Polizeipräsidenten, der sich bereit erklärte, sie am nächsten Tag zu empfangen. Dann weiter zum britischen, österreichischen, italienischen und jugoslawischen Konsulat. Beim englischen wurde ihr gesagt, daß die tschechoslowakischen Pässe nur für die Ausreise aus der Tschechoslowakei gültig seien.

Nach einer emotionalen Szene erhielt sie vom Polizeipräsidenten zwei neue Pässe, die in den verschiedenen Konsulaten abgestempelt wurden. Ihr Vater konnte nicht rechtzeitig nach Prag kommen, und sie brauchte noch 400 Kronen, um das Schiff rechtzeitig zu erreichen. Schließlich bekam sie mit Hilfe von Rabbiner Arié das Geld und konnte mit Maxim nach Triest fahren. An dem Tag, an dem ihr trotz aller Schwierigkeiten die Ausreise gelang, nahm sie sich vor, dafür immer Gott dankbar zu bleiben. Und sie waren froh, keine Emigranten, sondern, wie sie meinten, im eigenen Land zu sein, und erfuhren auch von den anderen Einwohnern viel Hilfsbereitschaft. Ruth lernte fleißig Hebräisch, während Maxim Schwierigkeiten hatte: Als stolzer Jiddischsprechender stieß er öfters auf Feindseligkeit. Ruth dachte daran, ihn zu verlassen, wenn er so starrsinnig bliebe.

Das Leben war schwer für sie. Sie traten in verschiedenen Kibbuzim auf. In einem dieser Kibbuzim, wo einige ihrer Prager Blauweiß-Freunde lebten, erklärte sie Maxim, daß sie dort bleiben wolle; er könne das auch tun oder nach Tel Aviv zurückkehren.

Und da geschah etwas Schreckliches: Sakaschansky begann, wie ein Irrer zu brüllen. Er gab tierische Laute von sich, er war ganz von Sinnen. Dann packte er ein Paar große Steine am Wegrand und warf sie hinter mir her. Ein Hagel schwerer Steine traf mich, ich fiel zur Erde und rief um Hilfe. … Ich glaubte, mein … Ende stehe bevor. …

Im nahen Weinberg wurde gearbeitet, dort hatte ein Chaver *[Kamerad]* beobachtet, was auf dem Weg vorging. Er kam herbeigelaufen und brachte den Tobenden mit ein paar Ohrfeigen zur Besinnung, dann hob er mich auf und trug mich in den Kibbuz, in seine Holzhütte. Dort lag ich auf seiner Pritsche, im zerfetzten Kleid, aus mehreren Wunden floß

Blut. Maxim führte man in das Gästezimmer, ließ ihn allein, doch anstatt sich zu beruhigen, ... öffnete er unsere Koffer und zerriß mir sämtliche Kleider. ... Die Chaverim ließen ein Taxi kommen, ... setzten ihn mit den Worten in den Wagen: „Laß dich nie mehr hier bei uns blicken!" ...

Ich schämte mich für Maxim und für mein eigenes Versagen. ... Warum habe ich nicht die Geduld aufgebracht, einen geeigneten Moment abzuwarten? ... Als ich mich ... halbwegs erholt hatte, ... bat ich um Zuteilung einer Arbeit. „Nun gut", *[sagte der Leiter,]* „du gehst morgen früh in das Packhaus, wo die Orangenkisten abgefertigt werden." ...

Aber die Arbeit im Kibbuz war zu schwer für sie, und auch die Kibbuzmitglieder meinten, daß es nicht das Richtige für sie sei. Nachdem sie nach Tel Aviv zurückgekehrt war, bat Maxim sie unter Tränen um Verzeihung, aber sie hatte jedes Gefühl für ihn verloren. Als sie von der Habima[3] *einen Absagebrief bekommen hatte, nahm sie eine Stelle als Putzfrau und Gesellschafterin bei einer ... behinderten Witwe an.*

Obwohl erst 27 Jahre alt, war ich mir dessen bewußt, wie es ... mit mir langsam, aber sicher abwärts ging. Nach all dem, was ich bereits hinter mir hatte, fühlte ich mich ... verbraucht, vorbei war es mit dem Elan. ... Die Witwe ... mußte ins Ausland fahren. ... Ich befand mich wieder auf Stellensuche. ... Ich kam mir völlig verloren vor.

Als ihr Maxim einen verzweifelten Brief voller Liebe schrieb, zog sie wieder mit ihm zusammen.

... Im Innersten atmete ich auf. Mochten die Leute reden, wie sie wollten. ... Was hatte ich denn mit der ersehnten „Freiheit" anfangen können? ... Ich fühlte mich von Maxims liebevollem, gütigem, väterlichem Ton – wie in Watte gepackt. Das Zimmer ... das für eine Einzelperson recht klein war, wurde nun unser gemeinsames Heim. ... Maxim war nun zur Berufsumstellung bereit und nahm die erstbeste Arbeit an, die sich ihm bot. Täglich schleppte er ein schweres Grammophon, mit einer noch schwereren Kassette voller Grammophonplatten, von Ortschaft zu Ortschaft, klopfte an alle Haustüren und warb für den Kauf eines Plattenspielers. ...

Maxim mußte die Stelle bald wieder aufgeben, beruflich hatten sie beide kein Glück. Ruth fühlte sich als Deutschsprachige diskriminiert, trotz ihren sehr fleißigen Bemühungen im Hebräischlernen. Manchmal traten sie in „Untergrund-Programmen" auf, sie in deutscher, er in jiddischer Sprache. Sie lebten weiter von der Hand in den Mund. Nach einiger Zeit gab sie Hebräischunterricht und trat im Hebräischen Theater auf ….

Ruth erzählt von ihren Erlebnissen in Theatern und auf improvisierten Bühnen an verschiedenen Orten in Palästina. Als Schauspielern drohte ihnen die Deportation, aber schließlich wurde ihr Aufenthalt 1937 legalisiert. Sie gründeten das „Teatron Intimi", das sich nur drei Monate hielt und ein schwacher Abklatsch des „Kaftan" war. Später spielten sie einmal in Nathania auf dem Dach des Postamtes Theater. … Nachher sagte Maxim:

„Ruthele was is? Was machstu fir a finsteres Gesicht? Das hier is a guter Platz, vun die siebzig Besucher hot a jeder gekauft a Billet fir finf Piaster. Nun, dem Konzertsaal hobn wir gehabt umasunst. Morgen kennen mir bezohlen Monatsmiete, un es bleibt noch eppes fir zum Essen."

… Was man auch anfing, man kam aus der Geldmisere nicht heraus. Maxim ging zwar zu einer neuen Methode über und saß jeden Vormittag und Nachmittag im Café Ginatti, … das war dann viele Jahr hindurch mein Stammplatz, und hierher kamen dann auch die Leute, wenn sie ihn für eine Hochzeit, eine Barmitzwe oder sonst ein freudiges Familienereignis als einen Spaßmacher wünschten, aber was brachte das schon ein?

… Ich hatte etwas Kostbares: Zeit! … Und ich fand mir einen Lebensinhalt, der mit keinen Kosten verbunden war. Ich lieh mir aus der Stadtbibliothek nach und nach alle literarischen und philosophischen Standardwerke aus. … Ich konzentrierte mich auf die Weisheiten von Aristoteles, Plato, Spinoza, Nietzsche, Schopenhauer und begann, mir ein Heft anzulegen: „Was ich mir zu merken habe. …" Damals entdeckte ich für mich den hohen Wert der geistigen Welt, in der man sich von den Mißverständnissen, dem Alltagsverdruß, dem Geldmangel, dem eigenen Unzulänglichkeitsgefühl erholen konnte. Wenn ich bei Plato schwarz auf weiß bestätigt fand, daß Gedanken, die mir öfters durch den Kopf gegangen waren, richtig sind, und daß mir nur die Fähigkeit abging, sie prägnant zu formulieren, so bereitete mir das eine Genugtuung, die mich für vieles entschädigte. Damals begann ich auch

meine eigenen Tagebuchaufzeichnungen, ja, ich schrieb Gedichte. ... Ich trauerte um etwas nie Gehabtes, ... um einen Zustand, den ich in meinem Leben übersprungen hatte: um Jugend.

1938 traf Ruth Dr. E., einen früheren Berliner Anwalt; er lud sie zu einem vorzüglichen Essen in ein Hotelzimmer ein.

Meine anfänglichen Skrupel schwanden dahin wie Schnee in der Sonne. Was danach folgte, war etwas ganz und gar Unerwartetes. ... Dieser Abend hat mich verändert, ja, an diesem Abend trat ich in ein neues Stadium meiner Existenz ein. Dr. E. führte mich in die Freuden der Wollust ein, ... von der ich bis dahin keine Ahnung hatte. Derart raffinierte Liebesspiele hatte ich bis dahin nicht einmal zu träumen gewagt. Noch vor wenigen Monaten wollte ich sterben, glaubte, mein Leben sei nichts wert. Und was es wert war! ...

Es folgten weitere Zusammenkünfte ... dann mietete E. ein möbliertes Zimmer. Dort trafen wir uns zweimal wöchentlich. Zu Hause sagte ich, ich erteile Hebräisch-Unterricht. ... Jedesmal ersann er neue Nuancen, er verwöhnte mich auf eine Art und Weise, die ich nicht beschreiben kann. So ging es eine lange Weile, fast ein Jahr hindurch. Ich lebte nach dem Motto: „Oh gebt euch der Natur, eh sie euch nimmt." Hölderlin. Allerdings, es gab auch eine unangenehme Seite der Sache: das Lügen. ... Gewiß, ... in vielen Häusern ging es ähnlich zu. ...

... Als ich mit der Niederschrift meiner Erinnerungen begann, hatte ich mir fest vorgenommen, durch schonungslose Aufrichtigkeit so etwas wie Ordnung in meine Vergangenheit zu bringen. ... Jetzt, beim „Intermezzo Karli" angelangt, bedrängen mich höchst unbehagliche Überlegungen: ... muß ich mich durch die wahrheitsgemäße Schilderung meines willensschwachen Charakters ... in ein beschämend ungünstiges Licht setzen? ... Was sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1940 abspielte, dafür schäme ich mich bis in den Grund meiner Seele. ...

Karli, ein einstiger Blauweißer, inzwischen Kinderarzt geworden, kam aus Prag, und Ruth beschloß, ohne lang zu überlegen, ihn zu heiraten. Als Maxim davon erfuhr, schlug er sie, womöglich noch grausamer als im Kibbuz – wieder blieb sie

blutüberströmt auf dem Boden liegen. Dr. E. blieb ihr noch als Freund, und sie wechselte zu Karli über, dessen Fehler, u. a. seine vollkommene Lebensuntüchtigkeit, sie bald erkannte. Sie ging mit ihm von Tür zu Tür, um sein selbsterzeugtes Kölnisch Wasser zu verkaufen. Er war verwirrt, gehemmt und schwach. Die Scheidung von Maxim fand am 8. Oktober 1940 statt. Während der Prozedur bekam Ruth den „Get", den Scheidungsbrief.

Dann erklärte mir der Ehemann, wie es ihm vorgesagt wurde: „Du bist von jetzt an frei, frei für jedermann." Hebräisch ... „Hefker", ... soviel wie Freiwild, allen preisgegeben. ... Ich fühlte mich von diesem herabwürdigenden Wort tief erniedrigt. ... Wir setzten uns in ein Gartenrestaurant, zum Abschiedsessen. ... Sakaschansky fielen Tränen in den Teller. Er sagte: „Ich hob dein Bitte erfillt, weile ich will, du sollst sein glicklich, aber wenn du auch zehnmal von mir weggehst, ich bin und bleibe dein Mann bis zu mein Tod."

Ruth trat hie und da auf unbedeutenden Provinzbühnen auf. Sie sah immer deutlicher, was für eine Last sie sich aufgeladen hatte, indem sie zu Karli zog, der ihr bald riet, daß sie zu E. zurückkehren sollte. Sie befolgte seinen Rat, aber es stellte sich heraus, daß E. ein Spieler mit großen finanziellen Problemen war. Wieder litt Ruth unter schweren Angstzuständen.

... Haben andere Frauen vielleicht keine Angst davor, sich alleine durchs Leben zu schlagen, und ziehen es vor, in einer schlechten Ehe auszuharren? ... Ach, auf nichts ist Verlaß, weil ich feststelle, wie wenig Verlaß auf mich selbst ist. ... Vater hatte recht, ... ich bin geistig minderbemittelt.

E. wollte Ruth verbieten, mit ihrem geschiedenen Mann in einem gut zahlenden Kabarett aufzutreten. Als Ruth nicht nachgab, erlitt E. einen Nervenzusammenbruch. Er war finanziell am Ende, konnte nicht zu seiner Frau zurückkehren, und Ruth war froh, als sie ihn los war.

Was für Männer sind das um mich herum? Der eine ist ein Rohling, der andere ein Neurotiker, der dritte ein sich an mich klammernder Kartenspieler.

Nach ihrem gemeinsamen Auftritt mit Maxim hatte Ruth plötzlich warme Gefühle für ihn und dachte daran, was sie alles gemeinsam erlebt hatten.

... Er blieb der unverfälschte, an nichts irre werdende, urwüchsige Ostjude aus dem kleinen jüdischen Städtl. ... Wie unerschütterlich glaubte er an einen ihm gutgesinnten Gott, ... sprach mit seinem Schutzengel, seinem „Malech", wie zu einem vertrauten Freund. ...

Sie heirateten wieder, und obwohl sich Ruths Gefühle und Ansichten in bezug auf Maxim oft änderten, wußte sie, daß ihr sonst niemand ein solches Gefühl ihres eigenen Werts gab wie er. Sie wohnten noch immer in einem schäbigen möblierten Zimmer. Mit ihrem Lebensunterhalt stand es manchmal besser und manchmal schlechter; eine Zeitlang spielte sie in einer Bar für britische Soldaten Klavier, dann nahm sie einige Jahre Englischstunden.

Ruths Bericht über ihr Leben während der Kriegsjahre enthält Kommentare über den Krieg, die britische Palästinapolitik und über das Schicksal ihrer Verwandten. Noch 1941 hatte sie kein Geld, um einer neu angekommenen Verwandten zu helfen. Zu der Zeit hatte sich die allgemeine Einstellung der deutschen und der jiddischen Sprache gegenüber geändert. 1941 war Ruth mit deutschen literarischen Abenden sehr erfolgreich, oft mit der Unterstützung von Max Brod und Arnold Zweig, mit denen sie eine herzliche Freundschaft verband. Zur selben Zeit lernte sie auch einen Musiker kennen, der um zehn Jahre jünger war als sie. In ihren Erinnerungen nannte sie ihn Kurt. Ruth war von seinem Wissen und seiner Intelligenz begeistert. Es gab kaum ein Thema, zu dem Kurt nicht ein fundiertes und begründetes Urteil hatte.

Ich hatte da einen wertvollen Fund gemacht: Gescheitheit, gepaart mit jugendlichem Charme und sinnlichem Reiz.

Kurt arbeitete an einem Roman und an einem Theaterstück, bei denen ihm Ruth mit Vor- und Ratschlägen zu helfen versuchte. Als er ihr ein künftiges Zusammenleben vorschlug, willigte sie ein, nachdem Max Brod sie wissen ließ, daß sein Eindruck von Kurt sehr positiv war. Maxim willigte großzügigerweise in eine Trennung ein. An Brod schrieb sie:

… wovor mir am meisten bangte, das Alltagsleben, es besteht aus lauter Freude. … Sakaschansky … sagte mir beim Abschied: „… du kommst sowieso zu mir wieder zurück, ich werde warten, bis du nüchtern geworden bist. Diesmal werde ich mich von dir nicht scheiden lassen. …" Sooft ich an ihn dachte, gab es mir jedesmal einen Stich ins Herz. Ich fühlte mich ihm gegenüber schuldig. … gegen Ende Jänner 1945 war es so weit. Da war er es, der zu mir kam, er stand auf Freiersfüßen und bat mich um die Scheidung.

Bald gab es mit Kurts literarischer Arbeit Probleme; Ruth sah sein Werk kritisch, von vielen Kapiteln schrieb er immer wieder neue Versionen; es sah nach Flickwerk aus. Als sich die Atmosphäre zwischen den beiden deutlich verschlechterte, wurde Ruth Arnold Zweigs unbezahlte Sekretärin, die er wegen seiner schlechten Augen dringend brauchte – obwohl Kurt wegen seiner gleichfalls schlechten Augen auch Hilfe brauchte.

Aus Europa kamen schlimme Nachrichten: Im Jahr 1944 brachten die Zeitungen erste vage Andeutungen über angebliche Gaskammern in Polen. Aber war denn etwas derart Grauenhaftes möglich? … Und gerade dieses Jahr, 1944, bleibt in meiner Erinnerung als die Zeit eines sich nie mehr wiederholenden künstlerischen Aufschwungs.

Ruth trat jetzt in ihren literarischen Lesungen mit Texten von Arnold Zweig und anderen Schriftstellern auf. Das Publikum, das inzwischen nicht mehr ausschließlich auf hebräischen Darbietungen bestand, bildeten vorwiegend jüdische Intellektuelle aus Mitteleuropa, die in den größeren Städten Palästinas Zuflucht gefunden hatten.

Im Herbst 1944, Ruth ist inzwischen achtunddreißig Jahre alt, lernte sie einen erst einundzwanzigjährigen Mann kennen, den Zweig als den „hoffnungsvollsten Lyriker der jungen Generation" bezeichnete. Dieser „Wolfgang", der, wie sich später herausstellte, mehr homo- als heterosexuell war, schickte ihr Gedichte und besuchte sie bald täglich. Er ließ sich von ihr einkleiden und verpflegen. Selbstkritisch merkt Ruth an:

Die Faszination, die gescheiterte Existenzen auf mich ausüben, die nichts haben, nichts sind, dennoch von Großem reden, immerfort zwischen Himmel und Erde schweben, nicht gewahr werden, wie nah sie

sich am Abgrund befinden, war mir nicht neu. ... Ich kannte die Geschichte von der Maus und dem Speck in der Falle. ... Ein zufälliges Hände-Berühren beim Anzünden einer Zigarette, ein betroffenes Einander-Ansehen ... langes Schweigen ... einander in die Augen blicken, einander die Lippen annähern, ... ein kurzer Händedruck – ... Aus war es mit meiner Rolle der „mütterlichen Freundin".

Und dann: mein erster Besuch bei ihm, abends, in seiner Mansarde, oben auf dem Carmel. Die Aufregung auf dem Weg zu ihm. Meine Wahrnehmungen in der kleinen, dunklen Kammer. ... Die traumhafte Stimmung. Das selige Erschauern des Knabenkörpers bei der ersten leisen Berührung. ... das Gefühl ... von Ewigkeit ... kindhafte, unverdorbene, glückselige Jugend. ... Sein Geständnis: „Ruth, du bist mein erstes intimes Erlebnis mit einer Frau." Ein solches Entzücken, keusch und rein. ... dieses Wunder. ... dann: das schmerzliche Sich-Losreißen ... das die Brust sprengende Geheimnis für sich behalten, das Sich-im-Bett-schlafend-Stellen, um mit Kurt kein Gespräch mehr führen zu müssen.

Ich stand unter einem mir unerklärlichen Zwang, als habe sich ein unausweichliches, unentrinnbares Schicksal meiner bemächtigt. ... Die körperliche Übereinstimmung schaffte jedesmal den gleichen Glückstaumel. ... Ich wußte: Das hier, dieses reine keusche Glück, wird sich nie mehr in meinem Leben wiederholen, und das stimmte. ... Für das Zwielichtige an ihm, das, was Kurt und andere das „Unseriöse" nannten, fand ich eine Menge Rechtfertigungen. ... Natürlich störte es mich, daß er ohne Skrupel fremde Hilfe in Anspruch nahm, ... während er sich nicht gerade um Arbeit riß. ...

Eines Tages kam Maxim mit einer Idee, die ihr aus der finanziellen Misere helfen sollte. Zusammen mit ihm und Wolfgang sollte sie ein Lexikon der Künstler in Palästina erstellen; ihre Aufgabe wäre das Sammeln von Daten und Geld von allen, die sich beteiligen wollten. Das gab ihr einen Hoffnungsschimmer, und sie und Wolfgang begannen mit der Arbeit. Aber dann kam ein Ereignis, das sie als tiefen Vertrauensbruch erlebte: In ihrer Handtasche fehlte ein Zehn-Pfund-Schein; es war klar, daß Wolfgang ihn genommen hatte. Während sie ihr Geld suchte, sah sie sich in dem kleinen Taschenspiegel.

Da schaut mir das Bild einer häßlichen Frau entgegen, mit gelblich-faltiger Haut, die Augen angstvoll geweitet. Was war aus mir, der einst „attraktiven Ruth Klinger" geworden? ...

Sie verließ mit ihren Habseligkeiten das Zimmer und fand mit Hilfe einer Prager Bekannten eine Unterkunft – eine Pritsche in einem schmutzigen, übelriechenden Altersheim. Dort konnte sie zehn Wochen bleiben. Inzwischen arbeitete sie am Lexikon weiter. Sie war in einer tiefen seelischen Krise, an deren Ende sie beschloß, auf eigenen Füßen zu stehen und nie wieder einem Mann Macht über sich zu geben, sich mit einem Panzer von Härte zu umgeben und nicht zu klagen. In dieser Zeit verlor sie ihre Angst vor dem Alleinsein.

Es gelang ihr, das Buch herauszubringen, auf das sie stolz sein konnte. Sie ging auch nicht wieder zu Kurt zurück, trotz unzähliger Briefe, in denen er sie jahrelang seiner Liebe und Freundschaft versicherte.

Als sie nach dem Krieg erfuhr, daß der größte Teil ihrer Familie umgekommen war, hielt sie es für ihre Pflicht, an der Gründung des jüdischen Staates mitzuarbeiten. Sie nahm eine Stelle als Haushälterin in einer Internatsschule an, in der es ihr relativ gut ging. Da kam es zur nächsten Katastrophe: Sie traf einen Berliner Bekannten, Otto S., wieder, einen sehr gut situierten, orthodoxen, distinguierten älteren Herrn. Dieser fing an, sie mit Blumen und Bonbonnieren zu besuchen.

Wenn er mich in seine Arme nahm, fühlte ich eine lang entbehrte Geborgenheit. Seine bedächtige, etwas schläfrig machende Erotik, die fromme Art beim Vollzug der Liebeshandlung, das lange Schweigen nachher, all das tat mir zu jener Zeit wohl. ... Ich trug in mein Tagebuch ein: „Lieber! Schließ mich ein in deinen Kreis, ... lasse mich, das verlorene Schäfchen, teilhaben an deinem Frieden. Wirst du mich in deine Gebete einschließen?"

S. lud sie ein, mit ihm in seinem neuen Heim in Herzliya zu wohnen, und Ruth sagte zu. Die Freude daran sollte ihr bald vergehen, denn sie mußte für S. und die Familie seines Sohnes schwer arbeiten.

Wieso ich denn so müde sei, fragt er ... kopfschüttelnd. Ich bin nicht nur todmüde, ich bin empört, ich bin wütend. Warum stellt sich dieser Mann, den ich so verehrt hatte, absichtlich dumm? ... Nicht nur meine

Liebe, auch der Respekt war mir vergangen. Anstelle von wahrer Frömmigkeit bot sich mir hier ein Bild von ... Schlauheit.

Ach, diese Freitagnachmittage! Ich hatte, nebst einem festlichen Freitag-Abendessen, auch noch alle Mahlzeiten für den nächsten Tag vorzukochen. ... Und was machte Opa Otto? ... Er riß im Badezimmer fleißig Toilettenpapier von der Rolle ab, als Vorrat für den Schabbat. ... Nun, seien wir gerecht. ... als dienstfreudiger Hausgeist ... hatte ich noch vor der ... Begrüßung den Hauseingang gesäubert, ... meinen Status geschaffen. Es ist dies anscheinend meine nicht zu ändernde Charakteranlage, sonst wäre mir das nicht so oft passiert. ...

Sie fand eine vorübergehende Unterkunft bei Arnold Zweig und seiner Frau. Dort hatte sie Kost und Logis für Sekretärinnendienste und etwas Hilfe im Haushalt. Anfang 1947 lud Ruths Schwester Hedl sie ein, zu ihr, ihrem englischen Mann und ihrem Kind nach Prag zu ziehen. Ruth, die bei den Zweigs kein Einkommen hatte und überzeugt war, daß sie niemand in Palästina vermissen würde, nahm die Einladung an. Nachdem sie als Korrespondentin für die Tel Aviver deutsche Zeitung angestellt worden war, flog sie nach Prag.

... Wie ich wieder die herzbeklemmende Atmosphäre Prags spüre, die es seit jeher für mich gehabt hat! Wie altvertraut und dennoch abweisend streng mich die schmutzig-grauen Häuserfassaden, Kirchen, Barockpalais und Denkmäler anmuten. ... Fast alle Frauen tragen *[einen Muff]*, ... so wie einst, nur hatten sie damals elegante Hüte, heute einfache Kopftücher. Sie wirken ländlich, ... schauen müde und verhärmt drein. Es ist hundekalt, ... die Moldau ist zugefroren, wegen akuten Kohlenmangels herrscht Heizverbot. Drei Wochen hindurch sind alle Schulen geschlossen, alle Kaffeehäuser, alle Tanz- und Vergnügungslokale. Der einzige warme Raum ist die Küche, ... und hier schreibe ich Briefe und verfasse meine Zeitungsartikel.

... Mein tschechisches Visum im palästinenschen Paß gilt nur für Karlsbad, und der rothaarige Herr Brož im Innenministerium sagt, ich hätte in Prag nichts zu suchen. ... Ich *[werde aber]* akkreditiert und erhalte eine Legitimation als Auslandsjournalistin. Sie ... verschafft mir überall bevorzugte Behandlung, ich bekomme Pressekarten und habe Ermäßigung auf allen Bahnen.

Im Jahre 1947 bildete die Tschechoslowakei einen Brückenschlag zwischen Ost und West. ... Wohl war Klement Gottwald, der Ministerpräsident, Kommunist, aber die bürgerlichen Parteien hatten noch immer sehr viel zu sagen, und Jan Masaryk, der liberale Außenminister, ... wurde von den Tschechen über alles geliebt.

... Von den ... 88.000 deportierten Juden aus dem Protektorat Böhmen und Mähren ... sind nur drei Prozent zurückgekehrt. In Prag leben jetzt schätzungsweise 8.000 Juden, von denen stammen siebzig Prozent aus der Slowakei, zehn Prozent sind „Re-Migranten", acht Prozent sind aus Theresienstadt zurückgekehrt und nur ganz wenige aus den Todeslagern im Osten. Der Rest: wer in Mischehen lebte und infolgedessen von der Deportation verschont blieb.

In Prag bemerkte Ruth Antisemitismus, hörte aber auch eine sehr philosemitische Rede des Rektors der Universität. Noch mehr war sie von einer Rede begeistert, die Jan Masaryk hielt, den sie persönlich kennenlernte. Egon Erwin Kisch wurde ein guter Freund.

Wenn ich an die ... Prager Juden denke, die einst so verflochten mit allem waren, was Prag hieß, packt mich ein Schauder. Die alte Haut abzustreifen und in eine neue zu schlüpfen, das geht nicht von heute auf morgen. ... Meine sogenannte Rückkehr in die alte Heimat macht mir sehr zu schaffen. Vieles, das ich für selbstverständlich hielt, erweist sich als Irrtum. Im Gegensatz zu meiner Schwester Hedl, die jetzt mit ihrem Mann eine harmonische Ehe führt und ... sich hier als Tschechin unter ihresgleichen zu Hause fühlt, geht mir das Tschechentum ganz und gar nicht nahe, obwohl ich die ... Sprache noch ganz gut beherrsche. Ich bin aber schon zu lange weg von hier, ... gehörte dem deutschen Kulturkreis an, und was sich seither in meinem Leben ereignet hat, steht mit Prag in keinem Zusammenhang. Die typische Atmosphäre Prags, die mir in Erinnerung geblieben war, die intellektuelle Schicht der Juden und Deutschen, die existiert nicht mehr. ...

Jede von uns drei Schwestern hat ihr eigenes Schicksal. ... Fanny ist Amerikanerin, ich bin Palästinenserin und Hedl ist Tschechin. Und – sie ist eine begeisterte Marxistin. ... Schwester und Schwager entfalten eine immense politische Aktivität. ...

Als ich ... von Palästina Abschied nahm, fragte ich mich: Wem werde ich fehlen ...? Die Frage ... hätte lauten müssen: Wer wird mir fehlen? Ach, sie fehlen mir alle. ... Maximele schreibt mir: „Werde ich Dich, Ruthele, meine Liebste auf der Welt, noch einmal sehen in mein Leben?“ *[Er stirbt 1952.]* Ich habe Heimweh nach Palästina ... nach meinen Freunden. Das größere Stück von mir ist in Palästina geblieben. ... Ich denke deutsch. ... Außer bei E. E. Kisch kommt eine Unterhaltung in deutscher Sprache nirgends in Frage.

Sie fühlte eine Kluft zwischen denen, die in Prag während des Kriegs verfolgt waren, und Menschen wie sie selbst, von denen man annahm, daß sie im Ausland ein sorgenfreies Leben geführt hatten. Da Ruth die Begeisterung ihrer Schwester und ihres Schwagers für den Kommunismus nicht teilte, wurde ihre Lage bei ihnen unerträglich.

Obzwar ich, der Habenichts, sicher keinen Grund habe, Trauer um das absterbende, wohlhabende Bürgertum anzulegen, kann ich nicht anders, ich sehe neben Schwarz auch viel Weiß. ...

Nie bin ich auch nur für eine Weile allein. Das Zimmer teile ich mit zwei Kindern. ... Ach, wäre ich doch bei Zweig in Haifa geblieben! Wie gut ging es mir bei ihm! Dort gab ich eine interessante Arbeit auf, ließ ihn im Stich. ...

Sie zog in ein möbliertes Zimmer und wurde Sekretärin des Weltverbands der Palästinensischen Arbeiterpartei. Als der Eiserne Vorhang die Welten trennte, lernte sie, zwischen den Zeilen zu schreiben.

Und die Haltung der Juden? Sie lassen sich ... in zwei Klassen einteilen: solche, die sich jetzt als herrenlose Schäfchen fühlen, ... äußerst empfindlich sind und ihr Jude-Sein als Bürde würdig zu tragen versuchen – und die anderen, die in die kommunistische Partei eintreten, im sicheren Glauben, mit diesem Schritt sei für sie das jüdische Problem ein für allemal gelöst, ihre jüdische Vergangenheit ausgelöscht. So verheißen es die Parteistatuten. Sie tschechisieren ihre Namen. Aus Kohn wird Vondráček, aus Weinstein Svoboda, aus Klein Klíma, aus Mittelmann Černý. Herr Vondráček hält mir einen begeisterten Vortrag: „Antisemitismus gehört

hier endgültig der Vergangenheit an. Können wir nicht stolz sein auf die große Zahl der Juden in führenden Positionen? Der Generalsekretär der kommunistischen Partei, der Vizeminister für Außenhandel, der Finanz-Vizeminister, der politische Kommentator der kommunistischen Tageszeitung – alles Juden, die für das Wohl der Allgemeinheit arbeiten!“

Nach Egon Erwin Kischs Tod schreibt sie:

Er wurde von den Kommunisten als einer der ihren gefeiert, und obwohl er gerade zum Ehrenvorsitzenden der jüdischen Gemeinde ernannt worden war, wurde sein Wunsch, auf dem jüdischen Friedhof begraben zu werden, ignoriert.

Bald nach der Gründung des Staates Israel, bei dessen Verteidigung tschechoslowakische Waffen eine wichtige Rolle spielten, wurde sie die Sekretärin des israelischen Botschafters, des ersten israelischen Botschafters überhaupt. Obwohl sie zum ersten Mal in ihrem Leben etwas Macht und Ruhm genoß, fühlte sie sich weiterhin isoliert und sehr einsam.

Ich spaziere also meist alleine durch die engen Gassen der „Kleinseite“. Da gibt es kaum ein Gebäude, vor dem es nicht lohnen würde, stehenzubleiben und es zu bewundern. Wenn Humboldt Prag zu den schönsten fünf Städten der Welt zählte, wird er gewußt haben, warum. Als Kinder haben wir das gar nicht zu schätzen gewußt. ...

Ich habe mich an den mir einst als unerträglich erscheinenden Zustand des Alleinseins, des Ungeliebtseins gewöhnt. ... Die Stirnfalte zwischen den Augenbrauen vertieft sich, die Gesichtszüge werden härter, Vernunft und Verantwortung prägen mein Verhalten in der neuen Metamorphose. ... Die Tage sind mit Arbeit ausgefüllt, aber nachts umarme ich oft die ... Kopfkissen und manchmal schluchze ich ein bißchen. ...

Nach der kommunistischen Machtübernahme wurde die Atmosphäre immer bedrückender. ... Auf einmal war die Sympathie für Israel abgekühlt. ... plötzlich blies ein eiskalter Wind. Juden sind unzuverlässig, *[hieß es]*. ... Es ... erfolgten dauernd Verhaftungen. ... Diese intelligenten Juden, die sich als ... Steigbügelhalter ganz in den Dienst

der Partei gestellt hatten, ... sie wollten gar keine Juden sein und hatten nie etwas mit dem Zionismus zu tun, im Gegenteil ... gerade sie bereiteten den Zionisten die größten Schwierigkeiten.

Das rätselhafte Verschwinden des israelischen Gewerkschaftsführers Mordechai Oren ging durch die Weltpresse. Anscheinend war das aufgrund eines „streng geheimen" Briefes an Ulbricht geschehen, den Ruth für Oren getippt hatte. Aus dem Brief geht hervor, daß Ulbricht Oren versprochen hatte, daß die DDR im Rahmen ihrer Möglichkeiten an die Juden Wiedergutmachung leisten und ihre Auswanderung nach Israel fördern würde. Oren wurde im Zuge des Slánský-Prozesses zu fünfzehn Jahren Kerker verurteilt. In Ruth Klingers Erinnerungen findet sich eine Schilderung dieses Prozesses, die in meinem Buch „Die Juden in Böhmen und Mähren" enthalten ist. Ruths Kommentar zu den Ereignissen:

... der damalige Abscheu, den mir die Vorgänge einflößten, hatte sich bis zum Ekel vor dem ganzen Menschengeschlecht gesteigert.

Die israelische Botschaft wurde geschlossen, Ruth half noch beim Packen und Abschicken der Koffer des Botschafters aus der „Villa Havel", dem Haus der Familie des späteren Präsidenten, die enteignet worden war.

Anfang Feber 1953 bestieg ich ... das Flugzeug nach Israel. Es war ein Nachtflug, und ich erlebte das erste Mal in meinem Leben den Sonnenaufgang. Ich konnte nicht glauben, daß das kein Traum war, daß ich nach fünfjähriger Abwesenheit „nach Hause" zurückkehre, daß ich im Begriffe bin, in eine neue Metamorphose zu treten.

Anmerkungen

1 Siehe mein Buch „The Jews in Bohemia and Moravia", Detroit, 1993, S. 385–390.
2 Die Bürgerschule ist ungefähr mit der deutschen Realschule vergleichbar.
3 Das anerkannteste Theater in Palästina.

Jiřina Šiklová
(geb. 1935)



Abb. 33: Jiřina Šiklová

Ich habe von Jiřina zum ersten Mal vor gut dreißig Jahren gehört, als sie eine junge Soziologiedozentin an der Karlsuniversität in Prag war. Ich hatte damals einen Prager Studenten mit Büchern aus Amerika versorgt, und er erzählte mir von Jiřina, seiner Lehrerin, durch die er von diesen amerikanischen Büchern wußte. Obwohl er mir sehr empfahl, mit ihr in Verbindung zu treten, wollte ich sie nicht belästigen und unternahm daher nichts. Als aber einer ihrer wichtigsten Mitarbeiter im Untergrund sie mir als eine mögliche Frau für dieses Buch vorschlug, beschloß ich, sie zu besuchen. Damals war sie sehr damit beschäftigt, Samizdat-Bücher[1] *aus der Tschechoslowakei in den Westen und Bücher aus dem Westen, oft von Exilautoren, in die Tschechoslowakei zu befördern. Ich betrat Jiřinas Wohnung, nahe dem Prager Zentrum. Eine schlanke, dunkelhaarige Frau mit leuchtenden dunklen Augen begrüßte mich wie eine alte Freundin, lud mich zum Essen ein und bot mir an, bei ihr zu wohnen – damals ein riskantes Angebot an jemanden aus dem Westen. Wir hatten kaum angefangen uns zu unterhalten, als ein Besucher kam. Er erzählte Jiřina, daß bei ihm am gleichen Tag eine Hausdurchsuchung stattgefunden hatte, bei der alles auf den Kopf gestellt worden war. Dann kam er auf sein dringendes Anliegen zu sprechen. Der Besucher hatte auf illegalem Wege Geld aus dem Westen bekommen, das seine Reise nach Jugoslawien finanzieren sollte, wo er Djilas, den bekannten Gegner Titos, treffen sollte, und er*

suchte eine Person, die mit den entsprechenden erfundenen Einzelheiten in der Bank bezeugen würde, daß sie ihm das Geld mitgebracht hatte. Ich machte das gern.

Jiřina war eine aktive Dissidentin. Obwohl ihr neben ihrer Arbeit als Putzfrau – ihre Stelle an der Karlsuniversität hatte sie wegen ihrer kritischen Einstellung verloren –, durch die Betreuung ihrer altersschwachen Mutter und ihrer Kinder und durch die Belästigungen der Polizei äußerst beschäftigt war, war sie sehr großzügig mit ihrer Zeit.

Als ich Jiřina kennenlernte, war sie bereits geschieden. Diese Scheidung nach fünfundzwanzigjähriger Ehe war ein einschneidendes und traumatisches Erlebnis für sie. In vielen Briefen an ihren ehemaligen Mann setzte sie sich mit den Ereignissen und Gefühlen auseinander, um sich von dem Trauma zu befreien. Ich habe für dieses Buch – auch wegen des oft sehr persönlichen Inhalts – nur einige Auszüge aus ihren Briefen und ihre Rede vor Gericht ausgewählt.

Langes, untätiges Trauern ist jedoch nicht Jiřinas Sache. Einen Monat nach ihrer Scheidung schrieb sie wieder ihre Zeitungsspalte mit Ratschlägen, besonders für Frauen, verstärkte ihre Tätigkeit im Untergrund und wurde im März desselben Jahres zum wiederholten Male verhaftet. Im Gefängnis schrieb sie dann einen Essay über Überlebenstechniken in der Haft. Nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis schrieb Jiřina kleinere Arbeiten über Menschen und soziale Situationen, für die sie beim Putzen in einem Altersheim Material sammelte. Unter verschiedenen Pseudonymen und auch im Samizdat sind Bücher von ihr erschienen. Mir gefällt besonders ihr kleines Buch „Deník staré paní“ (Tagebuch einer alten Frau).

In einem Lebenslauf aus den achtziger Jahren schildert sie ihre wichtigsten Stationen: Als Tochter eines Arztes am 17. Juni 1935 in Prag geboren, Gymnasium, Studium der Philosophie und Geschichte an der Karlsuniversität, das sie 1958 mit Auszeichnung beendete.

Sie interessierte sich unter anderem für die tschecho-jüdische Bewegung und studierte deshalb auch Hebräisch. Sie wollte darüber ihre Examensarbeit schreiben, verfaßte aber auf Drängen ihrer Professoren eine Arbeit über „Die Prager Börse und ihr Krach 1873“, „etwas Neutrales, das keine politischen Komplikationen verursachen würde“, wie sie in ihrem Lebenslauf schreibt. Und sie fährt fort:

Es tut mir noch immer leid, daß ich mein Lieblingsthema nicht wieder aufgenommen habe. ... Ich verfolge nur, was andere darüber schreiben. Zum Ausgleich kümmere ich mich um einige Leute, die aus dem Konzentrationslager zurückgekommen sind. Ich habe ihre Erinnerungen an

Theresienstadt niedergeschrieben und versuche, die Texte anderer zu edieren und zu übersetzen.

Nach Abschluß des Studiums arbeitete sie als wissenschaftliche Assistentin beim „Československý časopis historický" (Tschechoslowakische historische Zeitschrift) der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften im Historischen Institut auf dem Hradschin. Doch sie fühlte sich nicht ausgelastet und gab die Stelle bald wieder auf, um im ehemaligen Französischen Gymnasium zu unterrichten, unter anderem Geographie, Bürgerkunde und hauptsächlich Polytechnik, wovon sie, wie sie selbst schreibt, keine Ahnung hatte. Sie absolvierte einen Kurzlehrgang zur Schlosserin, was sie so kommentiert: „Im Laufe meines Lebens habe ich mir eine ganze Reihe solcher Fertigkeiten angeeignet, die ich später nicht verwenden konnte."

Aber dieses Unterrichten befriedigte sie auf die Dauer auch nicht, so daß sie sich bemühte, an die Universität zurückzukehren. Sie erhielt Angebote von zwei Fakultäten und wählte die philosophische, wo sie im Herbst 1960 als Assistentin antrat.

Außer ein Seminar über die Geschichte der Philosophie und über die Philosophie im Rahmen des Marxismus-Leninismus hielt ich Seminare über orientalische Studien, Kunstgeschichte, Tschechisch, russische Studien, aber auch Jura ab. ... Ich halte diese Zeit für die beste meiner Arbeitslaufbahn. Gleichzeitig arbeitete ich an meiner Dissertation *[über den akademischen CVJM*[2]*]*. ... Alle Exemplare wurden *[später]* bei Hausdurchsuchungen konfisziert. Ich machte diese Arbeit, während derer ich viele interessante Leute kennenlernte ..., so wie Pfarrer, Leute aus dem Widerstand *[gegen die Nazis]*. ... Ich konnte manche der Informationen an meine Kinder weitergeben, die dann in den siebziger Jahren an einer halblegalen Skautorganisation teilnahmen. Ich erhielt den Titel „Kandidatin der Wissenschaften"[3] und eine besser bezahlte Assistentenstelle.

... Zu der Zeit trug ich über die Geschichte der Philosophie für Nicht-Philosophiestudenten vor und nahm an den sogenannten dialogischen Seminaren teil, die damals, in den sechziger Jahren, von Professor Milan Machovec[4] angeboten wurden und wo ... Leute verschiedener kirchlicher Orientierungen ihre Ideen frei vorstellen konnten. Der erste Dialog zwischen Marxisten und Gläubigen dauerte fast zehn Jahre, ... Christen und erklärte Atheisten trafen sich dort ... später trugen auch Leute aus dem Ausland vor. Dieses Seminar war der erste Durchbruch

in die Zitadelle des Marxismus; dort lernte ich ... einen Dialog führen, verschiedene Ansichten verstehen, Standpunkte verteidigen. ... Zusammen mit späteren Seminaren bei Professor Patočka[5] war es für mich so wichtig wie meine früheren Studien auf der Universität.

Über die akademischen Probleme kam ich zu den allgemeinen Problemen der Studentenbewegung und zur Jugendsoziologie, so daß ich, als die Soziologie hier erneuert wurde, aufgefordert wurde, Mitglied des neugegründeten Fachs Soziologie zu werden. (Seit 1948 wurde diese als Pseudowissenschaft und Dienerin westlicher Machenschaften bezeichnet.) ... Da ich verhältnismäßig viel im Ausland gewesen war, ... half ich, das Institut ... zu organisieren. ... Ich lehrte ... Forschungsmethodik ... und teilweise auch die Geschichte der tschechischen Soziologie. ... Da um die Zeit in der Welt[6] viel über Jugendsoziologie gesprochen wurde und wir nicht einmal ein elementares Lehrbuch über das Thema hatten, schrieb ich zusammen mit Dr. Eliška Freiová eines über Jugend, Studenten, Ideologie und die Neue Linke. Ich kam als Beobachterin und Teilnehmerin viel mit Studenten in der Bewegung zusammen, die 1968 und 1969 eine wichtige Rolle spielte. Zu der Zeit lernte ich nicht nur die Probleme der Studentenbewegung im Westen kennen – über die ich ein Buch geschrieben hatte, das ... aber nicht erschien –, sondern auch viele Sprecher der Studentenbewegung einschließlich Rudi Dutschke, Cohn-Bendit usw. Nicht zuletzt wegen dieser Kontakte wurde ich von der Universität entlassen. Ich war unter den ersten, die die philosophische Fakultät verließen ... unter anderem wegen „informeller Autorität unter den Studenten". ... Karel Kosík[7], Václav Černý[8], Jan Patočka und Milan Machovec[9] gehörten auch zu der Gruppe.

Ich fing an, als Putzfrau in der Staatlichen Bibliothek Klementinum zu arbeiten. Ich putzte dort am Vormittag, und am Nachmittag saß ich im Professorenlesesaal, für den ich noch eine Sonderbewilligung hatte, studierte und schrieb. Die Arbeit war gut, ungefähr zwei bis drei Stunden täglich, offiziell acht Stunden, für 890 Kronen monatlich. Die eingefleischten Parteimitglieder von der Fakultät ... sahen das nicht gern, weil die Studenten darüber Witze machten und ich auch, und so mußte ich mir eine andere Stelle suchen. Das war zur Zeit der Hexenjagden in den frühen siebziger Jahren. Im April 1971 fing ich an, in Dr. Trojans gerontologischer Abteilung im Thomayer-Krankenhaus zu arbeiten, in

einer ... Stelle, die alle drei Monate erneuert wurde. Das war wichtig ..., denn zeitlich befristete Arbeitsverhältnisse mußten nicht vom Bezirksausschuß der kommunistischen Partei bestätigt werden. ... Ich führte für den Direktor gerontologische Forschungen durch, schrieb statistische Berichte ... usw. Meine Aufgaben waren z. B. gerontologische Beratung ..., Forschung über Senioren ..., psychologische Tests ..., Arbeitsmöglichkeiten für alte Leute, Einstellungen alten Arbeitern gegenüber. ... Die Ärzte waren freundlich zu mir, und die Atmosphäre war angenehm. ... Viele Leute konnten mich im Krankenhaus ... unauffällig besuchen. Ich konnte auch erreichen, daß Leute dort aufgenommen wurden, denen es kaum gelungen wäre, in ein anderes Krankenhaus zu kommen. Dazu gehörten fast alle Dissidenten, so wie Jiří Hochman, Jiří Ruml und Karel Kyncl.

Ich wurde zum ersten Mal im Jänner 1972 wegen einer Gruppe, welche die früheste Samizdat-Literatur herausgab, verhaftet, weil ich Leute von der protestantischen Kirche „Die neue Orientierung" um mich hatte und weil meine Patienten von anderen Dissidenten besucht wurden. Ich war nur 24 Stunden in Haft. Zu der Zeit arbeitete ich schon mit der Palach Presse *[in London]* zusammen, die damals auf unserer Seite hauptsächlich in den Händen Petr Pitharts[10] und Jiří Müllers war. ... Nachdem sie Müller und Hýbl im Dezember 1971 verhaftet hatten, ging die Verbindung hauptsächlich in Pitharts und meine Hände über.[11]

In den achtziger Jahren waren Wolfgang Scheuer und seine Frau Brigitte nicht nur Mitglieder des diplomatischen Corps der Bundesrepublik Deutschland in der Tschechoslowakei, sondern auch freiwillige und aufopfernde Vermittler zwischen Dissidenten und unseren Leuten im Exil. Ich besuchte sie in ihrer Wohnung ... wenigstens zwei bis drei Mal im Monat; jedes Mal hatte ich Briefe und Kassiber in Geheimtaschen, Manuskripte von Artikeln und manchmal auch von Büchern in Einkaufstaschen. Nach Hause ging ich mit noch volleren Taschen. ...

Ich wurde am 8. Mai 1981 verhaftet und am 22. März 1982 aus der Haft entlassen. Im Oktober 1988 war ich wieder im Gefängnis, aber nur sechzehn Tage. Dann wurde ich vom Thomayer-Krankenhaus gekündigt. Seit Jänner 1990 arbeitete ich wieder als Putzfrau, diesmal in den Wasserwerken, und seit April 1990 wieder an der philosophischen Fakultät der Karlsuniversität.

Bei Gericht, während des Scheidungsverfahrens, faßte Jiřina ihre Gedanken über ihre Ehe und ihre Scheidung zusammen:

30. Jänner 1981. Ich konnte mir viele Tragödien in meinem Leben vorstellen, … daß Krieg wäre, daß man seinen Besitz verlieren würde. … Eine Scheidung konnte ich mir nicht vorstellen – darauf hatten meine Eltern mich nicht vorbereitet. Und weil ich in einer harmonischen Familie aufwuchs, wollte ich, daß meine Kinder ein ähnliches zuhause haben, und darum machte ich den Fehler, zu schweigen und vieles bei meinem Mann Zdeněk Šikl zu dulden, was ich ihm nicht hätte verzeihen sollen. Ich dachte, daß es zu seiner Persönlichkeit gehörte, daß eine Ehe die Vereinigung zweier Personen ist, die sich lieben, aber sie selbst bleiben, die Hand in Hand gehen … und einander ergänzen und bereichern, aber einander nicht schlucken oder ihr gegenseitiges Wachstum behindern … und nicht einander um ihre Zufriedenheit beneiden. Neben Fehlern hatte mein Mann viele positive Eigenschaften … ich weiß, daß ihn an mir vieles störte. … Obwohl wir nicht in der Kirche geheiratet haben und ich nicht gläubig bin, nahm ich das Eheversprechen, in guten und schlechten Zeiten zusammenzubleiben, sehr ernst. … Ich glaubte, daß wir auch im Alter in Frieden … zusammensein würden. Ich weiß, daß ich keine dreißig Jahre meines Lebens mehr mit jemand anderem verbringen werde, mit niemand anderem Kinder haben werde und daß der Partner, den ich vielleicht finde, andere Fehler haben wird. Ich wollte keine Scheidung.

Mein Mann gab mir in den letzten Jahren die Schuld für seine Freudlosigkeit, warf mir vor, daß ich ihm verzeihen würde, weil ich ihn beherrschen und die Rolle seiner Mutter spielen wollte usw. … Es tat mir am meisten weh, daß er mir wiederholt sagte, er wolle sich entscheiden, ob er mit mir leben könne. … Er verlangte vier Monate, in denen er sich entscheiden wollte, und zog aus, dann wollte er die Zeit auf ein oder zwei Jahre verlängern. … Das war unerträglich. Es ist wirklich besser, ein Bein zu amputieren, als einen Fall von Gewebebrand zu pflegen. Außerdem bin ich 45 Jahre alt und werde nicht jünger, und für mein Alter brauche ich jemanden, der mir eine wirkliche moralische Stütze ist. … Ich könnte seine ständigen Vorwürfe nicht ertragen, daß er sich meinetwegen in seiner männlichen Rolle nicht wohl fühlt. Darum stimme ich jetzt der Scheidung zu und will sie.

Abgesehen davon ... war mein Mann immer ein ausgezeichneter Vater, und ich habe mit ihm viel Schönes erlebt ... außer in den letzten Jahren. Aber auch da gab es Zeiten, an die ich mich gern erinnere. Ich möchte lieber nicht an das Häßliche denken, und hier im Gerichtssaal danke ich ihm für das Gute.

Kurz nach der Scheidung fing Jiřina an, an ihrem neuen Leben zu arbeiten. Am 4. Feber schrieb sie Freunden unter anderem über das Scheidungsverfahren. ...

[Nachher] begleitete mich Zdeněk zur U-Bahn, wir küßten einander, er kaufte mir drei Nelken und wir gingen auseinander. Es war ein schöner Tag, die Sonne schien, und ich dachte an alles ohne große Gefühle oder Schmerzen. ... Ich glaube, mit der Zeit wird er ein guter Freund sein. Denselben Abend ging ich mit den Klímas[12] ins Theater. ... Die nächsten Tage arbeitete ich viel an einem Manuskript, das ich zu lesen versprochen hatte. ...

Also Ihr seht, daß es mir vorläufig ganz gut geht, und ich nehme nur eine halbe Schlaftablette. ... Mit all der Trauer habe ich eine Menge Zeit verloren, so daß ich jetzt wie verrückt schreibe, bis März muß ich achtzig Seiten für einen Band fertig haben. ... Heute habe ich mir Stoff für ein Abendkleid gekauft, das ich mir selbst für den Thomayer Krankenhaus Ball nähen werde. Dann habe ich mir eine Schreibmaschine gekauft. ...

Und an Milan Šimečka, einen Mit-Dissidenten, schrieb sie am 29. März 1981:

... Die Leute sehen mich als Frau, ... die über den Dingen steht, und in Wirklichkeit bin ich mehr der Typ wie Karolina Světlá.[13] Die Menschen, die mir am nächsten stehen, ... würden nie verstehen, daß ich hier sitze und in die Tasten der Schreibmaschine weine, ... so daß meine Finger ausrutschen. ... Ich weiß nur, daß ich dumm bin, ... altmodisch ... und doch sage ich mir, daß ich Gott sei Dank trotz meines fortgeschrittenen Alters noch erlebnisfähig bin.

Im Juli 1980 wurde Jiřina verhaftet, weil sie am illegalen Transport von Büchern über die Landesgrenze beteiligt war. Vor Gericht sagte sie:

Ich möchte die Anwesenden bitten, die Vernichtung der konfiszierten ... Bücher nicht zuzulassen. Sie enthalten nicht nur die kreative Arbeit von Schriftstellern dieses Volkes, sondern auch menschliche Arbeit, die geschätzt werden sollte. Bitte deponieren Sie sie in einem Safe, vielleicht im nationalen Literaturarchiv ... und zukünftige Literaturhistoriker werden diese „Bücher-Nichtbücher" suchen. Sie werden die Weitsicht des Richters schätzen, der dafür gesorgt hat, daß sie erhalten blieben. ...

Ich möchte dem Franzosen Thonon und der Französin Anis für ihre Hilfe ... danken. Sie saßen unseretwegen im Gefängnis. ... Ich sah nichts Schreckliches und dem Sozialismus Schädliches in der Beschaffung inoffizieller Ausgaben und darin, daß man sie in das Ausland transportierte. Ich wollte nur die literarische Produktion der Leute, die hier nicht publizieren können, für die Zukunft erhalten.

Meine ganze Erziehung gab mir Argumente für das, was ich getan habe. ... Nach unseren Geschichtsbüchern hat man Leuten, die in ihrer Zeit verfolgt wurden, später recht gegeben. ... Es kann dem Sozialismus nicht schaden, wenn einige hundert Leute eine andere Ansicht vom Sozialismus kennenlernen. ...

Als Soziologin weiß ich, daß, ... wenn das nicht so ist, entweder das System deformiert, oder die Statistik falsch ist oder aber jemand daran interessiert ist, die Wirklichkeit anders darzustellen, als sie ist. ... Eigentlich habe ich zum guten Ruf der Tschechoslowakei beigetragen, denn ich habe indirekt bewiesen, daß ... die tschechische Nation aus normalen Menschen mit unterschiedlichen Meinungen besteht. ...

Im Gefängnis dachte Jiřina darüber nach, was in der Öffentlichkeit zu tun wäre. Am 8. Jänner 1982 schrieb sie Freunden:

Liebe Freunde, ärgert Euch nicht, daß ich, während ich im Gefängnis meine Zeit vergeude ... Euch sage, was Ihr tun sollt. Ich habe mich daran erinnert, daß in einem Jahr, im März 1983, Franz Kafkas hundertster Geburtstag ist. Gleichzeitig ist es der zwanzigste Jahrestag der Kafka-Konferenz in Liblice, die die Erneuerung einleitete. ... Habt Ihr daran gedacht?

Das jetzige Regime und der ... Schriftstellerverband werden sich nicht

an diesen Jahrestag erinnern, und falls doch, dann bestimmt anders als wir. In der Welt ... werden Dutzende ernster Bücher erscheinen, und es wird viele Konferenzen geben, an denen natürlich keiner von uns teilnehmen wird. Und doch sollten wir dazu beitragen. ... Wir sollten ... die Beiträge aller derer abtippen, ... die etwas über die gegenwärtige Kultur zu sagen haben. ... Die hiesige junge Generation hat keine Möglichkeit, Franz Kafka zu kennen, obwohl das Prag der achtziger Jahre vielleicht mehr als je zuvor seine Stadt ist. Er ist für uns äußerst aktuell, und sein Werk ist nicht „exklusives" Lesematerial für Intellektuelle. ...

Manche von Jiřinas Briefen geben einen anschaulichen Eindruck von ihrem Leben im Gefängnis. Im folgenden einige Auszüge aus einem Brief vom September 1981:

Wenn der Richter die Gefangenen wenigstens so gut kennen würde wie der Untersuchungsrichter oder der Wächter, ... so könnte er kein Urteil fällen. Er wäre oft wie Gott in Čapeks Geschichten ... der alles versteht und alles verzeiht. ... Jetzt, wo ich die Umgebung und die Gefangenen kenne, möchte ich nie sachverständige Urteile für das Gericht abgeben. (Erzieher dieser Leute erreichen wenig.) ... Es ist viel anspruchsvoller, zur Weiterentwicklung begabter, guter Menschen beizutragen, und wahrscheinlich besser ... als mit dieser pathologischen Bevölkerung Zeit zu vergeuden. ... Ich schäme mich dafür, aber hier werde ich zur Elitistin. ... Ich bin vielleicht die einzige hier, die *[vorher]* ein geordnetes Familienleben hatte. ... Manchmal sehe ich in diesen Leuten nichts Positives. Aber sicher enthalten auch sie Gold.

Und aus einem Brief vom Oktober 1981:

... Um sein Leben zu retten, grüßte Josephus Flavius den Kaiser Vespasianus als den Messias. Er wurde nicht gekreuzigt. ... Gedemütigt und gebrochen war er den Römern viel nützlicher. ... Josephus überlebte den Aufstand, ... aber sein ganzes Leben machte er sich Vorwürfe wegen seiner *[Feigheit]* und versuchte, sich zu rechtfertigen. ... Er fühlte sich nie wieder wohl, weder unter den Römern, denen er die Hand gereicht hatte, noch unter den Juden, die er verraten hatte. ... In Wirk-

lichkeit hatte er sich selbst verraten. ... *[Das]* wäre für mich unerträglich. ... Vielleicht wird, was ich schreibe, einem meiner Freunde helfen, etwas Nicht-Wiedergutzumachendes nicht zu tun. ... Jeder sollte für sich die Frage beantworten: „Was kann ich ertragen?"

... An diesem Ort sind die Häßlichkeit, der Schmutz und die Laute am deprimierendsten. Die Bettwäsche ist zwar verhältnismäßig sauber, und von den Decken kann man glauben, daß sie irgendwann desinfiziert worden sind und daß Läuse und Flöhe keine Baumwolle mögen. Aber der Strohsack ermöglicht einem diese Illusion nicht. ... Er ist voller Fettflecke, Blut, Sperma ... Speisereste, voll von allem, was Menschen in einer solchen Situation abwischen müssen, auch Kotze. ... Die Möglichkeit, daß ich den Strohsack berühren könnte, stört mich mehr als Schritte im Flur, Licht, ... das Schreien der neu von der Straße hereingezerrten Menschen ... oder das Winseln der verrückten Zigeunerin aus einer anderen Zelle, mehr als der Gestank der Toilette oder die ... Ratten, ... der Schmutz und das Fett in den Essenschalen. ... Der Tag kann von der Nacht nur durch die Stärke der Glühbirne hinter dem Gitter an der Decke unterschieden werden, und durch das Fenster kann man nur den schmutzigen Flur sehen, eigentlich einen Kanal mit Röhren, und darüber manchmal die Knöchel der Wächter. ...

Ich wurde erst am achten Tag in meine eigentliche Zelle gebracht. ... Vielleicht hat man mich hier länger behalten, um mich weichzukriegen. ... Dann stellten sie mich unter die Dusche und gaben mir zwei Paar ausgeleierte Unterhosen ..., einen schrecklichen Büstenhalter, ein stinkendes Männerhemd mit der Aufschrift „Ruzyně Gefängnis Nummer 1", braune formlose Laufhosen und ein Paar braune Socken. Das trage ich bis heute. ... Der Wächter sah mir beim Anziehen zu ... so genau, daß er einen Tampon für meine Regel bemerkte, den ich vorsorglich von zu Hause mitgebracht hatte. Ich wurde untersucht – nur gut, daß ich keine Hämorrhoiden habe. ...

Ein Tag ist unendlich lang hier, und zuerst ist man nicht hungrig genug, um ... zu essen. Am 9. Mai gaben sie uns ein paniertes Kotelett ... etwas, was wir bis zum nächsten Jubiläum der „Befreiung" nicht wieder sehen würden. Ich habe es nicht gegessen, es war wie eine harte, kalte Schuhsohle, die nach ranzigem Öl roch, und es störte mich, daß es mir der „Mukl"[14] mit der Hand reichte. Heute würde ich es mit Vergnügen

essen und bedauern, daß uns die rote Armee nicht zweimal wöchentlich befreit hat.

Manchmal darf ich sogar eine Schere über Nacht behalten. Wahrscheinlich erwartet man nicht, daß ich Selbstmord begehe. Und sie haben recht. Auch hier habe ich genug zu tun und bin manchmal zufrieden. ... Der Haß der jungen Kerle auf die Wächter ist furchterregend. ... Herr Bilák[15] sollte sich vor ihnen fürchten, nicht vor uns, die wir schon vorher durch Bildung und Humanismus, mit dem wir uns identifizieren, entwaffnet wurden. ...

Die Vergangenheit ist das einzige, was einem hier übrig bleibt. Sie ist ein Schild, eine Waffe, aber für manche auch ein Folterinstrument. Sartre hatte in seinem Stück „Die Gefangenen von Altona" recht, die Hölle ist in uns, und die Vergangenheit kann schrecklich sein. ... Diese Selbstquälerei ... wurde wunderbar von Stefan Zweig in seiner „Schachnovelle" beschrieben. ... Eine andere Frage: ... Was wird nach meiner Rückkehr sein? Werde ich mich *[noch]* begeistern können, ... lieben können, wieder von vorne anfangen können? Werde ich den Leuten nicht im Weg sein, werde ich nicht zu skeptisch sein? Werde ich noch verstehen, was um mich herum vorgeht? ... Wir wissen von Herrn Hegel, daß alles Vernünftige wirklich ist und alles Wirkliche vernünftig. ...

Hier vermisse ich das Erlebnis eines Kristallglases auf einem weißen Tischtuch, durch das das Licht scheint. ... Ich sehne mich nach einer schönen Porzellantasse wie die, in der mir die Pitharts Tee servierten, den Duft des Tees, den kleinen Löffel, mit dem man ihn umrühren kann, anstatt mit dem Griff einer Zahnbürste. ...

Ich habe gerade das Buch von dem Slovenen Smiljan Rozman: „Bomben über der Stadt" zu Ende gelesen ... über Leute, die alles verloren haben. Jemand aus der Unterschicht ist im Zuchthaus unter seinesgleichen. ... Ein Gebildeter verliert normalerweise viel mehr. ... Das Bewußtsein, daß so viele Freunde das überlebt haben, gibt mir Kraft. ...

Verhört werden, die Flucht aus der Zelle für einige Stunden, war etwas, worauf ich mich wirklich freute. ... Ich fühle mich auch manchmal reich hier, ich habe mehr Zeit für mich als je zuvor. ... In meinem früheren Leben freute ich mich auf jeden Tag und verkürzte oft meinen Schlaf freiwillig, nur um länger zu leben. ... Wenn ich einen Unfall erlitten und die Beine in Gips hätte, wäre ich vielleicht auch für ein Jahr

vom Leben ausgeschlossen ..., aber ich wüßte, daß es heilt. Was heilt jetzt? ... Vielleicht haben wir mit unseren Tätigkeiten die Fähigkeit *[des Regimes]* aktiviert, sich selbst zu heilen. ...

Wenn man leidet, erlebt man intensiver. ... Konrad Lorenz ... erwähnt, daß Ratten, die lange auf ein kleines Gebiet beschränkt sind, einander die Ohren abbeißen und daß die Männchen unfruchtbar werden. Ich will niemandem die Ohren abbeißen und kann jetzt nicht beurteilen, ob ich fruchtbar bin, aber ich möchte diese alptraumhafte Mařka schlagen, die ständig brüllt und mit den Fingern in meinem Fett gräbt. ... Herr Lorenz hätte Freude an mir. ... Der Lack der Zivilisation schält sich schon von mir ab. ...

Dostojewski schreibt ... in seinen Anmerkungen[16], daß niemand leben kann, ... ohne zu streben. Wenn man die Hoffnung ... verliert, wird man ... ein Ungetüm. ... Wie gebe ich dem Leben, das ich hier friste, eine Bedeutung?

... Die Wächter zeigen, daß sie Macht haben, die Häftlinge provozieren sie wie Kinder in ihrer negativen Phase. ... Ist es ein internationales Phänomen, daß Gefangene keine Gerechtigkeit erwarten, oder ist das eine für ... totalitäre Regime typische Einstellung? ... Ich möchte aber keine fremden Gefängnisse kennenlernen, so neugierig bin ich nicht. ... Stellt Euch aber nicht vor, daß es hier wie in Nazi-Konzentrationslagern ist oder wie in einem von Solschenyzin beschriebenen Gefängnis. Es ist weit davon entfernt. Dazu sind wir zu tschechisch. ...

Im Gefängnis schrieb Jiřina einen Aufsatz über „Verteidigungsmechanismen, oder wie man die Haft überleben kann".

20. Juli 1981. Am meisten vermisse ich hier eine sinnvolle Tätigkeit. ... Ich habe angefangen, mir über das, was mir über die erste Zeit hinweghalf, Notizen zu machen. Hier entwickelt man bestimmt keine neuen Charakterzüge, man verbessert höchstens, was in einem ist. ... Vielleicht wird, was ich schreibe, ... Honza *[ihrem Sohn]* helfen, wenn er in der Armee ist, oder anderen Freunden, die ins Gefängnis gehen. ... Ich möchte Anweisungen geben, wie man auf einigen Metern Raum mit Menschen auskommen kann, und über positive Dinge schreiben, die man hier erleben kann. ...

Es ist wichtig zu wissen, daß dies eine Ausnahmesituation ist. Man muß für einige Zeit ... seine Werteskala ändern ... und die Grenzen kennen, innerhalb derer man manövrieren kann. Es ist wichtig zu wissen, was passiert, wenn man etwas Bestimmtes sagt, welche Grenzen man auch beim schlimmsten Verhör ... nicht ... überschreiten darf. Die Grundlage davon ist der eigene Moralkodex, das Bewußtsein der eigenen Verantwortung. ...

Ich sollte wissen, daß ich, wenn ich es körperlich nicht schaffe, es auch psychisch ... nicht kann, und daß ich dann nach einigen Tagen genau das sage, was sie wollen. Das heißt: Alles essen, sich nicht vor dem Schmutz und der Häßlichkeit des Essens ekeln, vor der Umgebung und den eigenen Kleidern, und lernen, unter allen Umständen zu schlafen und sich zu entleeren. Sich sagen: Ich bin nicht aus freien Stücken hier, ich bin dafür nicht verantwortlich, ich bin in diese Lage „geworfen" worden. ... Es hilft sehr, zu wissen, daß die ganze materielle Misere (Licht bei Nacht, keine Privatsphäre, Demütigungen) dazu da sind, um mich nervös zu machen und zu vernichten.

Es kommt darauf an, fast alles der Aufgabe des Überlebens unterzuordnen und sich nicht zu sehr mit Fragen *[über die Zukunft]* zu belasten. ... Es hilft mir zum Beispiel, mich daran zu erinnern, wieviel Schönes ich erlebt habe, wie und wann ich ... glücklich war. ... Würde ich wirklich diese momentane Wirklichkeit ... für eine häusliche Existenz eintauschen? ... Wie schön würden es viele finden, einfach ohne Schmerzen zu sein! ... Wir wissen von Aristoteles, daß auch ein schmerzhaftes Erlebnis mehr ist, als ein Nicht-Erlebnis. Und ich habe Erlebnisse. Viele.

In einer solchen Situation darf man sich nicht den Luxus des Selbstmitleids gönnen. ... Man muß darüber durch eine Aktivität siegen, z. B. ... die Toilette waschen, den Fußboden, oder etwas für jemanden anderen tun. Drogenabhängigkeit ist ... im Gefängnis geradezu tragisch. ... Drogen helfen nur den anderen, über uns Macht auszuüben. ... Man muß sich auch Überlegungen verbieten, was wäre, wenn man einen gewissen Fehler nicht gemacht hätte. ... Wie viele Leute erleben Unglücksfälle, die für niemanden eine Bedeutung haben! Für uns ist positiv, daß ... es hier um eine bewußte Handlung ging, daß wir nicht nur Gegenstände waren. ... Aldous Huxley schreibt in „Kontrapunkt des Lebens", daß Dinge und Ereignisse, die unser Leben grundlegend ver-

ändern, nie Zufälle sind und daß alles, was einem geschieht, der Person ähnlich ist, der es geschieht. ... Für mich ist es äußerst wichtig zu wissen, daß ich kein Opfer bin. ... So ... verliert die Wirklichkeit, die ich erlebe, einen Teil ihrer Absurdität. ...

Eine große Hilfe ... ist, sich einen anderen Brennpunkt zu schaffen ... neugierig zu sein, wie man es schaffen wird. ... Zu Hause habe ich zum Beispiel die Resultate ... von Tests, die meine Kollegen mit mir gemacht haben, als weder sie noch ich vermuteten, daß ich je in eine solche experimentelle Situation kommen würde. ... Ich bin neugierig, ... ob sie gültig waren. ...

Hegels Behauptung über die Beziehung von Herr und Knecht ... ist auch hilfreich. Wenn sich der Knecht dessen bewußt wird, ... daß der Herr von ihm abhängig ist, ist er freier als der Herr. ... Manchmal fühle ich mich hier freier als im „Zivilleben". Es hilft auch, ... sich die schlimmstmögliche Konstellation von Umständen vorzustellen und sich damit abfinden. Dann ist alles, was kommt, besser als erwartet. ...

Eine weitere Art von Selbsthilfe ist, sich die Motivation für das Verhalten anderer vorzustellen. ... Wenn ich mir vorstelle, was für schlechte Gefühle der Wächter verkraften muß, dann betrifft mich sein Angriff nicht mehr so direkt. Allen, die hier mit mir sind, geht es schlecht. Wenn ich einem von ihnen ein bißchen helfe, ist es nicht nur eine altruistische Handlung, sondern auch eine Bereicherung für mich. ... Und außerdem weiß ich dann, daß ich in meiner Gefängnishose und neben dieser miserablen Toilette noch ein menschliches Wesen bin ... ein gutes. ... Ich bin doch kein Buchsbaum, der zugeschnitten werden kann. ... Jemand, der sich vollkommen unterordnen will, ... wäre überhaupt nicht hierhergeraten. Es hätte gereicht, den Mund zu halten ... „und in nichts hineinzugeraten". Davon haben wir als Volk eine reiche Tradition. ...

Ich brauche auch täglich ... die Möglichkeit, ein paar Gedanken aufzuschreiben. ... Es stärkt einen ungeheuer, sich eine bestimmte kleine Aufgabe zu geben und sie wirklich zu erfüllen, ... z. B. turnen, Vokabeln lernen. ... Eine weitere ... Quelle der Kraft ist ... sich illegal mit anderen Häftlingen zu verständigen. ...

Ein weiterer Aufsatz, den sie im Gefängnis geschrieben hat, trägt den Titel „Was hier schön ist":

11. August 1981. ... Ich bin einsam hier und dürste wirklich nach etwas ... Schönem. ... Es ist ... Einsamkeit mitten in einem Zwangskollektiv, in dem man nie eine Sekunde allein ist. ... Anpassung ist ein Zeichen somatischer und psychischer Gesundheit. Mit Willenskraft kann man viel erreichen. ... Bis jetzt hatte ich keine Ahnung von dieser Kategorie von Menschen. ... Wie in Kafkas „Schloß" begegnen die Angeklagten nur den niedrigsten Beamten, die keine Macht haben. ... Es wäre schade, wenn ich (als Soziologin) diese ... Gelegenheit nicht benützen würde, um zu verstehen. ...

Jetzt möchte ich darüber schreiben, ... was hier gut ist. ... Im Keller hörte ich durch zwei Zellen: „Papa, vermißt du Mama?" Und was darauf folgte, war eine Liebeserklärung vom Vater an den Sohn und von beiden an die Mutter und Ehefrau, die ich nie vergessen werde. ... Eine weitere schöne Sache ist das große Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Häftlingen. Jirka vom dritten Stock hat zu meinem Geburtstag ein „Porträt" meiner Tochter gemalt, die er nie gesehen hat, und die Mädchen aus meiner Zelle haben mir dazu eine Widmung gemalt und wirkliche Butter auf mein Brot geschmiert ..., meine Hausschuhe mit Bändern verziert und mir ein Armband gestrickt. Ich meine, daß das zu meinem 46. Geburtstag genug ist. ...

Nach Jiřinas Entlassung aus dem Gefängnis wurde sie weiter vom Regime verfolgt. Am 29. November 1988 schrieb sie dem Staatsanwalt:

... Am 27. Oktober kam um fünf Uhr früh ein blonder Mann mit blauen Augen zusammen mit anderen Personen in meine Wohnung, um eine Hausdurchsuchung vorzunehmen. ... Auf ihren Wunsch gab ich ihnen Gegenstände, die nichts mit der Tätigkeit zu tun hatten, derentwegen ich angeblich untersucht wurde. ... Zwei von ihnen, die sich als Milan und Jirka bezeichneten, widmeten mir bis zum 13. November ihre intensive Aufmerksamkeit. ... Während der Zeit war ich zwei Mal achtundvierzig Stunden in Ruzyně und zwei ganze Tage in der Kaserne. ... Im ganzen wurde ich sieben Tage verhört. ... Die zwei Männer drohten mir mit einer Gefängnisstrafe, ... obwohl keine Anklage gegen mich erhoben worden war. Sie sagten, daß sie von meinen Auslandskontakten wissen wollten und daß sie mich, falls ich ablehnte auszusagen, beruflich

vernichten und meinen Kindern etwas zuleide tun würden; daß ich meine Stelle verlieren und keine andere bekommen würde, daß sie meinen Ruf unter meinen Freunden von der Charta 77 zerstören würden, so daß jeder, der mich treffen würde, vor mir ausspucken würde, daß man mich auf der Straße überfallen und verprügeln würde. ...

Ich lehnte ab, mit der Gegenspionage, für die sie nach ihrer Aussage arbeiteten, zusammenzuarbeiten oder etwas zu unterschreiben. Die beiden folgten mir wiederholt auf dem Weg zum und vom Dienst ..., nahmen mich ohne die gesetzlich vorgeschriebenen Formalitäten zu Verhören mit, ... bedrohten mich wieder in meiner Wohnung. ... Sie wollten wissen, wer mich besucht oder zu besuchen beabsichtigt. ... Am 13. November ... erklärte ich ihnen, daß ich, falls sie mich weiter bedrohen würden, es meinen Freunden ... im Ausland ... melden würde. Von dem Tag an wurde ich nicht mehr augenscheinlich verfolgt. ... Aber *[dann]* fingen sie an, ihre Drohungen wahr zu machen. ... Am 15. *[wurde ich entlassen]*, weil die wiederholten Besuche der Polizei die Ruhe störten ... und bin seit dem 21. Jänner arbeitslos. ... Am 14. oder 15. November kamen sie in Frau Anna Marvanovás Wohnung und spielten ihr ein Tonband vor, das angeblich meine Zeugenaussage gegen sie enthielt. ... Als frühere Angestellte des tschechoslowakischen Rundfunks sagte sie, daß es leicht sei, ein solches Tonband zu fälschen. ... Ich ... fürchte für meine Sicherheit und mein Leben.

Einer dieser Männer nahm dreißig D-Mark aus meiner Brieftasche, ohne mir eine Quittung zu geben. ... Milan nahm aus meiner Handtasche einen Brief ... und 2000 Kronen. Gleichzeitig fragte er mich, wo ich das Geld habe, „mit dem ich solche Leute finanziere". ... Er nahm mein Sparbuch mit 12.600 Kronen. ... Diese Männer öffnen und kontrollieren täglich meine Post. ... Sie nahmen mir meinen Wohnungsschlüssel, und ich vermute, daß sie Duplikate haben. ... Ich bitte Sie um Schutz und um Antwort. ...

Der folgende Brief an Freunde vom 6. April 1989 zeigt, daß Jiřina ihren Humor nicht verloren hatte:

Ich fing wieder an ... als Putzfrau zu arbeiten. Es ist ein angenehmer Platz, in der Celetná, in einem Barockgebäude, wo das Institut für

Theaterwesen untergebracht ist. Ich war dort unauffällig wie eine kleine Maus ... demütig, ehrlich und fleißig. ... Man gab mir keine permanente Stelle, weil ... die Polizei meinte, es wäre nicht passend, daß ich dort arbeite. ... So trat ich ... eine ähnliche Stelle an, wo keine Intellektuellen sind, die vor Angst in die Hose machen, sondern die wirkliche Arbeiterklasse. ... Ich putze jetzt schon seit zwei Monaten eine Vorhalle. ... Ich kann an Nachmittagen hingehen, was mir recht ist, weil ich meine 88jährige senile Mutter zu Hause habe und es viel Arbeit macht, sie am Morgen zu versorgen. Dann schreibe ich, mache Besorgungen und beaufsichtige mein Enkelkind. ... Wie es sich herausstellte, war es eine gute Sache, daß sie mich hinauswarfen. Zum Schluß wendet sich alles zu meinem Vorteil. Manchmal nahm ich den kleinen Buben zum Putzen mit, so daß ich aussah wie eine etwas ältliche, unverheiratete Mutter.

Ein Brief an Freunde vom 3. Oktober 1989 erzählt von ihrem Leben und ihrer Verfassung nach der Revolution:

... Neulich machte ich mit den Angestellten von meinem früheren Arbeitsplatz einen Ausflug – es war eine Brigade sozialistischer Arbeit. ... Wir fuhren mit dem Bus, tranken unterwegs, tanzten usw. ... Wir waren bei Máchas See, das Wetter war schön, wir schwammen sogar nackt bei Nacht und tanzten am Strand. ...

Ich bin mit meinem neuen Arbeitsplatz zufrieden. ... Ich arbeite mit Händen und Füßen und habe eigentlich nur Zeit, mich auszuruhen, wenn ich durch die Räume ... fliege und sie perfekt saubermache. ... Meine Produktivität ist gewachsen, seit ich große schwarze Handschuhe habe, die nicht wie Kondome anliegen. ...

Ein weiterer Brief berichtet über die Zeit seit der Revolution:

... Wenn ich überhaupt wieder an die Universität zurückkehre, dann nur, wenn man mich an einem Projekt arbeiten läßt, nicht im Fachbereich Soziologie beim ursprünglichen Establishment, das rehabilitiert und wieder sauber ist, sondern wo Junge, Alte, Ausländer und Leute von anderen Fakultäten lehren.

... Vorigen Mittwoch bekam ich nach vierzehn Jahren ein Telephon. Ich hatte mit einem Zeitungsartikel gedroht. ... Am nächsten Tag informierten mich die Wasserwerke, daß sie der Kriminalpolizei über mich Meldung machen müßten, weil ich nicht mehr bei ihnen arbeite und noch ihren Stempel in meinem Ausweis habe. Dann kam ein Mann zur Tür und sagte, daß ich für das Bundesparlament kandidieren solle. Ich war ihn kaum los, als ein anderer kam und mich fragte, ob ich nicht wenigstens für den tschechischen Nationalrat kandidieren wolle. Und schließlich kam jemand vom Sokol in Budweis, der wollte, daß ich die Sokoln vertrete. Während der ganzen Zeit wollte meine 88jährige Mutter wissen, welches Datum wir hätten, wann die Kinder von der Schule nach Hause kämen und wann wir nach Prag fahren würden. ... Sie denkt, daß wir auf unserer Chata[17] sind. Am Freitag fahre ich nach Scheinfeld[18], um dort in den Archiven im Schwarzenbergschen Schloß, wohin ich die letzten siebzehn Jahre all die Literatur geschickt hatte, eine Anthologie zusammenzustellen. ...

In einem Brief vom 15. Jänner 1990 berichtet Jiřina, wie sie damals einen Teil eines Tages verbrachte:

Gestern moderierte ich eine Diskussion über den Krieg in Kuwait; Palästinenser und Irakis debattierten. ... Dann kümmerte ich mich um die Vorschläge für ein Ehrendoktorat für Václav *[Havel]*. ... Es bewegt sich etwas an der Universität; ich hole vieles in meinen Studien nach und bin in Politik involviert, ob ich will oder nicht. Ich halte Reden, fahre für das Bürgerforum aufs Land und zum protestantischen Chor. ... Die Leute wollen eine „ideale Führung", die alle Probleme löst. ...

Wenn ich um fünf Jahre früher geboren wäre, würde man vielleicht meinen Namen unter denen verlesen, die Verbrechen begangen haben. Habe ich das Recht, andere zu verachten, weil ich mich zur Zeit des ersten kommunistischen Putschs mehr für pornographische Bilder interessierte als dafür, was Gottwald auf dem Altstädter Ring sagte?

Kollektivschuld zuzuweisen ist ein Unrecht. ... Wir haben den Fehler schon einmal gemacht: 1945, gleich nach dem Krieg, mit der Vertreibung der autochthonen deutschen Bevölkerung aus den Grenzgebieten. ...

Die folgenden Auszüge aus Briefen zeigen weitere Veränderungen in Jiřinas Leben:

15. Mai 1991. ... Ich war wirklich in Amerika, und es war sehr interessant, aber ich möchte dort nicht leben. Aber ich schätze den Mut, *[mit dem die frühen Auswanderer]* in kleinen Schiffen über den Ozean segelten und sich dann irgendwo im Schlamm bei New York niederließen. Mich würden dort die großen sozialen Unterschiede stören. ... Ich war bei einem Dinner für 2.500 Dollar – ich habe dafür nicht gezahlt –, in einem Wirtshaus für Homosexuelle und Lesben und in einem Obdach für Obdachlose. Die Amerikaner können einem eigentlich leid tun; alle wollen von ihnen Geld, und doch werden sie schlechtgemacht, weil sie reich sind. ... Seit ich unser kleines Land ... verlassen habe, sehe ich, daß in der *[Frage eines Juden in einem Reisebüro]* viel Wahrheit steckt: „Einen anderen Globus haben Sie nicht?" ...

Inzwischen habe ich einen neuen Enkel, so daß wir jetzt zwei Mädel und zwei Buben haben. ... Im allgemeinen bin ich mit meinem persönlichen Leben zufrieden, abgesehen vom Gesamtbild. Ich müßte vier Leben zugleich haben, irgendwie fehlt mir immer die Zeit. ...

Mit ihrem neuen Partner lebt sie eine völlig andere Beziehung als mit ihrem früheren Ehemann:

Mein jetziger Mann ... Dr. Jiří Veselý, geboren 1923, ... ist ein typischer Wissenschaftler, genau, sehr belesen; er hat in Prag und in Genf studiert ... ich lebe mit ihm schon seit dem Frühling 1981, aber wir haben jeder unsere eigene Wohnung. In unserer Beziehung gibt es keine Spannungen. ... Wir haben Freude aneinander. ... Ich glaube nicht, daß man heiraten muß. Er ist Mediziner und hat sich früher auf Leukämie bei Kindern spezialisiert, aber da es dafür keine Medikamente gab ... hat er sich der Forschung in der Akademie der Wissenschaften zugewandt und sogar ein neues Medikament entwickelt. Er ist ... ziemlich reserviert, aber nett, ein Skeptiker, interessiert sich nicht für Politik, Ideologien oder Religion und ist in jeder Lage er selbst. So wie alle Menschen hat er eine Menge schlechter Eigenschaften, er bemüht sich nicht, ... jemandem zuzulächeln, wenn er keine Lust hat.

Mehr als zehn Jahre nach ihrer Scheidung schreibt Jiřina in einem Brief über ihren früheren Ehemann:

Wir sehen uns gelegentlich und schicken einander formelle Glückwünsche zum Geburtstag und zu Weihnachten. ... Jetzt, wo man wieder schreiben, publizieren und ... reisen kann, wäre es sehr schwer, mit ihm zu leben. Damals war er auf meine „Erfolge" eifersüchtig. Könnt Ihr Euch vorstellen, wie er sich jetzt aufführen würde? Es ist gut, daß er sich von mir hat scheiden lassen.

An die Redakteurin Hirschlová der Zeitschrift „Květy" (Blüten):

5. Feber 1991. Ich schicke Dir den Artikel, den ich für die französische Zeitschrift „l'Alternative" geschrieben habe. ... Sonntag habe ich etwas Ähnliches im Fernsehen, in „Radio Free Europe" gesagt. ... Am kommenden Sonntag fahre ich nach Würzburg, um Arbeitern aus den USA, die in Osteuropa arbeiten werden, etwas über das hiesige Leben zu sagen, dann bin ich bei einer Soziologenkonferenz in Wien und am Mittwoch wieder zu Hause. ...

Ich bin müde, nervös, reif für die Müllhalde. Das einzige, was mir Spaß macht, abgesehen von meinen Enkeln, sind die Studenten, die phantastisch und mit großem Interesse studieren und mich nach immer mehr Literatur fragen. ... Vielleicht wächst doch eine bessere Generation heran. ...

11. März 1991. Ich bin von der Entwicklung angewidert und werde froh sein, wenn keine meiner Freunde mehr *[politische]* Funktionen innehaben werden und nur wirkliche Politiker die Politik machen werden, d. h. Leute, die sich charakterlich dafür eignen. ... Ich bin froh, daß ich mich geweigert habe, etwas damit zu tun zu haben, d. h. eine Funktion zu übernehmen, aber eigentlich habe ich doch täglich mit der Politik zu tun. ...

Ich bemühe mich, einen Lehrstuhl für Sozialarbeit und angewandte Soziologie zu organisieren, der Sozialarbeiter auf Universitätsniveau ausbilden würde, Fachleute, die Menschen wirklich helfen würden, Institutionen organisieren, den Kirchen und den Gemeinden professionell helfen und sich auf die Probleme der Großstädte konzentrieren

würden. Ich habe aus der ganzen Welt Stipendien bekommen, Lehrer auf diesem Gebiet in Holland kennengelernt ... und bin damit zufrieden.

Aus einem undatierten Brief:

Ich hätte so gern ein kleines bißchen Ruhe, möchte niemanden sehen und keine Zeitungen lesen und mich nur auf das Schreiben konzentrieren, eine philosophische Perspektive im Hinblick auf das, was stattfindet, erreichen und nicht nur ein funktionierender Motor täglicher Ereignisse sein. Vielleicht kommt das auch einmal.

Nach der Revolution beschäftigte sich Jiřina mit einigen der dringendsten Probleme unserer Zeit. Den Vortrag: „Nationalismus in Ost- und Mitteleuropa" hielt sie bei einer Opus-Dei-Konferenz in Franken am 8. Dezember 1990:

In Ost- und Mitteleuropa ist der Nationalismus ein Ersatz für den verlorenen Sekundärstatus der Menschen. Wir alle suchen eine Erklärung für das plötzliche Aufbrechen nationalistischer Probleme, ... die sich wie eine Epidemie in all den verwüsteten Ländern ausbreiten.

... Mit dem Zerbrechen der Grenzen und dem Fall der kommunistischen Systeme wurden nicht nur äußere Barrieren zerbrochen, sondern auch die ... Stereotype des Lebens von uns allen, die wir in der Opposition waren. ... Die Leute aus der „grauen Zone", d. h. die, die ruhig und passiv mit den Kommunisten zusammenarbeiteten ... suchen jetzt ihre ... Identität. ... Sie werden nicht mehr der Kommunistenbande ... die Schuld für ihren mangelnden Erfolg geben können. ... Jahrelang haben die Bürger dieser Länder nach Freiheit gerufen, und jetzt sehen sie, daß sie in den meisten Fällen nicht einmal eine Weltanschauung oder eine politische Ansicht haben. ...

Der Zusammenbruch des Sozialismus ... ist auch der Zusammenbruch der gewöhnlichen Leute, die in diesem System lebten. ... Jeder, der hier lebte, erhielt hier auch seinen Sekundär- oder erreichten Sozialstatus, so wie Bildung, Besitz, gesellschaftliche Position. ... Er mußte sich dem System in mancher Beziehung anpassen – mit Ausnahme derer, die ermordet wurden, und einer geringen Zahl von Dis-

sidenten, kaum einem Tausendstel der Bevölkerung. *[Die Mehrheit]* wird von ihrem nicht ganz reinen Gewissen bedroht. Darum müssen sie einen Schuldigen finden, ... aber wo können sie das in Ländern, in denen eigentlich alle an der Erhaltung eines unsinnigen Regimes teilgenommen haben? Zur gleichen Zeit ist der Wert der Heldenhaftigkeit derer, die für den Zusammenbruch des politischen Regimes arbeiteten, kleiner geworden, denn wir sind uns dessen bewußt, daß seine angebliche Stärke eigentlich lächerlich war. ...

Wenn Leute sich vorstellen, nennen sie gewöhnlich, was sie durch ihre eigenen Bemühungen geworden sind: ihren Beruf und ihre Bildung ... und sind sich dessen bewußt, daß ihr gesellschaftlicher Sekundärstatus mit dem ... gefallenen Regime ... verbunden ist. ... Und so können sie, ohne sich zu schämen, nur ihren gesellschaftlichen Primärstatus, so wie Rasse oder Nationalität, erwähnen. ... Er verbindet einen mit denen, die dasselbe Schicksal hatten ... und entschuldigt einen, denn die übrigen Tschechen und Slowaken ... haben auch an der Erhaltung des gefallenen kommunistischen Regimes teilgenommen. ...

Der Nationalismus, den man jetzt so oft in Ost- und Mitteleuropa findet, ist der Ausdruck eines völligen Wertevakuums. ... Die Freiheit wurde gewonnen, aber es ist nichts da, womit man sie füllen könnte. ... Wenn diese Armen die Möglichkeit haben werden, einen gesellschaftlichen Status durch ihre eigenen Bemühungen zu bekommen, und nicht durch Kollaboration mit einem Regime, wird ihr Selbstbewußtsein steigen, dann werden sie nach ihren Verdiensten und Eigenschaften unterschieden werden, und ihr Nationalismus wird verblassen. ... Aber jetzt brauchen die Menschen einen Sündenbock, und das muß natürlich der andere sein. ... Wenn er eine andere Hautfarbe hat oder eine andere Sprache spricht, so eignet er sich um so besser. ... Deutschland kann als Beispiel dafür dienen. ... Nach dem Versailler Frieden führte die Armut Deutschlands zu Nationalismus und Faschismus. Nach dem Zweiten Weltkrieg aber gehörten die Deutschen zu den ersten, die Europäer wurden. ... Wollen wir hoffen, daß auch jetzt die westeuropäischen Staaten genug Großzügigkeit, Voraussicht und finanzielle Mittel finden werden, um im östlichen Teil ihres Kontinents die nationalistische Welle zu brechen! Vergessen wir auch nicht, daß die Menschen in den postkommunistischen Staaten mit der Ideologie des Klassenkampfs auf-

gewachsen sind, was die permanente Suche nach dem Feind bedeutete.

Ich fürchte, daß sich die biblische Geschichte vom Auszug aus Ägypten in Europa wiederholen wird. ... Die ... Generationen, die in Ost- und Mitteleuropa leben, werden wenigstens vierzig Jahre in der Wüste herumwandern. ... Wir alle werden daran denken, wie wir in der ägyptischen Sklaverei Töpfe mit Fleisch gegessen haben. ...

1990 veröffentlichte Jiřina den Artikel „Die graue Zone und die Zukunft des Dissens in der Tschechoslowakei":[19]

... Spezialisten, Journalisten, Künstler, Schriftsteller und politisch interessierte Leute unterscheiden sich in der Tschechoslowakei nicht so sehr dadurch, was sie wissen oder wie sie Tatsachen bewerten, als durch ihre moralische Einstellung und ihren Mut sowie dadurch, ob und wann sie ihre Ansichten ausdrücken. Das ist viel wichtiger, als Mitglied einer Partei zu sein. „Sind diese Leute fortschrittlich oder reaktionär, links oder rechts?" ... fragt mein Besucher aus dem Westen, und ich verzweifle. ... Ich versuche, ihm zu erklären, daß die Terminologie, die aus ... der Französischen Revolution stammt, aus Cromwells Parlament oder aus der zaristischen Duma, jetzt in Europa nicht ohne Kommentare und Erklärungen verwendet werden kann. ... Diese Ausdrücke sind hier durch wiederholte Revolutionen, Umstürze, Reaktionen, Erneuerungen ... entleert worden. Ich erkläre, daß ich viele Mitglieder der kommunistischen Partei kenne, aber keine überzeugten Kommunisten, daß die meisten Leute nicht aus Überzeugung in der Partei waren, ... sondern weil es ihnen zum Vorteil gereichte, oder wenigstens wegen ihres konformistischen Charakters, weil sie in Ruhe gelassen werden wollten und keine klare Meinung hatten; sie blieben in der Partei oder hatten Angst, sich zu weigern. ...

In unserem Land sind nur zwei Gruppen klar definierbar: die, welche die Macht hatten, und die Dissidenten. Zwischen ihnen lebt, wie in jedem Staat, die „schweigende Mehrheit", die hauptsächlich am Konsum orientiert ist, Menschen in der „grauen Zone", über die ich schreiben will. ... Darunter verstehen wir ein breites Spektrum von Menschen, die einen ungeheuren Einfluß auf die erwarteten Veränderungen in dieser Gesellschaft haben werden. Sie könnten die ... Führung über-

nehmen. Die Leute in der grauen Zone sind zum größten Teil gut ausgebildet, gebildet, gute Arbeiter. ... Sie haben bald die Fehler des sozialistischen Systems gesehen und mußten ihre Karrieren nicht durch Mitgliedschaft in der Partei festigen. ... Sie waren minimal politisch engagiert und konnten sich ihrer Fortbildung widmen. ... Diese Leute werden nie ganz reine Hände haben, nie moralisch ganz glaubwürdig sein. Zögernd und ungern haben sie mit dem Regime zusammengearbeitet. ... Obwohl sie mit den Dissidenten übereinstimmen, haben sie Angst, daß jemand sie kritisieren könnte, weil sie kollaboriert haben. ... Sie jubeln der Charta 77 zu, aber sie selbst spielen nicht. ...

Die Dissidenten sind manchmal zu sehr in ihren eigenen Mut verliebt, um die, die ihnen zujubeln, gebührend anzuerkennen. ... Der größte Teil der Bevölkerung erfüllte die Bedingungen, die das Regime ihm auferlegte, aber ihre politischen Sympathien waren bei der Opposition.

Klassenkriterien sind ... auch unklar geworden. ... Unter den heutigen Arbeitern findet man Universitätslehrer, frühere Politiker und Journalisten und umgekehrt. ... Der Lebensstandard der Mitglieder der grauen Zone ist „die gute Mitte". ... Sie und ihre Kinder schwammen meistens ohne Schwierigkeiten durch verschiedene Zuverlässigkeitsüberprüfungen, bekamen eine adäquate Ausbildung, hatten genügende ... Erfolge. ... Wenn sie eine steile Karriere anstreben wollten, mußten sie klar und betont für das Regime arbeiten. ... Das Establishment hat sich immer vor einer Vergrößerung der grauen Zone gefürchtet und darum von Zeit zu Zeit Säuberungen, ... Kontrollen usw. veranstaltet. ... Das Establishment machte jeden von diesen Leuten zum Mitschuldigen ... und regenerierte dadurch seine Macht.

Wir sollten über sie nicht urteilen. ... Der Mut von jedem von uns hat seine eigenen Grenzen. Es ist unsere Aufgabe, die Leute von der grauen Zone für uns zu gewinnen und sie nicht durch Moralisieren und durch Wühlen in ihrer Vergangenheit zu vertreiben. Wenn die Dissidenten nicht eine exklusive Minderheit bleiben wollen, werden sie diese Leute auffordern müssen, führende Positionen zu übernehmen. Es ist nicht richtig, sie an ihre geringfügige Kollaboration oder an die eigenen Verdienste oder daran, ... daß man jahrelang im Gefängnis gelitten hat ..., zu erinnern.

Die Menschen aus der grauen Zone ... hatten lange Zeit bessere Möglichkeiten für persönliches Wachstum als die Dissidenten ... während die Dissidenten den Anschluß an ihre ursprünglichen Berufe verloren. ... Ich halte es für angebracht, daß sich die Beinahe-Kollaborateure – wenn auch verspätet – der grauen Zone anschließen, anstatt daß wir einander immer mehr Vorwürfe machen.

In einem Interview aus derselben Zeit denkt Jiřina über ihre Jahre als Dissidentin nach:

Leute meiner Generation wählten meistens ihr eigenes Schicksal. Jeder von uns hatte die Möglichkeit, entweder zu emigrieren, sich anzupassen oder nicht übereinzustimmen und hinausgeworfen zu werden. Das geschah mir und war Teil meiner Wahl. Man lebt meistens gemäß den eigenen intellektuellen Fähigkeiten und dem eigenen Charakter. ... Darum betrachte ich mich nicht als Opfer der Umstände. Mir ging es sicher besser als anderen entlassenen Kollegen. Im Krankenhaus war es warm, die Wäsche wurde für mich gewaschen, das Ärztekollektiv behandelte mich gut ... bis heute fühle ich mich unter ihnen wohl.

Außer mit der Versorgung meiner Kinder war ich als Dissidentin tätig und schrieb meine eigenen Beiträge, für meinen Lebensunterhalt und zum Vergnügen, unter verschiedenen Pseudonymen für ausländische, „staatsfeindliche" Zeitschriften so wie Svědectví[20], Listy[21] etc. Fast zehn Jahre schrieb ich regelmäßig für das *[Frauen-]*Magazin „Vlasta". ... Dort reagierte ich auf Leserbriefe ..., schrieb pseudo-gelehrte Analysen und gab gute Ratschläge. Die Briefe waren gutes soziologisches Material, und ich bekam zweimal monatlich 338 Kronen. ... Außerdem schrieb ich eine Reihe populärwissenschaftlicher Bücher, veröffentlichte in *[der Frauenzeitschrift]* „Mona", wo meine Freundin Eva Králová nicht nur mir, sondern auch vielen Dichtern und Schriftstellern die Möglichkeit bot, ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Ich arbeitete besonders gern mit Patienten. Ich bot den unheilbar Kranken und den Sterbenden eine Psychotherapie und dachte mir selbst eine Methode auf dem Gebiet der Thanatologie aus.

Nach der „samtenen" Revolution kehrte Jiřina an die Karlsuniversität zurück und gründete – trotz der skeptischen Einstellung wohl der meisten tschechischen Frauen – mit Hilfe aus dem westlichen Ausland ein Zentrum für Gender Studies. Angebote, politische Ämter anzunehmen, lehnte sie ab. Sie wird von Einladungen überschüttet, sich an internationalen Gremien zu beteiligen und in vielen Ländern Vorträge zu halten. Als Soziologin ist Jiřina besonders an der Anwendung von Theorien auf die praktische Sozialarbeit interessiert und setzt diese Theorien auch selbst in die Praxis um.

Frauen, denen ich von Jiřinas vielen Interessen erzähle, reagieren oft mit einer gewissen Skepsis, obwohl sie meist gar nichts von Jiřinas intensivem Interesse an ihren Kindern und Enkeln oder von ihren vielen Freundschaften wissen. An ihrem Fall sehe ich vielleicht am deutlichsten, wie schwer es ist, das Bild eines Menschen über Grenzen hinweg nachvollziehbar zu machen. An der Aussage, mit der ich schließen will, erkennt man zwei ihrer wichtigsten Eigenschaften: Bescheidenheit und gleichzeitig die Stärke ihrer Überzeugungen:

Ich weiß nicht, ob ich nur Glück hatte, aber ich war nie wirklich ganz unten, nie verzweifelt. Und ... ich möchte nicht mit meinen früheren Kommilitonen und Kollegen tauschen, die die letzten zwanzig Jahre an der Universität gelehrt haben. Mich vor der Macht zu beugen wäre schlimmer gewesen, wenigstens für mich.

Anmerkungen

1 Illegal in den kommunistischen Ländern veröffentlichte Bücher, meist maschinengeschrieben und vervielfältigt.
2 Christlicher Verein junger Männer, auch Young Men's Christian Association [YMCA].
3 Entspricht dem Doktortitel im Westen.
4 Einer der bekanntesten tschechischen Theologen der Zeit
5 Der berühmteste tschechische Philosoph seiner Zeit, Anhänger von Husserl; starb am Ende eines langen Verhörs durch die kommunistische Polizei.
6 Damit meinte man damals meistens die westliche Welt.
7 Ein marxistischer Philosoph mit humanistischer Orientierung.
8 Ein bedeutender Literatur- und Kulturhistoriker.

9 Philosoph und Theologe.

10 Weitere interessante Namen, die Jiřina hier erwähnt, sind Ruda Slánský, der Sohn Rudolf Slánskýs, der nach den Schauprozessen 1952 hingerichtet wurde, und Jiří Dienstbier, ein bedeutender Politiker seit 1989.

11 Ein bedeutender Politiker in den ersten Jahren nach 1989.

12 Ivan Klíma ist ein bekannter Schriftsteller.

13 Eine Schriftstellerin im neunzehnten Jahrhundert, deren strenge moralische Prinzipien bekannt waren.

14 Ein Gefangener, der ganz apathisch geworden ist, „Muselmann" auf deutsch.

15 Ein stalinistisches Mitglied der Regierung.

16 „Anmerkungen aus dem Untergrund".

17 Ein Landhaus, vergleichbar einer russischen Datscha.

18 In Franken.

19 Social Research, Bd. 57, 1989.

20 Erschien in Paris.

21 Erschien in Rom.

Kurzbiographien

Magdalena Dobromila Rettigová

Magdalena Dobromila Rettigovás Geburtsort ist Statenice, unweit von Prag, wo ihr Vater ein herrschaftliches Gebiet verwaltete. Nach dessen frühem Tod lebte sie mit ihrer Mutter meistens in Prag. Sie heiratete den Juristen Jan Sudislav Rettig und lebte mit ihm in verschiedenen böhmischen Kleinstädten. Sie schrieb Geschichten, Dramen und Gedichte auf deutsch und tschechisch im Biedermeierstil, wurde aber hauptsächlich durch ihre Kochbücher und Anleitungen für junge Hausfrauen bekannt. Obwohl ursprünglich deutschsprachig, entwickelte sie sich zur begeisterten tschechischen Patriotin und korrespondierte mit Gleichgesinnten in Böhmen und Mähren. Sie starb 1845 in Litomyšl.

Božena Němcová

Božena Němcová ist wahrscheinlich am 4. April 1820 in Wien als Barbara Panklová, Tochter eines tschechischen Dienstmädchens und eines österreichischen Kutschers, geboren. Sie wuchs im ostböhmischen Ratibořice auf. Mit 17 Jahren heiratete sie den Finanzbeamten Josef Němec, der zur Strafe für seinen tschechischen Patriotismus häufig versetzt wurde. Ab 1845 veröffentlichte Němcová Märchen, Sagen, Geschichten und Romane. Ihr großer Roman, „Die Großmutter", erschien 1855. Sie und die Kinder waren oft krank. Die Familie litt unter Armut. Ihre Ehe war schlecht, und ihre Beziehungen zu ihren vielen Liebhabern endeten in Enttäuschung. Die früher strahlend schöne Božena starb in ihrem 42. Lebensjahr als verbitterte alte Frau.

Josefa Náprstková

Josefa Náprstková ist 1838 als Křižková in Prag geboren. Ihr Vater war Brauereiangestellter, ihre Mutter war für die Reinhaltung eines Wohnkomplexes ver-

antwortlich. Mit 17 Jahren trat sie in die Dienste Anna Fingerhutovás ein und entwickelte sich im Laufe der Jahre zum allseitigen Faktotum im Náprstekschen Familienunternehmen. 1875 heiratete sie den Sohn des Hauses, den Mäzen, Politiker und Feministen Vojta Náprstek. Josefa engagierte sich in vielen öffentlich-wohltätigen Projekten und in der Ausstattung des Náprstekschen Industrie- und volkskundlichen Museums. Sie starb 1907.

Ossip Schubin

Über das Leben der Ossip Schubin, eigentlich Aloisia Kirschner, ist wenig Genaues bekannt. Sie wurde 1854 als Tochter eines Gutsbesitzers in Prag geboren. Die Familie verarmte, und der Vater scheint früh gestorben zu sein. Lula, wie sie genannt wurde, lebte zuerst mit ihrer Mutter und ihrer Schwester Marie, einer Malerin, auf einem Gutshof in der Nähe Prags, verbrachte den größten Teil ihres Lebens in gemieteten böhmischen Schlössern und wohnte zeitweise auch im Ausland, besonders in Brüssel und Paris. Nachdem sie ihre Pläne, Sängerin zu werden, aufgeben mußte, wurde sie sehr erfolgreich als Schriftstellerin. Sie schrieb an die fünfzig Romane, die inzwischen in Vergessenheit geraten sind. Erst im Alter zog sie nach Prag, wo sie 1930 starb.

Berta Fanta

Berta Fanta, geb. Sohr ist 1866 in Libochowitz bei Prag geboren. Sie besuchte eine Töchterschule und wurde von Gouvernanten unterrichtet. Berta heiratete den Apotheker Max Fanta. Ihre Mutter finanzierte sowohl das Haus „am Altstädter Ring", in dem sich die Apotheke befand, als auch die Villa im Vorort Podbaba, wo die Familie und die ihrer Schwester Ida Freund den Sommer verbrachte. Berta hatte eine Tochter, der wir die meisten Informationen über sie verdanken, und einen Sohn. Sie stand einem wichtigen literarischen und philosophischen Salon vor und studierte an der Universität Philosophie. Die Schwestern waren vielseitig kulturell interessiert und verwerteten, was sie sich durch Studium und Reisen angeeignet hatten, in öffentlichen Vorlesungen. Beide standen der Anthroposophie nahe. Berta starb 1918, als sie sich auf die Emigration nach Palästina vorbereitete.

Hermine Hanel

Hermine Hanel wurde als Tochter einer jüdischen Mutter und eines christlichen Vaters 1874 in Prag geboren und wuchs bei ihren jüdischen Großeltern auf. Sie genoß eine sorgfältige Erziehung. Als Erwachsene lebte sie viele Jahre in Wien und München, wo sie schließlich den Architekten Ludwig Deiglmayr heiratete. Mizzi, wie sie genannt wurde, hatte zwei Söhne und eine Tochter. Sie war Malerin, vor allem Illustratorin, und schrieb Romane, die unter einem Pseudonym erschienen. Unter ihrem Mädchennamen veröffentlichte sie ihre „Geschichte meiner Jugend" (Leipzig, 1930). Sie starb 1944 in München.

Gisa Picková-Saudková

Gisa Picková-Saudková ist 1883 als Tochter eines jüdischen Kaufmanns in Kolín in Böhmen geboren. Ihr unveröffentlichtes „Tagebuch eines jüdischen Mädchens" zeigt ihre Konflikte zwischen deutschsprachigem Judentum und tschechischer Normalität, zwischen altmodischem Mädchenschicksal und weiblicher Emanzipation. Sie lebte mit ihrem Mann, einem Tierarzt, in Jaroměřice, zog aber nach seinem frühzeitigen Tod mit ihren zwei Kindern wieder nach Kolín. Sie schrieb Rezensionen und Theaterkritiken. Ihre einzige Buchpublikation ist das sehr geschätzte „Hovory s Otokarem Březinou", ihre Gespräche mit dem Dichter Březina. Gisas Nachlaß enthält einige unveröffentlichte Dramen. Ihre Spur verliert sich 1943 in Auschwitz-Birkenau.

Grete Fischer

Grete Fischer ist 1883 in Prag als Tochter eines jüdischen Fabrikanten geboren. Sie studierte Musik und Literatur an der Universität. Von 1917 an lebte sie in Berlin. Sie war Lektorin bei Paul Cassirer, später im Ullstein-Verlag, und Musikkritikerin beim Börsen-Kurier. Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung emigrierte sie nach London, wo sie sich mit den verschiedensten Arbeiten über Wasser hielt. Ihr autobiographisches Buch „Dientsboten, Brecht und andere Zeitgenossen in Prag, Berlin und London" erschien 1966, ihr Gedichtband „Schuld der Gerechten" 1974 in Darmstadt. Grete Fischer erzielte

erstaunliche Erfolge als Kinder- und Jugendtherapeutin, obwohl sie nie eine entsprechende Ausbildung absolviert hatte. Sie starb 1977.

Milena Jesenská

Milena Jesenská ist 1896 als Tochter eines prominenten Zahnmediziners in Prag geboren. Schon als Schülerin des Frauengymnasiums Minerva lenkte sie durch ihr unkonventionelles Benehmen und ihre aparte Kleidung viel Aufmerksamkeit auf sich. Sie stahl Zahngold aus der Praxis ihres Vaters und Blumen in öffentlichen Parks. Da sie von ihrer Beziehung zu Ernst Polak, einem jüdischen Mitglied der literarischen Gruppe, die sich im Café Arco traf, nicht ablassen wollte, ließ sie ihr Vater in die Nervenheilanstalt Vele slavín einweisen. Schließlich erlaubte er ihr, Polak unter der Bedingung zu heiraten, daß sie nach Wien ziehen würden. Die Ehe war von Anfang an schlecht; Milena mußte sich mit verschiedenen Gelegenheitsarbeiten durchschlagen. Nach einiger Zeit wurde sie als Berichterstatterin und Feuilletonistin für verschiedene Prager Zeitungen erfolgreich. In die Jahre um 1920 fällt auch ihre Liebesbeziehung zu Franz Kafka, dessen erste Übersetzerin sie war. 1924 wurde ihre Ehe geschieden. Ab 1925 lebte sie in Prag als Journalistin. Ihre Ehe mit dem Architekten Jaromír Krejcar bestand von 1926 bis 1932. 1928 wurde ihre Tochter Jana geboren. Sie schrieb einige Jahre für kommunistische Zeitungen, wechselte zur 1937 angesehenen, liberalen „Přítomnost" über und wurde praktisch deren verantwortliche Redakteurin. Zu der Zeit schrieb sie ihre besten Artikel. Ihr letzter Lebensgefährte war Evžen Klinger. Als Widerstandskämpferin gegen die Nazis wurde sie im November 1939 verhaftet und starb 1944 im Konzentrationslager Ravensbrück.

Milada Horáková

Milada Horáková ist 1901 als Tochter des (katholischen) Fabriksdirektors Král geboren. Die Familie identifizierte sich vollständig mit der Republik T. G. Masaryks. Milada war eine ausgezeichnete Schülerin und Studentin. Während ihres Jurastudiums lernte sie Bohuslav Horák kennen, der aus einer Familie mit starken protestantischen Traditionen stammte. Seinetwegen trat sie zum Pro-

testantismus über, und sie heirateten 1927. Milada arbeitete im städtischen Amt für Sozialwohlfahrt unter Petr Zenkl, dem späteren Oberbürgermeister. 1933 wurde ihre Tochter Jana geboren. Nach der Besetzung durch die Deutschen schloß sich Milada einer Widerstandsgruppe an. Im August 1940 wurden beide Horáks verhaftet und blieben bis zum Kriegsende in Gefangenschaft. Bald danach wurde Milada Horáková Vorsitzende des Rates tschechoslowakischer Frauen und Senatorin der nationalen sozialistischen Partei. Nach dem kommunistischen Staatsstreich im Feber 1948 verlor sie ihre Stelle in der Abteilung für Sozialwohlfahrt. Im September 1949 traf sie sich mit einer Gruppe von Gegnern des Regimes, in der sie aber keine führende Rolle spielte. Am 27. September wurde Milada mit zwölf anderen Oppositionellen verhaftet, von denen sich einige vorher gar nicht gekannt hatten. Milada wurde als angebliche Anführerin einer Verschwörung angeklagt. Im darauffolgenden Schauprozeß wurden vier Personen, einschließlich Milada Horáková, zum Tode verurteilt. Sie wurde am 27. Juni 1950 hingerichtet.

Ruth Klinger

Ruth Klinger ist 1906 in Prag als Tochter eines jüdischen Ehepaares, das gemeinsam in einem Wäschegeschäft arbeitete, geboren. Problematisch waren für sie die kritische Einstellung ihres Vaters ihr gegenüber und die äußerst bescheidene Wohnung. Ein einschneidendes Ereignis war der antisemitische Angriff einer aufgehetzten Menschenmenge gegen ihre Eltern, den sie als Kind miterlebte. Sie war als Schauspielerin im Deutschen Theater erfolgreich, ließ sich aber von ihrem ersten Geliebten dazu verleiten, in Berlin ihr Glück zu versuchen. Diese Beziehung scheiterte, und sie hatte auch beruflich schwer zu kämpfen. Eine Glanzperiode als Kabarettistin erlebte sie mit ihrem russisch-jüdischen Ehemann Maxim Sakaschansky, die aber mit dem Nationalsozialismus abrupt endete. Das Kind, das während Ruths Bemühungen, nach Palästina auszuwandern, geboren wurde, war schwerbehindert und starb. Als es den beiden gelang, nach Palästina zu kommen, konnten sie sich als deutsch- bzw. jiddischsprechende Schauspieler nur mit äußerster Anstrengung über Wasser halten. Nach zwei Scheidungen von Maxim und einer Reihe von Liebschaften zog Ruth nach Kriegsende nach Prag zu ihrer Schwester. Dort fühlte sie sich vollkommen fremd, fand aber schließlich eine befriedigende Tätigkeit als Chefsekretärin bei

der israelischen Botschaft. Einige Zeit nach dem kommunistischen Staatsstreich wurde die Botschaft geschlossen, und Ruth kehrte, wie sie schrieb, „nach Hause, nach Israel zurück". Nach jahrelanger diplomatischer Tätigkeit für Israel in der Schweiz zog sie sich in ein Altersheim in Zürich zurück, wo sie 1989 starb.

Jiřina Šiklová

Jiřina Šiklová ist 1935 als Tochter eines Arztes in Prag geboren. Sie studierte Philosophie und Soziologie, heiratete einen Historiker und hatte mit ihm zwei Kinder. Sie erlebte die turbulenten späten sechziger Jahre intensiv und war bis zur Besetzung durch die Mächte des Warschauer Pakts eine begeisterte Kommunistin. Als Dissidentin war sie besonders für den In- und Export verbotener Literatur verantwortlich. Anfang der achtziger Jahre wurde ihre Ehe auf Wunsch ihres Mannes geschieden. Nachdem ihre Tätigkeit im Widerstand entdeckt wurde, verbrachte sie viele Monate im Gefängnis und arbeitete dann viele Jahre als Putzfrau. Während dieser ganzen Zeit arbeitete sie weiter wissenschaftlich, soweit es bei dem begrenzten Zugang zur Literatur möglich war. Seit der samtenen Revolution lehrt sie an der Karlsuniversität Sozialarbeit, hat die Oberaufsicht über das von ihr gegründete Zentrum für Gender Studies, schreibt über die Entwicklungen in den postkommunistischen Ländern, reist zu internationalen Tagungen und ist eine der profiliertesten tschechischen Frauen.

Namenregister

Bildnachweis

Coverabbildung: Gisela Picková-Saudková, Bleistiftzeichnung von L. Kuba. Stadtmuseum Kolín

Abb. 1: Aus: Zdeněk Wirth, *Praha v obrazech peti století*, Prag 1934

Abb. 2, 10, Bildteil S. 8, unten: Aus: Pavel Scheufler, *Fotografiké album Čech*, 1848–1914, Prag 1989

Abb. 3, 4, 17, 18, 25, Bildteil S. 1, unten, S. 3, unten, S. 6, unten, S. 10, oben: Archiv der Autorin

Abb. 5: Aus: Rudolf Skopec, *Dejiny fotografie od nejstaršich dob k dnešku*, Prag 1963

Abb. 6, Bildteil S. 4, oben: Aus: A. D. Šubert u. F. A. Borovsk?, *Čechy 1*, Teil a, Prag 1993

Abb. 7: Aus: Miloslav Novotný, *Život Boženy Němcové*, Prag 1959

Abb. 8, 9, Bildteil S. 5, unten: Náprstek Museum Prag

Abb. 11: Aus: *Hrady a zámky*

Abb. 12, 13, 15: Aus: *Stará Praha*, Prag 1940

Abb. 14: Staatliches Tschechisches Literaturarchiv, Strahov

Abb. 16, 23, 30, Bildteil S. 7, oben, S. 9, S. 10, unten, S. 11, oben: Jiří Ployhar

Abb. 19, 21: Aus: Hermine Hanel, *Meine Jugendjahre*, Leipzig 1930

Abb. 20: Aus: *Čechy* X, 1896

Abb. 22: Stadtmuseum Kolín

Abb. 24, 26: Elisabeth Wolf, Darlington

Abb. 27, Bildteil S. 11, unten: Aus: Marta Marková-Kotyková, *Mýtus Milena*, Primus, Prag 1993

Abb. 28: Aus: Eric Mossel, *Een litrerair gids van Praag*, Schoten, Hadewijch 1988

Abb. 29, 31: Aus: Miroslav Ivanov, *Justiční vražda aneb smrt Milady Horákové*, Prag 1991

Abb. 32: Aus: Ruth Klinger, *Zeugin einer Zeit*, Zürich 1979

Abb. 33, Bildteil S. 12: Jiřina Šiklova

Bildteil S. 1, oben, S. 2, S. 4, unten, S. 7, unten: Library of Congress, Washington

Bildteil S. 3, oben: *Ratibořice*, Prag 1967

Bildteil S. 5, oben: Aus: J. V. Frič, *Paměti*

Bildteil S. 6, oben: Lilli Deiglmayr, Wiesbaden

Hilde Berger
Ob es Haß ist, solche Liebe?
Oskar Kokoschka und Alma Mahler
1999. 208 S. Geb.
ISBN 3-205-99103-6

Zwei exzentrische, narzißtische Persönlichkeiten geraten aneinander: der mittellose junge Künstler Oskar Kokoschka und die um einige Jahre ältere Lebedame aus der bürgerlichen Kunstszene, Alma Mahler.
Wien vor dem Ersten Weltkrieg ist Schauplatz dieser erotischen, romanhaften Biographie. Mit erzählerischer Kraft läßt Hilde Berger eines der großen Liebespaare des 20. Jahrhunderts wiederauferstehen.

Frauke Severit
Das alles war ich
Politikerinnen, Künstlerinnen, Exzentrikerinnen der Wiener Moderne
1998. 296 S. 15 SW-Abb. Br.
ISBN 3-205-98922-8

Die für diesen Band ausgewählten Frauen stehen stellvertretend für eine große Anzahl ihrer Geschlechtsgenossinnen, deren kreativer Beitrag an wissenschaftlichen und kulturellen Bereichen der Jahrhundertwende bislang wenig beachtet wurde:
Adelheid Popp, Berta Zuckerkandl, Johanna Müller Hermann und Lio Hans, Madame d'Ora, Elza Kövesházi Kalmár, Terese Rie alias L. Andro, Elsa Asenijeff, Bertha Eckstein-Diener alias Sir Galahad, Ea von Allesch





Mit Prag, dessen einzigartige Schönheit
seit dem Fall des Kommunismus kein Geheimtip
mehr ist, werden Begriffe wie der Prager Kreis und
das jüdische Prag verbunden.
Beide werden im Ausland fast ausschließlich mit
deutschen Männern identifiziert. Basierend auf
umfangreichen autobiographischen und biographischen Aufzeichnungen und Briefen aus der Hand
von tschechisch- und deutschsprachigen Frauen
und ergänzt um eine ausführliche historische
Einleitung bemüht sich dieses Buch, das bisherige
Bild zurechtzurücken. Die mutige Journalistin
Milena Jesenská, die in der deutschsprachigen Welt
nur als Geliebte Franz Kafkas bekannt ist, Božena
Němcová, die Begründerin der modernen tschechischen Prosa, Grete Fischer, der wir ein facettenreiches Bild der Prager deutsch-jüdischen Kulturwelt
aus weiblicher Sicht verdanken, Berta Fanta, in
deren Salon u. a. Kafka und Einstein verkehrten,
sowie Milada Horáková, die NS-Lager überlebte
und dann nach einem Schauprozeß 1950 von
den Kommunisten hingerichtet wurde,
und andere werden dargestellt.



ISBN 3-205-98759-4
http://www.boehlau.at